Var. 341 $\underline{o}$ / 11

<36632270890017

<36632270890017

Bayer. Staatsbibliothek

Var 341° (11

Blätter für höhere Wahrheit.

Von

Johann Friedrich von Meyer,
Dr. d. Th.

Neue Folge.

Dritte und letzte Sammlung.

Mit einem Register über das ganze Werk.

Welt und Vorwelt.

Berlin,
bey Ludwig Oehmigke.
1832.

11
= T.w. 584
75
W.6 4 3/159
BS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von A. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Vorrede.

Die hiemit geschlossenen Blätter für höhere Wahrheit enthalten neben verschiedenen Ergüssen des Gemüths einen Kreis von Abhandlungen, deren die Zeit nach meiner innern und äußern Erfahrung zu bedürfen schien, die für mich selbst Studien waren, und die hoffentlich nicht ganz veralten werden. Sie gehören meist einer Wissenschaft an, welche uns über diese Welt hinaus begleitet, wären es auch nur musivisch verbundene Steinchen ihres Vortempels. Als zwölfter Theil kann der »Inbegriff der christlichen Glaubenslehre« (Kempten b. Dannheimer) betrachtet werden, welchem ein Ueberblick der Israelitischen und der Kirchengeschichte beygefügt ist. Vielleicht habe ich durch meine bisherigen Schriften meine hauptsächlichste Aufgabe als Schriftsteller erfüllt. Wollen meine

Leser sich mit mir überzeugen, daß all unser Wissen hier nur Stückwerk ist, und daß wir auf den Grund des Erlernten nicht aufhören dürfen fortzubauen, so können ihnen meine Arbeiten zu einiger Anleitung nützlich seyn. Sie haben aber von menschlicher Seite selbstständig zu bleiben, ohne doch die Forderungen an sich zu überspannen, vielmehr sich in Geduld bearbeiten zu lassen, und den einzigen Namen im Gedächtniß zu behalten, dessen Liebe und Erkenntniß zur Vollkommenheit führt. Groß ist der Fortschritt der irdischen positiven Wissenschaften und Entdeckungen in unsern Tagen und, wenn je, unmöglich geworden, sie bis aufs Einzelne mit einiger Gründlichkeit zu umfassen. In der Glaubenswissenschaft aber sind wir zurückgegangen, und sie hat doch bey der größten Einfachheit allein die Verheißung umfassender Kraft und ewiger Dauer, sie zieht leicht Alles an sich, und richtet durch ihr gemeinsames Licht,

was geringerer Natur ist als sie, wandelt zugleich den Menschen guten Willens nach und nach um, und macht aus uns Leute nach dem Herzen Gottes. Dieser edelste Zweck des Menschen muß, ohne Verwerfung oder Vernachlässigung alles dessen, was dazu beytragen kann, wohin sowohl das nöthige niedere Wissensmaterial als das irdische Tagewerk gehört, an uns erreicht werden; und dahin haben bisher meine schriftstellerischen Bemühungen gezielt, nachdem mir die Gnade besserer Einsicht widerfahren, und mit ihr die Pflicht auferlegt war, das anvertraute Pfund nutzbar zu machen. Auf ein glänzendes Anerkenntniß desselben hatte ich fürerst nicht zu rechnen, ich habe dieses empfunden, und empfinde es noch. Unter Widersprüchen und Anfechtungen, und bey der Kälte derjenigen, von deren Verständigung und Heil es sich handelte, habe ich jedoch auch viele und schätzbare Freunde gefunden, denen mein Dank

und ein Lohn gebührt, welchen ich ihnen nicht zu geben vermag. Uebrigens weiß ich, daß die Anmaßung sogar diese meine Sprache für anmaßlich erklären wird; was aber sehr zu beklagen ist, das ist die Unklarheit, in welcher selbst Menschen von guter Gesinnung über sich und die Stufe ihrer Förderung stehen, um Gott eifern mit Unverstand, eigene Tempel bauen, einander ihre Tempel zerschlagen, und nicht vor allen Dingen nach dem himmlischen Vorbilde sehen, das uns nur auf dem Berge gezeigt werden kann, wenn wir nach verlaufenen Zeiten des Harrens dazu berufen werden. Wir sind ja nicht, sondern wir werden. Keine Büchergelehrsamkeit, keine Scholastik, ist unser Lehrmeister, sondern Christus und sein Geist. Er muß uns das Wort und die Erkenntniß aufschließen, wovon wir ergriffen sind, und es frommt gar nichts, nunmehr nach alten Formeln zu greifen, und in heiliggesprochenen Behältern den

Geist zu Markt bringen zu wollen, der sich nicht einsperren läßt; eben so wenig als es irgend fruchten kann, den zernichtenden Wahn der eigenen Vernunft, mit übel angebrachter Belesenheit aufgeputzt, für diesen Geist auszubieten.

Diese Blätter werden mit aus dem Grunde geendigt, weil ihre weitere Fortsetzung das Werk zu bändereich und weniger käuflich machen würde. Auch amtliche Geschäfte gebieten mir stillzustehen, indem ihnen die vorzüglichere Sorge gebührt. Was ich künftig noch leisten darf, und in welcher Weise, hängt vom Herrn ab. Den Ursprung der Aufsätze betreffend, so ist der Inhalt in den drey letzten Sammlungen ganz von mir; auch schon von der dritten Sammlung der ersten Folge her sind alle Bestandtheile durch meine Feder gegangen. In die zwey ersten Sammlungen sind, weil die Anlage ungefähr die einer Zeitschrift war, auch einige fremde Arbeiten aufge-

nommen worden; ich fühle mich aber schuldig, mich dort zu folgenden zu bekennen. Erstlich zu allen mit M. unterzeichneten; außerdem ist von mir im ersten Heft Nr. X. aus einer Französischen Handschrift ausgezogen; Nr. XII. ist nebst der Ueberschrift eigene Dichtung; n a c h heißt so viel als nach A r t; wen dieser scherzhafte Zusatz ärgert, der streiche ihn weg; es kam darauf an zu zeigen, daß man auch in fremdem Style schreiben kann. Aehnlich ist die Ueberschrift 10. Samml. S. 361. Ferner in der 2. Sammlung ist von mir Nr. III. VI. IX (übers.). XII. XVIII. XIX (bearb.). XX. Könnte ich Alles besser machen als es ist, so geschähe es gern; inzwischen nehme man diese Früchte meiner Nebenstunden für gut, und findet man sie so, so lobe man mit mir den Herrn für seinen Beystand, und bitte ihn, daß er sie ferner gesegnet seyn lasse.

M.

Inhalt.

		Seite
I.	Von den drey Welten	1
II.	Vorweltliches.	
	1. Adam	48
	2. Vom Paradies	52
	3. Die Söhne Gottes	61
	4. Bemerkungen zur Mosaischen Völkertafel	65
III.	Indien und Aegypten, oder auch etwas mehr	89
IV.	Die Vergötterungen	153
V.	Erklärung den Magnetismus betreffend .	170
VI.	Das Verdienst Christi	206
VII.	Bedarf es des äußerlichen Abendmahls ? .	224
VIII.	Aus dem Wunderbüchlein	239
IX.	Nachträge und Fragmente	274
X.	Harfenklänge	333
	Register.	

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Von den drey Welten.

Das ganze Reich der Dinge theilt sich in drey Unterreiche, und zwar zwiefach: nach seinem formalen und nach seinem wesentlichen Bestande. Das formale Verhältniß ist zugleich ein genetisches, emanatives und repräsentirendes; das der wesentlichen Abtheilung beruht zuerst auf dem directen Gegensatz, der dann in einem Dritten zusammenkommt. Beyde Dreyheiten greifen in einander, und reihen sich auch neben einander. Das eigentliche Wesen aber, oder der Grund des Bestandes ihrer aller, liegt allein in Gott. Formal verschieden werden hier genannt: die elementarische (d. i. körperliche, materiale), die astralische und die geistige Welt; wesentlich verschieden aber die Welt des Lichts, des Scheins und der Finsterniß. Man irre sich nur nicht an den gebrauch-

ten Ausdrücken: formal, wesentlich u. dgl., die sich vielleicht auch anders anwenden lassen, sondern sehe auf die Begriffe, die hier damit verbunden werden. Es läuft also folgende doppelte Kette neben einander her:

Licht.	Geist.
Schein.	Astrum.
Finsterniß.	Element.

Wie die Kategorien der Dinge zusammen verwandt sind, wird das Nachdenken leicht ergeben. Es läßt sich z. B. folgende Zusammenstellung machen:

Licht	Geist.
	Astrum.

Und die entgegengesetzte:

Schein	Element.
Finsterniß	

Ferner auch:

Licht	Geist.
Finsterniß	

Und wie das Elementarische (im Grunde gegen die etymologische Wortbedeutung) hier für einerley mit den Körperlichen oder der Materie genommen wird, so gehört zu dem Astralischen das Seelische, zu dem Geistigen das Göttliche. Für die erste Kette

ist exponirend: gut — gemischt — böse. Die Wörter leiblich, seelisch, sinnlich, sichtbar, himmlisch, geistig oder geistlich u. s. w. erlauben ebenfalls verschiedenen Gebrauch; es kommt aber auf die Sache an. Es gibt auch Zwischenglieder, die theils einem oder dem andern Hauptglied näher verwandt sind, wie der menschliche Geist Gott näher steht als die Engel, obwohl diese auch Geister heißen; es gibt Relativitäten und darnach gebildete Ausdrücke, wie die Geister (Spiritus) in der Körperwelt im Verhältniß zu den schweren Stoffen, wie die astralischen oder Himmelskörper. Jeder grobe Körper hat sein Astrum, seine Seele, sein Oel, und hat auch seinen Geist, mehr oder weniger fein und flüchtig. Es gibt flüchtige Oele, es gibt schwere Luftarten; so sind auch die geistigen Wesen mit Bewußtseyn verschieden. Es gibt auch verschiedene Mischungen und Beziehungen von gut und böse.

Der Ursprung der Dinge, als in Gott und aus Gott, ist Licht und ist Geist, und vollkommen gut; und vom Geistigen ging das reine Astralische als dessen Form aus, welches zugleich das wahre Elementarische oder Principialische der höhern Körperlichkeit ist. Erst aus dem entstandenen Bösen, das geistig ist, kam Verfinsterung in das reine Leibliche,

und es entstand schwere Leiblichkeit oder grobe Materialität. Sie ist jetzt gewissermaßen eins mit dem Schein oder der Erscheinungswelt; sie ist deren Zugehör und das Erzeugniß der bösen Grundursache. Fortan erst steht der Geist, das Astrum, und die Materie nach ihrer jetzigen dunkeln Gestalt, mit einander in Zusammenhang; denn es ist dem astralisch Leiblichen gleichsam eine Rinde gewachsen, die eben die grobe Materie ist.

Wie das geistig Böse die Wirkung haben konnte, das leiblich Schwere (das an sich selbst unschuldig, gleichgültig ist) zu erzeugen, läßt sich nicht ohne Anstand begreifen. Allein alles Nichtgeistige ist ja Wirkung des Geistigen; diese sichtbare Schöpfung ist jedenfalls ein Werk des höchsten Geistes. Gleichwie nun er zuerst einer reinern Welt ihre höhere Sichtbarkeit und Klarheit gab, so hatte das Princip der Schwere und Grobheit einen entgegengesetzten geistigen Ursprung. Dessen Mutter, das Böse, theilte den Dingen seine Eigenschaften, nämlich die der Finsterniß, der Schwachheit, Nichtigkeit und Vergänglichkeit mit; das Böse, der Grimm, zieht das Freye auf sich selbst zurück, macht es massenhaft und dunkel; von ihrem wesentlichen Ursprung her aber blieb den also vergestalteten Dingen der Same

der ewigen Dauer, durch den sie eigentlich sind, während sie ihrem jetzigen Zustande nach nur eine Scheinwelt bilden. Sie sind aus der verworrenen Finsterniß und Ungestalt zur Form, und zwar zu der in der reinen Lichtwelt begründeten, als gemischte Nachbilder erbaut; ihre Form, sofern sie eine Nachbildung aus der wesentlichen Welt ist, ist ewig; sofern sie aber aus der Finsterniß entspringt, ist sie bestandlos und Schein. Der Schein mischt sich aus dem wahren Wesen und aus dem Nichtigen, aus Licht und Finsterniß.

So ist die Scheinwelt sowohl an sich als in Bezug auf uns beschaffen; denn unsere natürlichen Geistes- und Seelenvermögen sind ihr ähnlich verkleidet oder verdunkelt, und darum kann sie uns scheinen zu seyn was sie nicht ist. Object und Subject sind einander conform, und auf diese Weise werden Idealismus und Realismus ihrer wahren Gültigkeit nach eins. Wir haben eine andre Vorstellung von ihr, als wir haben würden, wenn wir sie wesentlich erkennen. Was wir an ihr lieben oder hassen, würde sich uns anders darstellen. Sie flößt uns Begierden und Abneigungen ein, die keinen Grund als eine Art von Täuschung, eine knechtische Verknüpfung unser mit ihr haben. Wir

finden Wahrheit in ihr, die zur Lüge wird; wir genießen Lust an ihr, die nur einen Augenblick dauert und sich oft in Unlust verkehrt. Eine solche Lust hat zwar etwas vom Wesentlichen in Absicht ihrer Annehmlichkeit; sie stellt jedoch nur schattenartig das Wesentliche der wahren und ewigen Lust vor, die sich nicht wandeln, die nicht vergehen kann. Eine süße Frucht ist nichts mehr nach dem Augenblick des Genusses; auch die Erinnerung daran erlischt. Wir haben Etwas geschmeckt, was uns nur einen schwachen Begriff geben kann von dem, was es wesentlich seyn sollte; wir haben einen flüchtigen Wiederschein des Urbilds erblickt. Je mehr wir uns in den Schein verlieben, desto nichtiger ist unser Glück und unser Streben. Dieser Schein ist allerley Art; auch unser Ich in unserer Einbildung von ihm gehört dahin; Ehre, Reichthum, Schönheit, alles irdische Gut. Es sind nur täuschende Bilder, die uns an sich fesseln wollen, anstatt daß wir aus ihnen verstehen lernen sollten, wie viel mehr werth ist, was sie abschatten, und wie viel nützlicher es ist, sie zu entbehren. Wir sollen sie nicht suchen, sondern wenn sie uns zufallen, diese Scheingüter, sie für das Wesentliche und zur nothdürftigen Stärkung unserer irdischen Kräfte benutzen, weil

diese uns zu Trägern der ewigen Kräfte gegeben sind. Wir sollen uns nicht betrüben, sie entbehren zu müssen, auch wenn ihr Mangel uns unbequem fällt; es ist uns etwas Edleres aufgehoben, wovon sie nur die Schlacken sind, die wir durch das Läuterfeuer los werden. Denn wir müssen sie an uns los werden, wir müssen sie verachten lernen; sonst hängen sie unserer sinnlichen Natur durch die Verwandtschaft allzu fest an, auch wenn es gar nicht mehr möglich ist, daß wir sie besitzen sollten. Unser Durst nach wahren Gütern und Genüssen ist unersättlich, und die wahre Befriedigung ist eben so unversiegbar; hingegen die falschen Güter und Genüsse befriedigen nie ganz, nie bleibend, sondern machen uns nur unersättlich nach dem Unbefriedigenden. Christus spricht: »Wer dieses Wassers (der sinnlichen Güter) trinket, den wird wieder dürsten. Wer aber des Wassers trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen Wassers werden, das in das ewige Leben quillt« (Joh. 4, 13. 14).

In der That ist das Wasser das wahrste Bild von der Scheinwelt, und sie ist Wasser; denn auch die Erde ist Wasser. Die Lust zu ihr vergleicht sich

dem Durst. Beyde andre Welten aber sind Feuer, die Lichtwelt ein reines, klares, lebendigmachendes, die finstere Welt ein dunkles, grimmiges, verzehrendes, tödtendes. Beyde brennen inwendig in uns. Das finstere Feuer erregt alle die Leidenschaften, denen wir unterworfen sind; es macht uns durstig nach dem Wasser der Sinnlichkeit, indem es unser Fleisch, unsere lüsternen Seelenbegierden entzündet, die mit jenem Wasser verwandt sind; und das ist noch seine unschuldigere Wirkung. Dabey mißbilligt oft der Geist, was Leib und Seele thun. Viel ärger ist es, wenn der Geist mit erhitzt wird, wie im Hochmuth, in der Herrschsucht, im Betrug, und in allen Lastern, die mehr teuflischer, so wie jene mehr thierischer Art sind. Ueberall aber ist Verwandtschaft und leichter Uebergang zwischen beyden; daher gehören auch die höllischen Leidenschaften dem Fleische, der fleischlichen Gesinnung an. Die Lichtwelt hat ihren Zündpunkt im Gewissen, in der höhern Vernunft des Menschen, in dem übergebliebenen Adel seiner Natur, dessen Einer mehr, der Andre weniger übrig hat. Die Reue nach der That ist jedesmal ein Beweis davon. Sie findet sich besonders nach den Uebereilungen durch fleischliche Triebe und Zorn, welche den Geist verfinsterten. Aber wenn dieser

selbst Finsterniß wird, so daß die Sinnlichkeit ganz die Oberhand erhält, er gleichsam erlischt und der Mensch ein Thier wird (Jud. 19. Matth. 6, 23); oder wenn der Geist in das trübe Feuerlicht der Lüge und Bosheit hinüberbrennt: alsdann wird die Lichtwelt im Menschen zugeschlossen. Umgekehrt geht sie auf in ihm, wenn er ihr die Herrschaft über sich einräumt, wenn er für diese Herrschaft in ihm kämpft, und durch sie die sinnlichen und bösen Triebe zu unterwerfen sucht, und geht alsdann auch für ihn auf. So wird der Mensch geistlich und weise, und gelangt endlich zum Erbtheil der Heiligen im Licht.

Durch das Element ist das reine Astrum in uns gebunden, und durch dessen Fessel auch der Geist. Von diesem aus geht es wieder zur Entbindung und Freyheit, wenn er sich mehr und mehr mit dem Licht, als seiner Mutter, vereinigt; denn dadurch wird er kräftig, die beyden untern Welten im Menschen zu besiegen und ihrer Reinheit entgegenzuführen. Das Astrum des Thiers ist (nur mit wenigen und sehr auffallenden Ausnahmen) vom Element ganz gebunden und beherrscht, weil das Thier keinen Geist hat; daher seine Wildheit, von der es nur die Zucht des Menschen befreyen und gleichsam ein besseres Bewußtseyn in ihm entwickeln

kann. Es unterliegt auch ganz den physisch-astralischen Einflüssen, die durch das Mittel des verdorbenen Elements oder im Zusammenhang damit oft schädlich auf dasselbe wirken. Das Aehnliche geschieht mit dem Menschen in seinem natürlichen Zustand, als erstem der Thiere. Nur im ganz umgewandelten Zustande, wo alle Verwirrung und Finsterniß in ihm aufgehoben ist, kann nichts Astralisches mehr ihm schaden, sondern ihm auch das nur nützen, was zuvor verderblich für ihn war. So wird es mit der Schöpfung überhaupt werden, wenn erst Licht und Geist in ihr überwunden haben. Alle böse Erzeugnisse dieser Welt rühren vom Element her, sofern das finstere Feuer in ihm wirksam ist und die reine astralische Kraft verkehrt. Ein faßliches Beyspiel gibt die belebende Lichtwärme der Sonne, welche nur durch körperliche Medien, und namentlich durch die chaotischen Dünste der Atmosphäre, erstickend und verbrennend wird. Einen reinen Körper aber, wie die Luft, kann auch das fressende Küchenfeuer nicht versehren, sondern dient ihm zur Entledigung von dem Unlautern, das ihm beygemischt seyn mag, und macht die Luft, wenn ihr die Wärme fehlt, lebendiger und wohlthätiger. Das Unverbrennliche im Element ist sein reiner Bestand,

sein Astrum und die daraus entstandene höhere Leiblichkeit. Hingegen das Verbrennliche an ihm ist das Wasser des Scheins, mit welchem auch das Princip der Finsterniß von ihm hinausweicht.

Das Wasser unserer Erde ist nur durchsichtig, beweglich und belebend, so lange das Lichtprincip in ihm frey wirken kann, und mit ihm das der Lebenswärme. Sind diese Principien in ihm verschlossen, wie durch Frost oder Vertrocknung, so hört auch seine Lebendigkeit auf, welche die höhere Hälfte seines Ursprungs, nämlich des Ursprungs der Scheinwelt beweist, und es bleibt nur die Urkunde von der niedern Hälfte, nämlich der Finsterniß übrig. Hier haben wir den Beweis, daß die Gerinnung zur groben Körperlichkeit eine Wirkung des feindlichen, zerstörenden Princips ist. In ihm liegt die Gewalt des Todes. Die Gerinnung eines klaren öligen Wesens durch scharfe Säuren (Laugensalz), liefert gleichen Beweis. Und wollen wir noch einen einleuchtendern, so ist es die Erscheinung, daß die Lebensluft mit der unathembaren (Oxygen mit Hydrogen) Wasser niederschlägt, welches das Princip der Irdigkeit ist.

Des Menschen Geist ist dem Lichte verwandt, und zwar dem höchsten, unsichtbaren; seine Seele

und sein innerer, principialischer Leib dem sichtbarern oder insonderheit so genannten Licht und dem Gestirn, sein grober Körper den niedern Elementen. Es läßt sich keine ganz scharfe Grenze ziehen, sondern die Dreyheit der Anfänge prägt sich in mannigfachen Abstufungen oder Uebergängen aus. Die menschliche Seele steht ihrem Wesen nach zwischen dem Urlicht und dem astralischen, sie ist englischer Art; der Leib steht zwischen Gestirn und Element. Das Gestirn hat nicht zunächst Einfluß auf den Geist, sondern auf Leib und Seele. Es ist aber auch, wie schon gesagt, in den Körpern nach ihrer Art Geist, Astrum und Element, und sie stehen alle unter dem ihnen verwandten astralischen Einfluß. Wenn es heißt, die Lehrer werden leuchten wie die Sterne, so bezieht sich das äußerlich auf die Verwandtschaft des geistlichen Leibes mit der Sternwelt; weßwegen auch der Apostel, wenn er von dem geistlichen oder Auferstehungsleib redet (1 Kor. 15), die Klarheit der Gestirne damit in vergleichende Verbindung setzt (V. 41. 42).

Die Finsterniß ist mit dem Abfall der Engel entstanden als Chaos, und weil aus diesem alle Himmelskörper unsers Sonnensystems gebildet sind, so tragen auch sie Finsterniß an sich, obwohl unsere

Erde die meiste, und in deren Mittelpunkt ist der eigentliche Sitz der Finsterniß. Daher heißt es bey Hiob: »Siehe, der Mond scheinet noch nicht, und die Sterne sind noch nicht rein vor seinen Augen« (C. 25, 5). Und weil alles Finstere, nach Maaß seiner Finsterniß, schwächer ist als das Licht, so ist unsere Erde dem eigenthümlichen Lichte der übrigen Planeten, obgleich es durch Anstrahlung der gemeinschaftlichen Sonne sichtbarer wird, als es für sich seyn würde, mehr unterworfen, als die Beleuchtung unserer Erde auf sie Einfluß haben mag. Daß die untern Planeten (Merkur und Venus) dichter als unsere Erde sind, benimmt ihrer verhältnißmäßigen Lichtnatur nichts, wie das helle Licht der Venus, sofern es ihr zugleich eigenthümlich ist *), im Vergleich mit dem Saturn, und schon jeder Edelstein beweist. Die Influenz ist aber überhaupt nicht an die Sichtbarkeit des Lichts gebunden, wie aus dem Oxygen, dem wahren Princip und Vater des Lichts, offenbar seyn muß. Es läßt sich zwar nicht berechnen, welche Wirkung z. B. der aphroditocentrische Stand unserer Erde auf die Venus hat; aber zu vermuthen ist, daß er weniger stark und weniger wohlthätig als ihr geocentrischer auf uns seyn möge.

*) Vg. Schuberts Kosmologie S. 231.

Die Wirkung der Planeten, z. B. des Mars, auf die Sonne, je nach dem geocentrischen Verhältniß oder Stande gegen sie, nämlich daß Mars in gewissen Ständen ihre Strahlen erhitzt und Gewitter bringt, beweisen offenbares Lichtvermögen, wenn auch nicht sowohl die Sonne an sich hiebey leidet, als in unserer Atmossphäre ihr Einfluß durch den martischen verändert wird. Wegen der, der planetarischen Natur beygemischten Finsterniß aber, die schon daraus deutlich ist, daß die Planeten ihr sichtbares Licht meist von der Sonne nehmen müssen, sind sie, zugleich mit diesem ihrem Centralkörper, der weit mächtigern Wirkung der Fixsterne, als reinerer Lichtträger, unterthan, von denen daher ihre eigenthümliche Effluenz und Influenz nach gewissen Ständen gehindert, verstärkt und modificirt wird, welches ohne deren große Entfernung noch viel nachdrücklicher geschehen würde. Ob von jenem großen Abfall, der die Lichtwohnungen in unserm Sonnensystem (die schwer vollstellbare Behausung Jud. 6) verwirrte, sich auch einiger Schatten auf die Welten der Fixsterne verbreitet hat, läßt sich nicht bestimmen, aber das geht aus einigen Stellen der Schrift hervor, daß auch sie sich noch zu höherer Klarheit verwandeln werden. Die jetzige Reinheit

ihres Lichts ist jedenfalls nur eine verhältnißmäßige, da nur Gott selbst, als das höchste verständliche Licht, absolute Vollkommenheit besitzt. Es wird übrigens hier vorausgesetzt, daß die Fixsterne schon vor der Schöpfung unsers Sonnensystems vorhanden gewesen, und nicht erst mit dieser Welt erschaffen worden. Wir streiten zwar über diesen Punkt nicht, und es lassen sich einige ausgleichende Vermuthungen aufstellen, wovon eine schon angedeutet worden ist. Wir wollen etwas näher zusehn, wobey Gelegenheit seyn wird, über die Maaße zu erstaunen, welche die, zwar noch sehr problematische astronomische Berechnung der Entfernungen als Resultate an die Hand gibt. Scheinen diese übertrieben, so rührt es von dem ersten Ansatz her; immer bleibt die Raumweite unvorstellbar groß.

Der Durchmesser der nur wenig excentrischen Bahn des Uranus beträgt über 800 Millionen Meilen*), folglich ihr Umfang über 2400 Millionen. Den Flächeninhalt eines Cirkels zu finden, multiplicirt man die Peripherie mit dem vierten Theil des Diameters: folglich hat unser Sonnensystem, wenn die Uranusbahn als dessen Grenze angenommen wird, einen Flächengehalt von mehr denn vier-

*) Schubert S. 267.

mal hundert und achtzig tausend Billionen Quadratmeilen, oder gegen eine halbe Trillion. Dieser große Raum ist die astralische Veste, von welcher 1 Mos. 1, 7 redet. Ueber ihr sind die obern Wasser unsers Sonnensystems, wovon in demselben Vers Erwähnung geschieht. Nun ist bekannt, daß die Entfernung der Fixsterne, selbst deren, die uns am nächsten zu stehen scheinen, zu groß ist, um durch die Parallaxe mit Sicherheit gefunden zu werden. Inzwischen soll der Abstand des Polarsterns von der Sonne nach Piazzi 4310 Halbmesser der Uranusbahn betragen *), d. i. den Halbmesser der Uranusbahn zu 400 Millionen Meilen angenommen, eine Billion, siebenmal hundert und vierundzwanzig tausend Millionen Meilen. Hievon die 400 Millionen Meilen des Halbmessers der Uranusbahn abgezogen, bleibt ein Raum außer unserm Sonnensystem bis zum Fixsternhimmel von einer Billion, siebenmal hundert und dreyundzwanzig tausend, sechshundert Millionen Meilen im Durchmesser der Breite rings herum für die Wasser über der Veste übrig. Andre Astronomen berechnen noch größere Zahlen des Abstands. Dieses ungeheure Revier nun bis

*) Schubert S. 114. 115. Vg. dessen Buch: Die Urwelt und die Fixsterne.

an die Grenzen des Fixsternwelt (wenn der Polarstern als einer der nächsten angesehen wird), betragend nach obigen Annahmen, und die Peripherie zum Diameter schlechthin wie drey zu eins gesetzt, zehn Billionen, dreymal hundert und vierundvierzig tausend Millionen Meilen im Umfang, und acht Quadrillionen, neunmal hundert und sechzehn tausend, fünfhundert und achtundzwanzig Trillionen Quadratmeilen an Flächeninhalt, worin wir jetzt einen kleinen Punkt einnehmen, mag wohl groß genug erscheinen für das vormalige Reich des ersten der Engel; wir bedürfen die unmeßbaren Räume der Fixsternwelten weiter nicht dazu. Denn obgleich die Subjectivität des Raumes, d. i. die Beschränkung durch die Ferne, für freye geistige Wesen unbeträchtlich ist, und ihre Versetzung von einem Ort zum andern mit der eines Körpers, mit der Bewegung des schnellsten Flügelthiers, dem Fall der schwersten Masse, oder dem Treiben des Geschützes, gar nicht verglichen werden kann: so bedarf doch jedes Geschöpf eines Raums zu seinem Aufenthalt, und so sehr jener Geisterraum jetzo zu unserer Wohnung verkleidet seyn mag, so lag dessen Stätte doch ebenfalls hier, wo nun die unsrige ist. Ungeachtet nun ferner die Fixsterne ein für uns sichtbares Licht haben, das sogar mit Hülfe un-

serer Atmosphäre (wie das der Sonne) uns helle machen kann, die erste Schöpfung aber eine Geister- oder Engelschöpfung war: so sind sie doch erstlich durch die ungleich höhere Lichtnatur ihrer Massen im Vergleich mit den Planeten und selbst mit unserer Sonne, und da sich höchst wahrscheinlich keine solche Planeten bey ihnen befinden *), sodann durch jenen Zwischenraum von mehr denn anderthalb Billionen Meilen, oder so viel er nun betragen mag, von unserm gröbern Sonnensystem unterschieden und abgesondert, und scheinen also nicht zur Mosaischen Weltschöpfung, d. i. zur Neuschöpfung des durch Lucifers Fall chaotisch gewordenen Raumes seiner Behausung zu gehören. Sie stünden demnach da als Ueberbleibsel einer frühern Welt, als ein großer Kranz von feinen Lichtkörpern, der Lucifers Reich umzog. Sey es nun, daß die mächtige Schicht von Aetherwasser über der Veste als nächstes dioptrisches Mittel ihnen Sichtbarkeit für uns gibt, oder daß sie von diesen Wassern angesteckt und überfluthet, erst Erscheinungen für die menschlichen Sinne geworden und so von ihrer frühern, noch höhern Lichtnatur etwas eingebüßt: jedenfalls möchten wir sie als Zubehör

*) Blätter f. h. W. 4. Samml. S. 354 ff.

der ersten oder geistigen Schöpfung betrachten dürfen, so wenig diese auch an sich unsern äußern Sinnen wahrnehmbar gewesen seyn würde. Sollten sie aber gleichzeitig mit der Sonne und ihren Planeten erschaffen seyn, so sind sie wenigstens nicht aus derselben Masse erschaffen; sie müßten alsdann Figirungen des Lichts über den obern Wassern, Gerinnungen der Lichtmaterie mit diesem höchst feinen Wasserstoff seyn. Dabey bliebe jedoch unbegreiflich, warum in dem weiten, unser Sonnensystem umkreisenden Kanal dieser Wasser nicht auch Sterne sind, welche unsere Planetenwelt mit der Fixsternwelt verbinden, in einem Raum, der allerwärts den Abstand des Uranus von der Sonne 4309mal übertrifft. Möglich wäre es, daß dem fortwährenden Aufsteigen der obern Wasser in die Region der Fixsterne jene stete Veränderung in ihr, jenes neue Entstehen und Verschwinden von Sternen zuzuschreiben wäre, welches man beobachtet hat. *) Denn das Astralische läßt sich sowohl sichtbar als unsichtbar denken, wie schon oben erwähnt worden; das wahre Lichtprincip in der Körperwelt, der Sauerstoff, ist obgleich schwer doch unsichtbar, und wird

*) Blätter 4. Samml. a. a. O.

nur in seiner Vermischung mit dem Wasserstoff, welcher allen groben, elementarischen Körpern inwohnt, leuchtend; er ist unsichtbares, mit dem Wasserstoff entzündet aber sichtbares Astrum. So gibt denn das Wasser allen Dingen, auch dem Lichte, die Sichtbarkeit, den Schein. Und so haben auch die Fixsterne ihre Sichtbarkeit irgendwie vom Wasser.

Das Reich der Finsterniß hat seine Wurzel in sich selbst, verzweigt sich allerwärts durch das Element oder die Materie, und verliert sich bis in das Astrum, auch in die Seele des Menschen. In dieser wirkt es geistig, denn es ist geistig in seinem Grunde, erfüllt aber die materiale Scheinwelt, welcher es in Verbindung mit der Lichtmaterie ihren Stoff geliefert hat, und macht sie verweslich, ohne das Unverwesliche in ihr zerstören zu können. Es macht das Verderben der Körper und die Verkehrtheit der Geister aus, und ist im Gegensatz des Lebenslichts ein glühendes und frostiges Dunkel. Als Verkehrtheit des Verstandes ist es Dummheit, aber in Verbindung mit dem auch in ihm unsterblichen Licht eine Scheinklugheit, nämlich die Arglist. Als Verkehrtheit des Willens ist es Bosheit, aber in Verbindung mit dem auch in ihm unsterblichen Gewissen eine Scheingüte, nämlich die Heucheley. In

der Verstellungskunst ist es daher Meister, und führt mittelst ihrer stets den Beweis gegen seinen eigenen Werth. Denn wenn es gut und rechter wäre als das Göttliche, wie es behauptet, so bedürfte es des Scheins des Göttlichen und der Lüge nicht, welche sein Eigenstes ist. In jener Behauptung aber äußert sich sein Hochmuth, als der Grund aus dem es entsprossen. Mit ihm letzt es sich selbst, mit den Scheingütern ködert es die, welche sie zu genießen fähig sind, und läßt sie durch deren unbefriedigendes, bodenloses Wasser in seinen eigenen feurigen Abgrund stürzen. Der Getäuschte durch die Sinnengüter fällt der Finsterniß anheim. Wer sich nicht will bethören, zum Irrthum und zur Sünde verführen lassen, dem bereitet es Qual, und vergällt ihm jeden Becher des irdischen Lebens. Doch ist ihm überall eine Grenze gesetzt, und seine Bosheit schlägt zum ewigen Glück seiner Gequälten aus; es könnte ihnen keinen trefflichern Dienst leisten. Hiob ist deß Zeuge, der Herr und alle Boten des Herrn.

Die Sinnenwelt ist der Kampfplatz zwischen der Welt des Lichts und der Finsterniß. Der geheime Streit waltet um das Ganze, und regt sich in jedem Einzelnen; er bricht in äußern Kämpfen aus, die sein Daseyn verrathen. Sie sind Ver-

sichtbarungen dessen was hinter dem Vorhang geschieht. Sie finden sich im Moralischen und im Physischen; denn hinter beyden wirken unsichtbare verständliche Kräfte, und das Physische pflegt Begleiter und Vorbote, auch hervorbringendes Werkzeug, des Moralischen zu seyn. Wer wohl aufmerkt, kann am Sichtbaren das Unsichtbare wahrnehmen, und die Stimmen aus beyden Reichen mit dem innern Ohre hören. Es gibt Menschen, die das traurige Loos haben (doch mit ihrem Willen), Gefäße der Bosheit zu seyn, und deren verworrener Charakter, wie er sich in ihrem Benehmen darstellt, ohne feindliche Einwirkung unerklärbar ist. David sagt von ihnen (2 Sam. 23, 6. 7): »Aber Belial sind allesammt wie ausgeworfene Disteln, die man nicht mit Händen fassen kann; sondern wer sie angreifen soll, muß Eisen und Spießstangen in der Hand haben, und werden mit Feuer verbrannt werden zur Ruhezeit.« Der Einflüsterung des Bösen sind aber auch gute Menschen unwissend und nur allzu häufig unterworfen; darum nennt einmal der Herr den Petrus einen Satan, als er in der liebreichsten Meinung aus des letztern Eingebung redete (Matth. 16, 23). So geht es auch denen, welche »den Gesellen der Kinder gleichen, die an dem

Markt sitzen« (Matth. 11, 16. 17); sie sind bedauernswürdig.

Wenn man bedenkt, welches große und herrliche Reich der Fürst des Lichts, jetzo der Finsterniß, verloren hat, so ist seine Wuth gegen die Menschheit sehr erklärbar. Erst hat er sie thierisch, dann teuflisch gemacht; Adam fiel, und sein Erstgeborener war der erste, der einem Menschen das Leben nahm. Wollust und Habsucht, Hochmuth und Zorn (welcher gleich Mord ist; denn »wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger«), sämmtlich aus der sinnlichen Eigenliebe entspringend, sind die Laster, die er dem Menschen durch den Fall eingeimpft hat und bey ihm unterhält. Man hat sich daher nicht zu wundern über die Verwirrung und Sündigkeit der Welt, in deren Finsternissen oder Halbdunkel er seine Herrschaft übt nach göttlicher Zulassung, und daß die Menschheit sich selber zu helfen unfähig ist. Die Menschheit ist Fleisch, und im Fleisch gebunden; Fleisch überwindet das Geistige nicht. Wunderbarer ist die Ordnung und die Rettungsmittel, die von göttlicher Seite unterhalten werden; und der Umstand, daß sie wirksam sind, zeugt für das unauslöschliche geistlich-sittliche Bedürfniß des Menschen, als den übriggebliebenen Adel seiner Natur.

Denn ohne daß im menschlichen Gemüth ein Haltpunkt für sie wäre, könnten sie nicht fassen. Ueberdem arbeitet das finstere Reich dem Reiche des Lichts beständig in die Hände, welches eine Folge seiner Nichtigkeit und der alleinigen Siegeskraft des Lichtreichs ist. Aus langem Unrecht entsteht Gerechtigkeit. Sünder kommen durch die Sünde und deren Folgen endlich zur Erkenntniß; je unglücklicher der Mensch wird, um so mehr wird er gedrungen, seine Zuflucht zu Gott zu nehmen, sich von ihm züchtigen und beseligen zu lassen. Es geschieht auch das Umgekehrte, aber nur bis auf seine Zeit. Jeder Mensch hat ein Maaß des Widerstandes gegen die göttliche Liebe in sich, die nach unbegreiflichem Rath zuweilen die härtesten Herzen plötzlich zerschmelzt, um durch sie die biegsamern zu gewinnen. Alles Böse nimmt ein Ende, wenn es auch viele Aeonen lang währt. Wie Gott in seinem Licht allein die unermeßlichen Räume übersieht, vor deren Zahlen unserm Geiste schwindelt: so übersieht er auch allein die Zeiten, die zur ewigen Vollendung seines Geschöpfs erforderlich sind. Selig ist, wer zu den Erstgeborenen des Lichtreichs gehört; an solchen hat die Finsterniß ferner keine Gewalt, und sie sehen der allmähligen Einschränkung und Zernichtung des finstern Reichs im Lichte

Gottes zu, welches ihr Reich und ihr Erbtheil geworden.

Da sich der gefallene Morgenstern, jetzt im Abgrund unsers Planeten gebunden, mit seinem Stellvertreter, dem Luftfürsten oder Satan, zum Gegengott constituirt hat, so hat sein Reich auch eine förmliche Organisation, den Schatten der Ordnung des Lichtreichs. Wenig ist uns davon geoffenbart aus göttlicher Klugheit. Alle geistige Macht ist eine übernatürliche, d. i. die gemeinen Gesetze der Körperwelt übertreffende. Daher die Zauberey, daher die reine natürliche und die göttliche Magie oder vielmehr Wunderkraft. Denn Magie heißt eigentlich Priesterweisheit, weise Kunst. Auch das Wunder hat drey Reiche. In der Scheinwelt fängt es bey der Illusion an, deren Gesetze erkennbar sind. Es geht fort zur gründlichen Erkenntniß und Anwendung der Kräfte der Körper und der geistigen Kräfte, und steigt sofort in die Lichtwelt. Aber dieselbe Naturkenntniß kann auch abwärts zur teuflischen Zauberey führen und sich mit ihr verbinden, daher wir im Alterthum Giftmischerey und Hexerey in den Ausdrücken gepaart sehen (veneficus), und die eigentliche Magie häufig in dieses Verderben versank. Die Zauberey ist, aller grausamen Uebertrei-

bungen der Sache ungeachtet, auch nach dem Worte Gottes etwas Wesentliches, obgleich sie vermöge ihrer Nichtigkeit viel Eingemische von der Täuschung hat, welche vor der göttlichen Erkenntniß wie eine Wolke schwindet. Beyde geistige Wunderkräfte können auch abgesondert von den Wegen der körperlichen Natur sich dem Menschen unmittelbar nähern und ihm eigen werden, und ihm eine gewisse Herrschaft über das Leibliche mittheilen, die aber bey der bösen Magie allzeit sehr beschränkt ist. Der böse Zauberer muß eben sowohl wie der natürliche bey gewissen Hemmungen oder Ueberbietungen seines Vermögens erkennen, das sey Gottes Finger. Die gute oder böse Natur der Wunderthaten hängt zunächst vom Willen des Wirkenden, und ihre Stärke vom Glauben ab, als beydes geistigen, verschwisterten Kräften, die nach sinnlichen Gesetzen nicht zu berechnen sind. Der Glaube ist hier die Ueberzeugung von dem unsichtbaren Vermögen, das der Wille gebraucht. Obgleich die offenbaren Wunderthäter, groß oder klein, selten sind, und nur nach Bedürfniß gesandt werden, so geschehen doch weit mehr Wunder als wir denken. Denn das ganze Schicksal der Welt beruht auf einem verborgenen Wundergrund, und die Einwirkung des Unsichtbaren in das Sichtbare hört nie-

mals auf. Wie Luft und Licht und alle feinkörperliche Elementarkräfte sammt den astralischen ununterbrochen auf die Erde und ihre Körper wirken, so strömen die geistigen Einflüsse unaufhörlich auf das Geistige ein, und gebrauchen öfters die Vermittelung des Astralischen, um auf das Leibliche und von da wieder auf das Geistige zu wirken.

Daß in der Lichtwelt Ordnung herrscht, versteht sich von selbst; denn sie ist der Grund aller Ordnung, die sich in den Normen der Natur versichtbart, und bis in die finstere Welt, selbst unter deren Verwirrungen erstreckt. Denn deren Reich könnte sonst nicht bestehen. Jene himmlische Ordnung ist aber zugleich unbegreiflich frey, folglich höchst wunderbar. Band und Freyheit sind in ihr eins, ein Gesetz, dem wir nur von ferne nachspüren können. Sie erscheint unserer Vernunft zuweilen verkehrt in ihren Aeußerungen; denn wir haben zwar auch von ihr unsere logischen Gesetze empfangen, diese sind aber jetzo der Scheinwelt angepaßt, in die der Mensch herabgesunken ist, und sein natürliches geistiges Licht ist mit eingewickelt in dem niedern astralischen Wasser der Seele, wie diese selbst, und wird von dessen scheinbaren Dünsten schwer befreyt. In dieser Gebundenheit heißt der

menschliche Verstand insonderheit Vernunft, als etwas Fremdes oder Fernes vernehmend, und im Gegensatz von ihr nennt man ihn Verstand, als dasselbe wirklich verstehend, erkennend und wissend. Eigentlich und an sich ist die Vernunft ein Vermögen der Seele und deren eigenthümliches Licht, aber jetzo gebunden, und durch ihre Fesseln auch der Verstand des Geistes. Das Geisteslicht des Menschen an sich ist in seiner Freyheit sehr hoch, selbst die Engel übertreffend, als ein unmittelbarer Funke des Lichtes Gottes; in seinen Schranken aber sehr trübe, und weit unter die Engel erniedrigt. Es ist jetzt nur geeignet, nach den Formen der sinnlichen Erkenntniß, nach den Gesetzen der Sichtbarkeit zu urtheilen, ist daher dem Wunderbaren, das sich in der Ordnung der Freyheit bewegt, aus vermeintem Bewußtseyn seiner eigenen Zulänglichkeit abgeneigt, will es nach den Regeln seiner Beschränkung erklären, oder nur als belustigendes Phantasiespiel gelten lassen. Jedoch thut es dieß nur sofern es sich selbst in diese Schranken bannt, sofern es sinnlich denkende Vernunft ist; denn sein verschlossener innerer Strahl, in Gemeinschaft mit dem englischen Licht oder höhern Astrum der Seele, heischt eben jenes Uebersinnliche und Wunderbare; daher der beständige

Kampf und Mangel an Consequenz in allen Vernunftmenschen und Unglaubigen. Sie läugnen äußerlich, und ihr Gemüth bejahet doch; und was sie äußerlich behaupten, das straft ihr besseres Bewußtseyn der Lüge. Sie können unter andern niemals von den göttlichen Offenbarungsbüchern loskommen, obgleich sie deren Wunder bis zur Entwürdigung ausleeren, und hierin sogar fromm und urchristlich zu handeln vorgeben.

Zu jenen verkehrt scheinenden Aeußerungen des Göttlichen, weil die Vernunft es in ihrem hohlen Spiegel anschaut, gehört besonders die Selbsterniedrigung der Gottheit in der Person des Heilands. Daß das höchste Wesen unter allen Verhältnissen das höchste bleibe, ist selbst eine Forderung der natürlichen Vernunft; sie erkennt nur allzu schwach oder gar nicht, daß das Höchste als geistig sich weniger in unveränderter Macht, das in der Vollkommenheit der Tugenden offenbaren muß, zu denen die Demuth und Selbstverläugnung gehört, welcher kein Opfer zu groß ist, das sie der Liebe oder dem höchsten Guten bringt. Je tiefer die Gottheit sich herabließ aus diesem Grunde, desto gewisser war sie es selbst. Alle Handlungen Gottes bestimmen sich nach seinem Wesen; dessen vollkommene Güte ist aber weder

Liebe ohne Recht, noch Recht ohne Liebe. Die einseitige Vernunft hingegen hält sich nur an eine von diesen beyden Eigenschaften, und will daher nur einen zornig mächtigen, oder einen schwach nachsichtigen Gott; und so wird in zwiefacher Irre des sinnlichen Urtheils der gekreuzigte Christus den Juden ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit. Es gehören zu eben jenen schwer begreiflichen Aeußerungen eine Menge Dinge in der Schrift und im Menschenschicksal, aus deren Räthseln bloß der Glaube hilft, welcher sich erst unterwirft, um dann Erleuchtung für die Vernunft zu empfangen. Denn nur die Demuth ahmt der Gottheit nach, und wird dafür des göttlichen Lichts theilhaftig.

Von der Stufenordnung unter den Lichtwesen geben uns die Sterne nach ihrer verschiedenen Größe, Klarheit und Kraft, auch die ganze niedere Natur, die Verhältnisse der Häuslichkeit und die Einrichtung der Staaten, endlich der verschiedene intellectuelle und moralische Rang der Menschen, ein anschauliches Bild. Wir dürfen nicht zweifeln, daß der Gott der Ordnung, welcher der Sichtbarkeit ihre Statute gegeben, es nach der Gesetzesnorm seiner höhern Welt gethan und diese darin abgebildet habe. Hiernach redet auch die Schrift. Ueberhaupt ist

nichts Sichtbares, das nicht sein geistiges Urbild hätte. Die drey Welten spiegeln jede die andre ab, und aus dem, was vor Augen ist, kann der erleuchtete Verstand erkennen, was jenseits der Erscheinungswelt, was über und unter ihr liegt. Wohl dem, dem die Augen geöffnet sind.

Die Sinnenwelt ist die Vereinigungsstätte der Lichtwelt mit der finstern, oder vielmehr die Vereinigung selbst, das Erzeugniß beyder. Wenn die finstere Welt gerichtet und von der Sinnenwelt ausgeschieden wird, so bleibt das Licht allein in dieser übrig, sie wird zu Licht. »Mache dich auf, werde Licht!« heißt es bey dem Propheten. Die Verklärung ist eine Scheidung und zuletzt eine Verwandlung; denn alle Finsterniß kann und muß zu Licht werden, indem sie nur eine Verkehrtheit, nichts Selbstständiges ist.

Wenn man die unübersehbare Größe der Astralwelt bedenkt, und hieraus auf die Geisterwelt schließt, so schrumpft alle Herrlichkeit unserer jetzigen materiellen Behausung auf ein Nichts zusammen. Das hat diejenigen geirrt, welche nicht wußten, was unser Erdbällchen war und seyn wird, ja was es in Verhältniß zu allen andern kosmischen Körpern wirklich ist. Der Mensch ist ein verkleideter Fürst in

einer wilden Einsiedeley. Er ist der Zögling einer Bauernhütte, aber zum Thron bestimmt, und die Hütte zum Palast. Wer möchte aber um des Leimenhäuschens willen das unermeßliche Reich Gottes verlieren? »Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze (sichtbare) Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner Seele?« Wer möchte nicht gern Alles entbehren, was er entbehren soll, die flüchtigen Stunden der Wartezeit hindurch, um bald ohne Aufhören überschwänglich satt zu werden? Das große Reich, nicht nur das wir fragend anstaunen, sondern das noch kein Auge gesehen hat, ist unser, wenn wir ein Nu lang Geduld haben wollen. Dessen Ende ist leicht abzusehen; unser Leben ist ein Heute und ein Morgen; fallen wir aber dem finstern Reich anheim, so werden die Wartestündchen zu Ewigkeiten, deren Ende nicht abzusehen ist. »O Eitelkeit der Eitelkeiten!« spricht mit Recht der weise Prediger; »es ist Alles eitel unter der Sonne!« Je länger der Verständige lebt, um so nichtiger erscheint ihm Alles. Die Jugend hat dieses Gefühl selten, und geräth dadurch auch bey dem besten Willen und den schönsten Grundsätzen in mancherley Irrthümer. Zwar auch vielen Thoren scheint es so; darum bringen sie sich um, wollen schnell in den

Himmel fahren, oder auch nichts mehr seyn. Und das ist denn der Gipfel der Eitelkeit der Erkenntniß.

Obige Raumzahlen scheinen uns nur wunderbar, vielleicht unmöglich, selbst wenn noch viel daran gekürzt würde, wegen unserer jetzigen Kleinheit und der Raumschranken, in die unsere Leiber wie unser Vorstellungsvermögen gebannt sind. In der verklärten Auferstehung möchte unser körperliches Maaß Alles weit hinter sich lassen, was die alte Kunst in ihren Kolossen ahnend aufgestellt hat, und die göttliche Natur, deren wir theilhaftig werden, der »geistliche Leib«, den wir anziehen sollen, wird uns (wie schon oben angedeutet ist) das Vermögen geben, uns plötzlich an Orte zu versetzen, die uns jetzt ungeheuer weit entlegen zu seyn scheinen. Zu einer Reise in die Fixsterne würde unsere gewöhnliche Lebenszeit viel zu kurz seyn. Unser großer Hoherpriester aber, der durch die Himmel gegangen ist (Hebr. 4, 14), hatte dazu wenig Zeit nöthig. Die Versetzung eines geistigen Wesens von einem Ort zum andern ist gleichsam nur eine andre Stellung, die es augenblicklich annimmt, wie wir hier schon an unserm Geist erfahren können, der sich plötzlich in die fernsten Gegenden der Erde und vom Abgrund auf die Gestirne hindenkt. Wir sind diese Fähigkeit

zu sehr an uns gewohnt, um sie wunderbar zu finden; eben so wird uns das persönliche Ueberspringen des Raums dereinst natürlich vorkommen. Die Schrift sagt uns, daß Engel aus der göttlichen Gegenwart, die über den Sternen ist, zu den Menschen gesandt werden; offenbar bedürfen sie dazu nicht die Zeit, welche das Gesetz des Falls mit sich bringt, sondern nur den Willen, anderwärts zu seyn. Da das sichtbare Licht den Uebergang von der Geisterwelt zu der körperlichen macht, so können wir an diesem wunderbaren Mittelwesen und seiner Geschwindigkeit auch hierin etwas lernen. Sie ist die größte, die man kennt, obgleich nicht die eines Geistes. Das Licht, als der feinste der Körper, pflanzt sich nicht augenblicklich in die äußerste Weite, aber so schnell fort, daß es von der Sonne zu uns in 8 Minuten und 7 $^1/_2$ Secunden gelangt, folglich in einer einzigen Secunde einen Weg von mehr als 40,000 Meilen durcheilt. Es übertrifft die Geschwindigkeit einer Kanonenkugel mehr als anderthalb millionenmal, und die des Schalls beynahe 976,000 mal.*) Stellen wir uns nun vor, daß unser Leib ein Lichtstrahl

---

*) Gehlers Wörterbuch Art. Licht, 2. Bd. S. 888. Erxlebens Naturlehre von Lichtenberg, §. 636, wo 8 Min. 13 Sec. angegeben werden.

wäre, so würde er in der angegebenen Zeit nach der Sonne reisen können, deren mittlere Entfernung von uns zu zwanzig Millionen, sechsmal hundert und achtundzwanzig tausend Meilen angeschlagen wird. *) Wären wir nun in ungefähr 8 Minuten durch 20 Millionen Meilen zur Sonne gelangt, so könnten wir von da nach demselben Ansatz uns in 160 Minuten oder 2 Stunden und 40 Minuten zum Uranus schwingen, und in 1 Jahr, 9 Monaten und ungefähr 14 Tagen zum Polarstern, so daß für uns schon als Lichtkörper die Reise nach dem Fixsternmeer so unbegreiflich weit nicht wäre. Nach dieser, für die Verständigung über das Weltall und unser Verhältniß zu ihm keineswegs unfruchtbaren Berechnung, so seltsam sie sich auch anlassen mag, könnte man weiter die Stundenzahl oder die Tag- und Jahresreisen zwischen den Stationen des Fixsternhimmels selbst bestimmen, wenn uns nur die Meilen der Entfernungen besser bekannt wären. Doch sind hiebey die vernünftigern Ansichten Schuberts nach Herschel **) vorauszusetzen, wonach die ehemals angenommenen Abstände der Fixsterne von einander sehr zusammenschmelzen, und nicht alle

*) Gehler Art. Sonne, 4. Bd. S. 71.

**) S. Blätter f. h. W. 4. Samml. S. 359 ff.

Nebel des Sternhimmels Haufen von einzelnen Sternen sind. Was nun das körperliche Licht in etlichen Jahren durchmessen würde, das kann wohl das geistige, nämlich die mit Bewußtseyn und Willen begabten geistigen Wesen, in Minuten und Augenblicken durchlaufen. Sich hievon einen zureichenden Begriff zu machen, bleibt auch nach obiger Herabschätzung von Zeit und Raum durch die Geschwindigkeit des Lichts immerhin schwer. Sie selbst ist beynahe unvorstellbar unsern trägen Sinnen, um so mehr die Bewegung dessen, was nicht an Zeit und Raum gebunden ist, wie wenigstens der höchste Geist. Denn wohl mag, wie schon hier ein Geist schneller ist als der andre, auch in der Welt der Geister deren Schnelligkeit verschieden seyn. Der Schall ist auch nur etwas Halbkörperliches, wie das Licht, beyde sind Astrum in ihrer Art, und dennoch ist er, wie wir gesehen haben, um Vieles langsamer.

Wenn bis zur Fixsterngrenze das Drittheil der sichtbaren Himmel ist, wie wir muthmaßlich annehmen wollen, so würden zwey andre Drittheile vermöge immer höherer Sternlager, viele concentrische (ideale) Kugeln bilden, an denen sich überdieß umschließende Ringe oder Gürtel fänden, jenen einigermaßen ähnlich, welche den Körper des Saturn umgeben. Die eine dieser Zonen ist

die Milchstraße, »die andre, nur an einigen Punkten als ein lichter Nebel wahrnehmbare — durchschneidet die Zone der Milchstraße fast unter einem rechten Winkel, und es zeigen sich grade an den beyden Polen der letztern — die zusammengedrängtesten Lichtmassen der andern Nebelfleckenzone, welche übrigens auch noch, eben so wie unsere Milchstraße, gleichsam in zwey Aeste (Ebenen) getheilt ist.« *) — Beyde Zonen bilden also zusammen gleichsam ein Doppelrad, wie jene Ezechielischen am Wagen Gottes. Nach obigen Angaben läßt sich nun weiter der Flächengehalt des ganzen Fixsternkreises, und der Weg von der Sonne bis an die jenseitige Außengrenze nebst der Zeit berechnen, welche der Sonnenstrahl bis dahin nöthig hätte. Allein da das Licht der Fixsterne noch von größerer Feinheit ist, als das der Sonne, so würden wir, um als Lichtkörper die Fixsternwelt zu durchlaufen, in deren feineres Licht gekleidet, noch weniger Zeit als der Sonnenstrahl brauchen. Und doch besitzen ihre Strahlen noch nicht die Geschwindigkeit des unkörperlichen, verständigen Lichts der Geister, die über allen Vernunftbegriff ist, und die eben da anfangen muß, wo nichts Sichtbares mehr

---

*) Schuberts Kosmologie S. 119.

für unser Auge ist. Jenseits der Sternwelt, wohin die alten Philosophen eine unendliche Leere setzten, ist nichts Begreifliches mehr für uns; der noch nach Zahlen vorstellbare Raum ist zu Ende, und ein unendlicher Raum ist nicht der unsrige, folglich für uns unvorstellbar. Die Gottheit selbst ist das unendliche Ende des Raums, das ist das Einzige, was wir denken, aber nicht fassen können. Gibt es aber über dem Licht der Sterne noch ein unsichtbares Körperlicht, ja unter mehreren ein geistiges Astrum höchster Art, außer dem verständigen, so wird auch dieses unser werden; denn es ist wirklich vorhanden in dem geistigen oder himmlischen Leibe Christi, dem auch wir ähnlich bekleidet werden sollen, womit er ins Unsichtbare eingegangen ist, und wiederum daraus erscheinen kann in plötzlichen Erweisungen; während Adams materiellerer Leib sich so hoch nicht erheben konnte.

Jenen räumlichen Aufgaben sind die intellectuellen Wege zu vergleichen, welche der menschliche Geist, als ein immaterielles, denkendes Licht, in allerley Wissenschaft, besonders aber in der wahren, allumfassenden göttlichen Weisheit zu durchwandern hat. Je nach der Feinheit und Freyheit seines Verstandes, welche von der Reinheit seiner Seele abhängt, wandelt er schneller oder langsamer. Der von beschwe-

renden Leidenschaften Gebundene kommt mühsam oder niemals vorwärts. Er steigt kaum zum Mond empor, nämlich zum niedern Wissen, viel weniger zur Sonne. Der lasterhafte und böse Mensch, der Thor, kriecht an der Erde, und sinkt mit seinen Gedanken und Wünschen sogar unter ihre Oberfläche hinab. Er will nicht aufwärts zum Licht, er liebt die Sinnenwelt und die Finsterniß. Der Weise schwebt, innerlich in immer höheres Licht verwandelt, schneller und schneller, im umgekehrten Verhältniß des Gesetzes der Schwere, in die hohen Abgründe des Reichs des Geistes. Er ist, obwohl noch auf Erden, doch im Himmel dem Geiste nach, für den es keine Entfernung gibt, als den Unterschied der Gesinnung. Reines Herzens schaut er Gott in Gedanken, in der Person seines *verklärten* Erlösers, und versteht es, wie über Engel, Erzengel und Kräfte herrschend, Christus durch sie alle den Geist der Liebe ergießt, zum Gehorsam des Guten in der Wahrheit. Er kann vielleicht schon hier dahin gelangen, mit dem Apostel in den dritten Himmel, in das Paradies, entzückt zu werden; aber er wird sich dessen nicht überheben können noch dürfen, wie er auch die unaussprechlichen Dinge, die er daselbst vernimmt, nicht wiedersagen kann noch darf. Die Stufen und Kreise der Boten Gottes

und der Seligen sind uns mit Lichtnebeln verschleyert, und die Kreise der Hölle mit den Schatten des Todes. Wir wollen nicht neugierig hinauf noch hinab schauen. Aber wir wollen das Herz reinigen in der Kraft dessen, der für uns gestorben und auferstanden ist, um entgegenzukommen durch seines Todes Verwandtschaft zu seiner Auferstehung, welche die Thür der seligen Unsterblichkeit und des Himmelreichs ist, in das er emporfuhr. Zum Throne Gottes ist Ein Schritt: Sey ganz göttlich gesinnt. Und wenn dieß für uns unmöglich ist, so wird, wenn wir wollen, der es ausrichten, der Alles wohl macht.

Außer Gott selbst, welcher absolut ewig und frey ist von Raum und Zeit (unendlich und allgegenwärtig), außer ihm gibt es für alle Wesen einen gewissen Raum und eine gewisse Zeit, in denen sie nach ihrer Art befangen sind. Wie wir nun hier uns die Dinge nach unsern Zeit- und Raumgesetzen vorstellen, und sie sich darin begeben: so denken und bewegen sich geistigere Wesen nach den Gesetzen ihrer Region; und dieser Regionen sind so vielerley, als Arten von Geschöpfen sind. Wir nehmen abermals ein Beyspiel an uns selbst: unser Körper ist an schwerere Gesetze gebunden, als unsere Seele und unser Geist; alle drey haben hier verschiedene Schranken. Die

Gedanken des Geistes fliegen unaufgehalten durch Zeiten und Räume; sie ergreifen selbst das Uebersinnliche und Ewige, sie denken Gott. Unsere Seele hat Erinnerung und Vorempfindung (wir wollen hier mit letzterer nur sagen: Furcht, frohe Erwartung ꝛc.). Unser Leib haftet ganz an der Gegenwart und bewegt sich langsam durch seinen Raum, der mechanischen Bewegung lebloser Körper ähnlich. So sind in uns die drey Hauptverhältnisse von Zeit und Raum abgebildet: das elementarische, astralische und geistige, in deren jedem aber wieder viele Unterverhältnisse, oder mit andern Worten, verschiedene Zeiten und Räume liegen. Selbst in der sichtbaren Körperwelt; man stelle sich nur die Dauerhaftigkeit und Leichtigkeit eines Naturkörpers gegen den andern vor. Die Imponderabilien, wie Wind, Blitz oder Elektricität, Magnetismus, Licht, gehören noch in unsere Körperwelt, bilden aber zugleich den Uebergang zur unkörperlichen; man kann nicht läugnen, daß sie in Zeit und Raum sind, und doch sind sie in unserm Körperraum nicht beschließbar, und wirken nach Gesetzen, die unsere gemeinen Vorstellungsformen übertreffen, und die wir daher wunderbar nennen. Ihnen, den höhern Elementen dieser Sinnenwelt, entsprechen unsere Seelenvermögen, jedoch

in ihrem anerschaffenen Stande weit freyer und mächtiger als sie. Die seelische Magie des Willens übersteigt weit unsere Vernunft in Kraft, Fernwirkung und Geschwindigkeit, so weit daß ihre Wirkungen geläugnet und für Mährchen gehalten werden, weil sie nach unsern Scheingesetzen unglaublich sind. Haben wir aber nur Acht, wie die Seele mit Willen und ohne ihren Willen durch die Einbildung ihren Körper augenscheinlich und plötzlich verändern, die seltsamsten Reize und Erschütterungen darin hervorbringen kann, und bedenken wir daß die Grenze, die wir ihrer Kraft hierin setzen wollten, stets willkührlich seyn wird, wie sich ein jeder Urtheiler die Möglichkeit vorstellt.

Unsere natürliche Vernunft hält anfangs Gegenstände für nah, die sehr weit entfernt liegen, z. B. das Gestirn; sie wird erst allmählig durch Vergleichung und Berechnung deren Abstand von uns inne. Weil ein solches Verhältniß auf sinnlichem Wege zu erfahren ist, wiewohl oft unvollständig, so kann sie es in so weit finden und ausrechnen. Sie hält hingegen unsichtbare Wesen für fern, die doch nahe sind, namentlich Gott selbst; denn sie glaubt keine Spur von ihm zu sehen, als höchstens eine fertige, für sich wandelnde Schöpfung. Erstere Täuschung ist

mehr der kindischen Vernunft, letztere mehr der überbildeten eigen; sie beruhen aber auf gleichem Grunde der Sinnlichkeit. Eben so erfahren wir erst durch das Lernen die Ausdehnung des Gebiets der Wissenschaften, und erkennen auch, daß, was wir gesucht haben, uns oft ganz nahe liegt. Wenn wir daher Männer an Verstand geworden sind, so müssen wir wiederum wie die Kinder werden, um die Erkenntniß des Fernen und des Nahen zu vereinigen. Aus der Ferne holen wir das Wissen, in der Nähe wenden wir es an. Wir steigen dennoch fort und fort, es kommt uns aber näher und näher, und am Ende geht uns ein unauslöschliches Licht auf über alle Dinge, die uns nah und fern umgeben; es bleibt keine Ferne und keine Nähe mehr für uns. Dieses im vollkommensten Sinn ist nur Gott eigen; aber wir werden dieser seiner Eigenschaft in gewissem Grade, nach unserer mehrern oder mindern Fähigkeit, mittelst seines Lichts theilhaftig gemacht.

Einen besondern Rückblick verdienen hier die Ferngläser, die als lichtverwandte Massen, nach optischen Regeln geformt, versichtbarend wirken, unser Auge in die Ferne versetzen, und das Ferne ihm nahe bringen. Sie vermehren gewissermaßen die Illusion, aber sie zerstreuen sie auch; jenes thun sie

als Wasser, dieses als Licht. Man finde hierin keine Spielerey; es liegt ernste Wahrheit in dieser Andeutung. Gleich annähernd ist für unsern Verstand ein jedes Bild, welches die Sichtbarkeit uns darbietet; es hat Form oder Schein, wodurch es dem Auge unserer Vernunft, und hat Sinn oder Geist, wodurch es dem Unsichtbaren und unserm Geiste verwandt ist. Es gibt aber noch ein annäherndes Vermögen, worin kein Schein und kein Bild, sondern lauter Geist und Wesen ist, und dieses liegt im menschlichen Gemüthe selbst. Mittelst seiner innern Gottverwandtschaft ist der Mensch fähig, selbst das Göttliche sich nahe zu fühlen, Gottes inne zu werden, obwohl nicht aus eigener Gewalt, sondern aus Gnaden dessen, der sich ihm offenbaren will. Doch kann er die Empfänglichkeit hiezu in sich befördern. In einem demüthigen Herzen ist dieser Offenbarung heiligster Sitz, und jeder Trost des Gebets, und jeder Blick der Erleuchtung, gehört eben sowohl dahin, als die reine Empfängniß im Schooße der Magd des Herrn, und der Engel, der sie verkündigte. Es sind auch hier noch Unterschiede von mancherley Art, und wenn die Entzückten von einer seligen Verschlungenheit in das unfigürliche göttliche Licht reden, so gilt dagegen im Allgemeinen

kein nüchternes Urtheil, zumal da selbst die Sinnenwelt analoge Zustände darbietet. Man verzeihe, daß wir hier so schnell von einer Kategorie zur andern überspringen; der Verständige wird die harmonische Verwandtschaft zu würdigen wissen, in welcher die verschiedenen Welten bis auf ihr kleinstes Zubehör zu einander stehen, und das Niedere immer die Darstellung des Höhern wird; ein Umstand ohne welchen sogar keine Sprache für letzteres möglich wäre.

Der Mangel an Vorstellung von höhern, innern oder geistigern Räumen als der unsrige, macht uns unbegreiflich, wie es sich mit der Grenze unsers sichtbaren Raums verhält. Unendlich kann der Sinnenraum nicht seyn, er muß sein Ziel haben. Aber als wenn, Kreis um Kreis, oder Kugel um Kugel, immer feinere Lüfte einen Mittelpunkt umgebend gedacht werden, so umschließen auch die Räume einander, geistiger und geistiger, und jedesmal der geistigere durchdringt zugleich den sinnlichern, bis zu der unbegreiflichen Gottheit und ihrem unvorstellbaren Sitz, in deren Unendlichkeit sich Alles endet, und die über Alles und zugleich in Allem gegenwärtig ist (Ephs. 4, 6. Apost. 17, 27. 28). Das Böse aber und sein Raum können durch den sinnlichen und guten geistigen nur bis an gewisse Punkte rei-

chen, wie ein Gift nur den äußern, aber nicht den innern, unsterblichen Leib durchdringen kann; während das Gute und Göttliche alle Räume durchgeht, und selbst im Tod und in der Hölle noch der Grund des Lebens bleibt. Dieser, nicht Pantheismus, sondern Pantopotheismus, macht die Sünde jeder Art, besonders aber die wahre Feindschaft Gottes, worin der Satan steht, erschrecklich. Das Geschöpf sündigt mit demselben Leben, das es aus und in Gott hat, und empört sich gegen dessen Grund und Urheber. Daher im Nachbilde das ernstliche Gebot des kindlichen Gehorsams. Zugleich überaus tröstlich ist diese Lehre für den Gottseligen, der Gott in sich wie bey sich zu haben glauben darf, und zwar also, daß Gott gerne seine Wohnung in ihm hat, und sich mit Gnaden darin erzeigt. Ein solcher vergöttert nicht sich, sondern er ehrt in sich den Strahl des Lebens aus Gott, und scheut sich ihn zu entweihen.

Einst wird der Raum, welcher unsere Sinnenwelt trägt, wieder ein Raum der Geister und geistlichen Leiber werden, und der Raum, der das Böse mit geistigen Banden verschließt, muß durch das Feuer der Ewigkeiten geläutert sich zur himmlischen Freyheit erhellen. Es trieft ein röthlicher Thau von Zions Bergen, köstlicher als aller Balsam der Welt;

er kühlt die ausgebrannte, durstige Gluth, und die Seligen jauchzen, nichts mehr zu finden, als Gnade und Versöhnung. Die sinnlichen Schilderungen, welche die Schrift uns von der Ewigkeit macht, sind mehr als Gleichniß; es gibt eine geistige Leiblichkeit, worin sie sich verwirklichen, und einen geistigen Raum, worin wir sie finden werden. Und was die Vorstellungskraft hier viel zu matt ist am sinnlichen Nachbild abzunehmen, das Niegesehene, Niegehörte, Niempfundene mit allen Sinnen des Gemüths, das Niegedachte wird wahr werden. Dem Gott, welcher der Geist, und das Licht, und das Leben der Dinge ist, sey Lob und Preis, Ehre und Ruhm, ewiglich. Amen.

II.

Vorweltliches.

1.
Adam.

In dem »Inbegriff der christlichen Glaubenslehre«, und schon zuvor in den Anmerkungen des Bibelwerks, ist zu einigem Anstoß für Unkundige behauptet worden, daß Adam oder der Mensch zuerst in Einer Person erschaffen, und hernach Heva, als der andre oder weibliche Bestandtheil seines Wesens, von ihm geschieden worden sey, wovon wenigstens das erste nach der Bibel unwidersprechlich ist. Auch ist dieser ganze Satz nicht neu, seine Läugnung aber ist es, gleich mehreren vermeintlich orthodoxen Begriffen. Es ist gezeigt worden, daß die geheimnißvollen Worte 1 Mos. 1, 27: »Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn;

Mann und Weib (oder männlich und weiblich) schuf er sie«; womit das 2. Cap. und Cap. 5, 2 zu vergleichen ist, wenn man sie nicht bloß oberflächlich ansieht, eine Mehrheit in der Einheit ausdrücken. Das im 2. Cap. gebrauchte Wort Zela heißt in der Schrift öfter Seite als Ribbe; wird aber auch letztere verstanden, so folgte ihr, was wesentlicher war, als ein solches einzelnes inneres Glied. Zudem ist in den Worten: achat mizal'othaiv, das Femininum und der Umstand zu bemerken, daß das Substantivum im Dualis genommen werden kann: zal'othaim, wie chomothaim (2 Kön. 25, 4 ꝛc). Also: die eine von seinen beyden Seiten oder Hälften. Weiter ist im 1. Cap. V. 27 auf die seltsame Wiederholung mit umgestellter Phrase und mit dem Masculinum im Singular zu achten, worauf die Geschlechter allerdings mit dem Plural folgen, aber die vorhergegangene Einheit nicht aufheben. Und was als ein sehr bedeutender Wink hinzukommt, das ist, daß der Schöpfer vorher sich selbst als in der Mehrheit stehend ausspricht: »Lasset uns« oder »wir wollen machen«, und hinzufügt: »in unserm Bilde, nach unserer Aehnlichkeit«; wobey einmal die Ebenbildlichkeit überhaupt, die ohne die Mehrzahl in der Einzahl nicht vollständig war, sodann die ausgedrückte

Zweyheit von Bild und Aehnlichkeit zu betrachten ist. Fragt man: Wie hätte doch Adam sich damals, oder auch nach der Scheidung seiner weiblichen Hälfte von ihm, fortpflanzen können, wenn es nicht geschehen wäre wie jetzt? so frage ich entgegen: Wie sollten sich doch die Gewächse fortpflanzen können, da sie keine Thiere sind? Ferner: Wie wollte doch das alte Jerusalem ausgesehen haben, wenn es nicht ausgesehen hätte wie jetzt? Und hier handelt sichs noch von sinnlichen und historischen Verschiedenheiten unserer Welt, wo schon die Forderung ungerecht ist, daß der, welcher behauptet, es sey anders gewesen, sagen soll, wie es denn gewesen sey; dort sogar von einem Zustand, über dessen Eigenthümlichkeiten uns das Vermögen einer anschaulichen Vorstellung abgeht. Wir müßten uns denn mit Poesien begnügen, wonach das Paradies ein recht hübsches Arkadien war. Es ist nur gar merkwürdig, daß das erste fleischerne Menschenkind außer dem Paradiese gezeugt wurde, daß aber Christus dem Schächer das Paradies nach dem Leben im Fleische verspricht, und daß Paulus, als er ins Paradies entzückt wurde, nicht weiß ob er in oder außer dem Leibe gewesen, und so viel Anderes mehr. Diejenigen Maler, welche Troja mit Kanonen belagern las-

sen, machen in der That einen leidlichern Anachronismus, als wenn wir das Land der Unsterblichkeit nur für eine angenehme Schäferey halten. Ich weiß zwar wohl, daß es mehrere Paradiese geben kann, würde aber vielleicht auch zeigen, in wie genauem Zusammenhang sie stehen; und wenn noch nicht erschienen ist, was wir dereinst seyn werden, so erscheint jetzt auch nicht, was wir gewesen sind. Hat aber jenes kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, und ist in keines Menschen Herz gekommen: so sollte man sich wohl auch bescheiden, letzteres nicht schildern zu können, den unzugänglichen Stand und Ort, vor dessen Eingang die Cherubim lagern. Die Vorstellungen von einem fleischlichen Paradiese sind Neujüdisch und Mohamedanisch; und wenn die Scholastik vom Mittelalter her etwa nichts Besseres wissen sollte, als diese Fleischlichkeit, so wolle man doch nur keinen Glaubensartikel aus ihr machen. Will man aber lächerlich genug folgern, daß die, welche sich das erste Menschenpaar anders denken vor als nach dem Fall, die Ehe oder die leibliche Begattung in der Ehe verbieten müßten, und etwa auf Sichteln weisen, der nicht fern von diesem Verbot gewesen (obgleich man ihn nicht allzu weise und gerecht beurtheilt): so frage ich: wo dieses Verbot

im N. T. gegründet ist? wie es möglich ist? ob das N. T. nicht vielmehr die Ehe befiehlt? wo aber im N. T. Jedem befohlen ist zu heirathen? ob das N. T. keine Ausnahmen und keine besondre Gabe in dieser Beziehung kennt? welche Absicht aber diese hat und der erwählte ehelose Stand haben soll nach dem N. T.? was hiebey zum Grunde liegt? ob wir auch in jenem Leben freyen werden? ob wohl gar unser Herr, weil ja ein wahrer Mensch, auch verheirathet war, und warum nicht? ob er, der Wiederbringer des Paradieses für den Menschen, es auch wahr und wesentlich in den irdischen Hausstand gebracht hat, mit aller Leidenfreyheit und Unsterblichkeit des ersten Paares vor dem Fall, so daß die Glaubigen nun in ewiger Jugend zeugen und gebären können? und warum nicht? — In der That, man weiß nicht was man sagen soll von denen, welche der Schrift Meister seyn wollen, und richten, aber nicht zuerst sich selbst und ihre sehr beschränkte Wissenschaft. — Im Folgenden etwas Weiteres über das Paradies.

2.
Vom Paradies.

Eden oder das Wonneland ist theils ein irdisches, theils ein überirdisches. Jenes erweist sich aus

1 Mos. 4, 16, wo Kain seinen Wohnsitz nahm im Lande Nod, »gegen Morgen von Eden«, und aus der Beschreibung des Paradieses 1 Mos. 2 selbst. Hier heißt es V. 8, Gott habe gepflanzt »einen Garten in Eden, gegen Morgen.« Moses schrieb dieses in der Arabischen Wüste und für die nachherigen Bewohner des Israelitischen Landes, folglich weist er damit nach dem innern Asien, wahrscheinlich dem mittlern oder Hochasien; hier dürfen wir das Land Eden suchen, in welchem jener Garten oder das irdische Paradies gepflanzt war. Obgleich durch die Sündfluth ein großer Theil der Erdoberfläche verwüstet, zertrümmert und zum Meeresboden wurde, so scheint doch jener Theil derselben zu den stehengebliebenen Ländern zu gehören, die mit ihren Flüssen aus der Ueberschwemmung wieder auftauchten. Daher schildert Moses V. 11—14 die Lage des Orts nach vier daselbst entspringenden Strömen, und nach den Grenzländern, durch welche sie fließen; beyder Namen sind aus seiner Zeit genommen, und beyde, oder doch die Flüsse, müssen schon mit der Erdschöpfung vorhanden gewesen seyn, wie sie nach der Sündfluth wieder hervorkamen. Hiemit wird dem bildlichen Sinn dieser Stelle nichts benommen, da alle buchstäbliche Thatsachen der Bibel zugleich Bilder, und

meist vielsinnige Bilder sind. Im Land Eden lag der Garten oder das Paradies, dieses war von Einem Strome bewässert (V. 10), und dieser Strom theilte sich daselbst, oder eigentlich von dannen, vom Garten aus, in vier Flüsse, welche also das Land Eden zunächst, und von da die Länder Hevila, Chusch, Assur, wie sie nachher hießen, durchwallten oder begrenzten. Allein es heißt ebendaselbst, es sey ausgegangen von Eden ein Strom zu wässern den Garten. Da der Garten im Land Eden selbst lag, so muß hier ein höheres Eden verstanden werden, woraus der Fluß durch Vermittelung der niedern Luftschichten als Wasser herabrann, und im Garten oder an dessen Ausgang in Arme gespalten, die Quellen der vier Flüsse bildete, die von da ins irdische Land Eden und so weiter hinausrannen. Hier stehen wir an der ätherischen Grenze zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren; denn das überirdische und eigentliche Eden, das die Erde umkreist, ist jetzt unsern Augen verborgen, nicht bloß durch die Entfernung, sondern durch die Scheidewand, welche das Sinnliche vom Uebersinnlichen trennt. Es mag an sich wieder einige Stufen haben, im Ganzen aber läßt sich nicht zweifeln, daß Adam bestimmt war, sich dahin zu erheben oder zu versetzen, wie

Christus es wieder beschritt, und wie Paulus dahin entzückt ward, und nicht wußte ob er in oder außer dem Leibe gewesen (2 Kor. 12, 2—4). Hier haben wir auch den wahren Lebensbaum zu suchen (Off. 2, 7. C. 22, 2. 14), während vom Baum der Erkenntniß als im untern Garten allein stehend geredet wird (1 Mos. 3, 3). Wir wenden uns aber von diesem Punkt, worüber noch viel zu sagen wäre, wieder zu dem irdischen Stammlande des ersten Menschengeschlechts, nach den angegebenen vier Strömen. Der erste Strom heißt Pischon, wahrscheinlich der goldführende, mächtige Tsanpu oder Burrem-puter (Bramaputra), dessen erster Name wie eine Versetzung von Pischon klingt. Der zweite Gichon, in welchem man ohne Mühe, zumal durch ähnlichen Umtausch der Sylben, den Ganges (Ganga) erkennen wird, welcher das ganze Land Chusch oder das der östlichen Aethiopen Homers (der schwarzen Südindier) umfließt. Der dritte heißt Hidekel oder Chiddekel, d. i. so viel als Hind-dekel, der Palmen-Indus (entweder der palmentragende, oder der so grade ist wie die Palme); denn Hidd oder Chidd ist so viel wie Hind (s. unten), und dekel, dikla, heißt in mehrern orientalischen Dialekten Palme, und der Indus, auch Sind genannt, läuft »östlich

von Assyrien« (V. 14), wozu hier Persien mit zu rechnen ist, als ein Theil der ältesten Assyrischen Monarchie, grade herab ins Persische Meer. Die Quellen dieser drey Flüsse liegen in den hohen Tibetanischen Gebirgen; der vierte Fluß aber, der Phrath oder Euphrates, welcher keinem besondern Lande zugeeignet wird, und gleichsam die Grenzländer im Westen schließt, könnte sehr wohl an derselben Stelle seinen unterirdischen Ursprung nehmen, ob er gleich erst in Armenien (im Paschalik Erzerum) zu Tage kommt. Auch entspringt östlicher der Tigris, der mit dem Euphrat zu Einem Flusse wird, und sich so in den Persischen Meerbusen ausmündet. Moses zählt die Flüsse der Reihe nach von Osten nach Westen auf. Daß Dan. 10, 4 der Tigris Hidekel heißt, ist für die frühere Bedeutung dieses Namens nicht entscheidend, und es kann sich hier eine ganz andre Etymologie (der Pfeilschnelle) damit verbinden. Es findet sich wohl, daß mehrere Flüsse einerley Namen führen, wie z. B. der Oxus, der beträchtlichste Asiatische Fluß nach dem Ganges und Indus, der nordwestlich von den Indusquellen im Gebirge Paropamisus aus einem See in der Asiatischen Tartarey (Oxus lacus) entspringt, auch Gihon heißt und für den Gihon des Moses gehal-

ten worden ist. Es werden aber hier noch folgende Erläuterungen dienlich seyn. 1) Wenn das Wort Tsanpu, Zanpu oder Schanpu auch an sich seine etymologische Bedeutung hat, so hindert dieses nicht, daß es aus Pischon, nämlich Schonpi, entstanden. Eben so verhält es sich mit Gichon und Gonchi. Weder die Vocale noch die Consonanten von gleichem Organ dürfen uns irren. Die Formen werden öfters der spätern Sprache angepaßt, und erhalten in ihr einen neuen Sinn. 2) Die Indier oder Hindu, deren Namen erst Esther 1, 1 in der Form Hoddu (d. i. Hondu) erscheint, bestehen aus zwey beysammenwohnenden Hauptnationen; die eine wohnte wahrscheinlich am frühesten im Lande, sie ist dunkelfarbig, den Malayen verwandt, und bildet die letzte oder vierte, die dienende und zahlreichste Kaste, das gemeine Volk, Sudra, auch Schutter, genannt; es sind Handwerker, Landleute, und treiben allerley Gewerbe. Es ist noch die Frage, ob die Parias als niedrigste Unterklasse zu ihnen gehören, oder vielmehr einen eigenen Stamm ausmachen, der im Ganzen als unrein und verworfen betrachtet wird. Die drey obersten herrschenden Kasten aber, die Brahmanen oder Gelehrten und Religionsvorsteher, ein am schärf-

sten abgeschlossener Priesterstand, sodann die Satri oder eigentlich Kshatriyas, die Krieger, zu denen die Fürsten (Rajas) gehören, und die Beis, Visas oder Vaisyas, auch Banyanen (Banijas), d. i. Kaufleute, auch Ackerbauer und Gewerbsleute, diese drey zusammen machen den Stamm der weißen oder hellfarbigen und schönen Indier von der sogenannten Kaukasischen Race aus, und sind allen Anzeigen nach von den nördlichen Hochgebirgen herabgezogen. Die Sudras scheinen Chuschiten, also Chamiten, hingegen die weißen Hindu, welche ihr Sanskrit mitgebracht haben, Japhethitischer Abkunft zu seyn. Das Bergland am Himalaya ist die Mutter der Indischen Weisheit, wie der Ströme, die von dort her weite Landstrecken bewässern. Nach Nordindien oder ins Himalayagebirg legen die Hindu und benachbarten Völker den heiligen Berg Meru, das Centrum der Erde, den Sitz des Indra oder Beherrschers des Firmaments. Der Name Hevil kommt 1 Mos. 10, 7 unter den Chuschiten vor. Dem Pischon sowohl als dem Gichon wird ein gekrümmter Lauf, ein Umfließen (sofef) bey Moses zugeschrieben, und dieses trifft, so wie die andern Kennzeichen, mit der Wirklichkeit überein; denn der Bramaputra führt Gold, und das von ihm durchströmte Land

ist reich an edeln Metallen und Steinen. 3) Wenn bey Moses der Fluß Hiddekel der Tigris seyn sollte, so wäre die Beschreibung: »der da geht ostwärts von Assur«, unverständlich. Der Tigris fließt im Westen Assyriens, werde darunter eine besondre Provinz (jetzt Kurdistan) oder das ganze Assyrische Reich verstanden, obgleich südostwärts; das gebrauchte Wort (kidmah, kidmath) heißt aber gewöhnlich nicht nach Osten, sondern im Osten des Orts oder Landes. Ferner der Samaritaner schreibt den Namen mit H statt Ch: Hiddekel, und die andern Uebersetzungen nennen ihn bloß Diklah, Digla oder Diklath (s. Gesenius im Wörterbuch). Sein grader Lauf, den wohl der Indus aber nicht der Tigris hat, wird durch den Ausdruck bezeichnet (holech, wie vorhin sofef).

Wenn also vom Local des irdischen Paradieses, von der dasselbe umgebenden Hochebene, von den Nachbarländern der letztern die Rede ist, wo die ersten Menschen gewohnt, so kommt allerdings nach den Winken der Genesis Nordindien, Tibet u. s. w. in Betracht, und die dortigen Volkssagen enthalten in so fern Wahrheiten, die sich aber nur auf das Menschengeschlecht vor der Fluth beziehen. Wird die jetzige Bevölkerung Indiens von da hergeleitet,

so hat das auch seine Richtigkeit. Denn wie sich vor der Fluth die Menschen von Hochasien aus nach allen Richtungen, auch südlich hin, ausbreiteten, so geschah es nachher zum zweyten Mal, daß vom Ararat oder Armenien aus, die Stämme unter andern auch südostwärts wanderten, folglich auch Indien bevölkerten, und daß die anfangs dahin gezogenen Chuschiten von den aus den Nordgebirgen herabgestiegenen Japhethiten unterworfen wurden. Werden aber beyde Ausbreitungen, vor und nach der Fluth, zusammen vermischt, so erhalten wir die sagenhafte falsche Geschichte von der Herkunft der jetzigen Menschheit und ihrer ganzen Bildung aus den Hinduländern, wohin jedoch die ersten Leute auf Erden vom Himalaya gekommen wären, so daß nicht einmal damit ein fester Ursitz des Menschen begründet ist; und so wird die Wahrheit wirklich verdunkelt. Auf den Höhen des Ostlandes mag immerhin der vormalige Paradiesgarten der Erde gesucht werden, wohin seitdem die Füße der Sterblichen nicht gekommen sind; die jetzo dort umherwohnen, sind mit uns allzumal gleicher, Noachischer Abkunft, und in ihren Stammvätern von der Arche ausgegangen, die sich viel westlicher niederließ. Vielleicht suchte ein Theil der Stämme wissentlich das Urland wieder

auf, worin so gut wohnen war, von dem die Väter erzählten; der erste oder ein Hauptzug ging wirklich ostwärts (1 Mos. 11, 1. 2). Aber weder die erste Station noch eine folgende wurde den Noachiden zum Sammelpunkt gestattet, sondern sie wurden zerstreut in alle Länder.

3.

Die Söhne Gottes.

Die Stelle 1 Mos. 6, 1 ff. wird von den vermeintlich orthodoxen Theologen (die eben sowohl sich in die Bibel hinein und die Wahrheit hinaus zu deuten pflegen als die Neologen) ohne allen Grund auf die Sethiten und Kainiten bezogen. Jene heißen nirgends Kinder Gottes, diese oder ihre Töchter nirgends ausschließlich Menschentöchter. Die Stelle redet ganz allgemein von Menschen, Söhnen Gottes und Töchtern der Menschen. Der Ausdruck: Söhne und Kinder Gottes, b'nê Elohim, hat etymologisch mehr denn einen Verstand; er macht aber immer mit den Söhnen oder Kindern der oder des Menschen, b'nê Adam, einen Gegensatz. Die Sethiten waren nicht lauter fromme Leute, sondern so würdig der Sündfluth geworden, wie die Kainiten, und wäre dieses bloß durch Umgang mit letz-

tern geschehen, wovon die Bibel nichts sagt, so würde es gewissermaßen die Allgemeinheit der Erbsünde aufheben, wovon V. 3. 5 — 7. und C. 8, 21 spricht; nur Noah wird als ein besonders frommer Mann seiner Zeit ausgezeichnet, C. 6, 9. Ich frage nochmehr: wie können aus der Vermischung frommer Väter mit nichtfrommen Müttern Riesen und Heldennaturen entstehen? Man sollte eher das Gegentheil denken, da die Kraft der Frömmigkeit keine fleischliche, keine Naturkraft ist. Die ganze Stelle redet selbst in diesem Sinn. Kinder Gottes (hier eigentlich Söhne Gottes) heißt, wie schon bemerkt, mancherley. Eigentlich sind Kinder Gottes im N. T., und durch dasselbe, diejenigen, die von dem andern Adam Christus aus der alten Adamsnatur umgezeugt sind zur Gotteskindschaft, die Wiedergeborenen. Alles was nicht aus dem fleischlichen Adam ist, heißt aber allgemein Kind Gottes, oder vielmehr: Elohim, Gott, ist ein Plural, und bedeutet auch in der wirklichen Mehrzahl Götter, wie jeder Kenner der Grundsprache weiß; gleichwie nun b'nê Adam, Adamskinder, Menschenkinder, so viel sind als Menschengeschlecht, Menschen schlechthin (denn Mensch, adam, hat im Hebr. keinen andern Plural), so sind b'nê elohim auch

so viel wie Göttersöhne, Götterkinder, Göttergeschlecht, Götter. Da aber die hier erwähnten Göttersöhne oder Götter mit den Töchtern der Sterblichen Kinder zeugten, so können es keine Engel seyn, die wohl auch b'nê Elohim heißen, aber geschlechtslos sind, nicht freyen und sich freyen lassen (Luc. 20, 34 ff. wo auch von Kindern Gottes in anderm Sinn die Rede ist), sondern es müssen halbgeistige (nicht fleischerne) doch vergängliche Wesen seyn, die zur Fortpflanzung geschickt sind; und daß es dergleichen gibt oder gab, lernen wir eben aus dieser Stelle, und alle Sagen des Alterthums bestätigen es, welche aus ihr das wahre Licht erhalten. Die Neologen sind schnell fertig; sie sagen, auch diese Stelle enthalte Mährchen; wer aber Gottes Geist bey Mose voraussetzt, muß anders urtheilen. Die Stelle redet auch allgemein, und gibt eine allgemeine Nachricht von der Sache, die über die Sündfluth herabreicht, was aber viele Uebersetzer gar schlecht beobachtet haben; sie sagt: »Zu den Zeiten waren Riesen auf Erden (Nephilm, ein Wort womit der Name Nibelungen in einem seltsamen Zusammenklang steht), und auch hernach, da die Göttersöhne die Menschentöchter beschliefen rc. Dieses sind die Helden, so von Alters her berühmt

sind.« Also will Moses sagen: dahin gehören jene Heldennaturen, denen eine göttliche Abkunft in allen Mythologien zugeschrieben wird (er bezieht sich auch anderwärts auf heidnische Dichter, 4 Mos. 21, 27) — keineswegs wahre Gottesnaturen, denn der göttlichen Natur ist nur der wiedergeborene Christ theilhaftig durch den einzigen wahren Gottessohn und dessen unvergängliches Fleisch und Blut, und ist hiedurch vom höchsten geistigen Adel (Joh. 1, 12. 13. 2 Petr. 1, 4); allein den Adel der sinnlichen Natur und der natürlichen Seelenkräfte, kann nicht nur ein menschlicher Vater dem Sohn, sondern es konnten ihn, wie wir hier lernen, (vormals) auch nichtadamische Wesen ihren menschlichen Söhnen verleihen, die darum noch nicht wahre Gotteskinder, sondern eher das Gegentheil waren. Denn ehe nicht die sinnliche Natur im Menschen mehr oder weniger gebrochen, unterworfen ist, kann er nicht zur göttlichen Wiedergeburt gelangen, was wir gleichfalls bey dieser höchst merkwürdigen Stelle lernen sollen. Die menschlichen Götterkinder vor der Sündfluth (die Kinder der b'nê Elohim mit Menschentöchtern) waren so schlimmer Art, daß sie mit diesem großen Wasserbad in den Tod getauft werden mußten, und daß ihrer ohne Zweifel unter denen waren, die wir 1 Petr.

3, 19. 20 im Hades wiederfinden. Sollte jedoch ein Theologe dieser Erklärung widersprechen wollen, die übrigens nicht neu ist, so ist sie keineswegs ein seligmachender Glaubensartikel, und man kann ihm seine Meinung stehen lassen, bis ihm darüber und über viele andre Dinge ein besseres Licht aufgeht. Dieser Gegenstand wird hier darum erörtert, weil Einige aus Vorurtheil an des Verfassers Anmerkung zu der fraglichen Stelle Anstoß genommen haben.

4.

Bemerkungen zur Mosaischen Völkertafel.

In der ersten Welt, vor der Sündfluth, gab es noch keine Völker. Das erste Menschengeschlecht, welches über 1600 Jahre bestand, schied sich zwar anfangs in zwey Hauptstämme, in Kainiten und Sethiten, die durch Lebensart, Gewerbe und Sitten von einander abwichen. Bey Kains Nachkommen war irdisches Bestreben, mechanische und belustigende Künste, Politik und Oekonomie, geordneter Nähr- und Wehrstand zu Hause; unter denen des Seth herrschte mehr Gottesfurcht und Weisheit, vermuthlich bey einem freyern, müheloseren und glückseligern Leben auf edenischen Fluren. Aber die Menschen

mehrten sich, und scheinen sich endlich verschmolzen zu haben; es blieb zuletzt nur Ein Hauptcharakter, allgemeine Verdorbenheit übrig. Nur Noah wandelte noch mit dem Herrn unter diesem jüngern, verkehrten Geschlecht; übrigens finden wir keine Trennung mehr. Auch fehlte der eigentliche Unterschied, welcher Volk von Volk scheidet, nämlich der der Sprache. Wir dürfen die Einheit derselben unter den Vorfluthigen annehmen, da uns das Gegentheil nicht gemeldet wird, und erst nach der Sündfluth von Sprachentrennung die Rede kommt. Kleine Verschiedenheiten können dabey nicht in Betracht gezogen werden, wofern sie wirklich Statt fanden, indem die erste Erdbevölkerung zwar sehr stark mag gewesen seyn, auf der ganzen Erde aber ein wenig verschiedenes Klima scheint geherrscht zu haben, und die klimatische Natur der Länder in unserer zweyten Welt auf die Articulation einen entschiedenen Einfluß hat, sowohl nach der bleibenden geographischen Lage, als nach den Veränderungen, die das Klima desselben Landes durch Cultur oder Verwilderung erleidet. Denn ist es gleich möglich, daß durch die starken Strömungen jener Weltfluth um den Aequator die jetzt fossilen Thiere und Vegetabilien der Tropenländer weiter gegen die Pole hin

geschleudert wurden, so sprechen doch auch allerdings viele Anzeigen für deren heimische Anhäufung in den Erdlagern der nun kältern Zonen, und der Himmel der ersten Welt muß schon um deßwillen, weil er keinen Regen erzeugte, ganz anders als der unsrige beschaffen gewesen seyn.

Nach der allgemeinen Sündfluth (denn das war sie) hatte sich der Erde Gestalt und Atmosphäre, ihre Kraft und ihr Segen, mächtig ins Schlimmere verwandelt. Die glückliche Einheit spaltete sich hier überall in Widersprüche, und bey dem Menschengeschlecht in mehrere, bey den Thiergeschlechtern in allmählig unzählbare Arten. Allerdings blieb der Mensch immer Mensch, und behielt in seiner Gattung den Charakter der Einheit reiner, während schon vor der Fluth mancherley Thiergattungen vorhanden waren, von denen viele Arten, und grade die stärksten, ganz untergegangen sind, andre aber die große Mannigfaltigkeit ihrer Unterarten eben durch die Vervielfältigung der Erdklimate scheinen erhalten und ihren Urstamm beynahe verläugnet zu haben. Aber am Menschen brach gleichwohl Ungleichheit seiner Gestaltung, Sitte, Rede, Beschäftigung, Nahrung und künstlichen Erzeugnisse, seines Wissens und Glaubens, in immer steigendem Maaße hervor, so

daß nicht nur besondre Völkerschaften, sondern theils auch solche entstanden, die bis auf den körperlichen Gliederbau im Allgemeinen ihren Brüdern sehr unähnlich wurden.

Drey Söhne Noahs bevölkerten die aus dem Wasser wieder aufgetauchte Erde. Ungeachtet wir sie nicht genau nach den drey alten Welttheilen verweisen wollen, deren Namen und Abgränzungen der menschlichen Geographie angehören, gleichwie auch eine solche Austheilung in der Bibel keinen Grund hat: so haben sich doch die Semiten vorzugsweise in Asien, die Chamiten nach Afrika und die Japhethiten nach Europa verbreitet, oder daselbst ihre berühmtesten Niederlassungen gefunden, und ihren größten geschichtlichen Flor auch in der Nachzeit erlebt. Es ist dabey Eins auffallend, nämlich daß nicht mehr als drey Grundformen der menschlichen Gesichtsbildung denkbar sind, welche zwar keineswegs ausschließlich, doch abermals vorzugsweise den Nationen eigen geworden, die nach der Noachischen Völkertafel sich in den drey Zweigen des Noachidenstamms von einander sondern. Die Völkertafel oder das 10. Capitel der Genesis, ist die unumstößliche Urkunde der ältesten Völkergeschichte, und die Historiker verirren sich in der Maaße ins Ungewisse, als

sie von ihr abweichen. Jene Gesichtsformen werden, als Distinctivcharaktere aufgeführt, um so unanstößiger seyn, da schon längst unter den Sprachkennern von drey Hauptsprachformen die Rede ist, indem man den Semitischen, Japhethitischen und Chamitischen Sprachstamm von einander zu scheiden, und die natürliche Verwandtschaft ihrer Familien zu erkennen angefangen hat.

Im menschlichen Gesicht nimmt den hervorragenden Mittelpunkt die Nase ein; im Hebräischen ist daher das Wort Nase (im Dual, apaïm) mit Angesicht gleichbedeutend. Sie ist der wichtige Kanal der Luft für die Lungen; ihre Schönheit ist eine besondere Zierde, ihre Mißgestalt eine besondre Entstellung, ihr Mangel ein Gräuel der menschlichen Figur. An ihr zeichnet sich der Mensch mit am meisten vor dem Thier aus; sie liefert die deutlichsten und wichtigsten physiognomischen Merkzeichen. Dieser bedeutende Theil des Gesichts scheint auch die drey Menschenstämme am stärksten zu bezeichnen, zumal in Verbindung mit der Stirn, dem Gehäuse des Hirns und der Arbeitsstätte des Geistes. Nach dem Nasenknochen richtet sich auch die Gesichtslinie, die vor ihm von dem Stirnbein einerseits zu den Vorderzähnen andrerseits hingezogen, mit der Ge-

höröffnung den Gesichtswinkel bildet. Camper *) bestimmt diesen als abweichend zwischen 70 und 100 Graden, vom Neger bis zu der Griechischen Antike, und wundert sich, daß die Griechischen Künstler dieses Maximum gewählt, während sich die besten Römischen Steinschneider mit einem Winkel von 85 Graden begnügt hätten. Vermindert man den Gesichtswinkel von 70°, so erhält man den Kopf des Affen, noch weiter den des Hundes. Allein die weichen Theile kommen hier vorzüglich oder doch zugleich in Betracht, als äußere Verschiedenheiten der größern innern Einheit des Menschen im Knochenbau; und so gibt es drey Hauptphysiognomien, die nach ihrer stärksten Lineatur im Profil angegeben, sind: die erste, wo Stirn und Nase eine senkrecht herablaufende Linie bilden, und die Kiefer zurücktreten; die zweyte, wo sie auswärts einen Bogen beschreiben, in welchen auch die Kiefer mehr oder weniger eingeschlossen sind; die dritte, wo Stirn und Nasenwurzel zurückgeschweift und einwärts gedrückt, die Nase gestülpt oder geplättet ist, und die Kinnladen mit wulstiger Mundbekleidung vorwärts stehen. Die er-

*) Diss. sur les variétés naturelles, qui caractérisent la physionomie des hommes etc. Trad. du Hollandois par Jansen. Paris 1792.

ste Form des Profils nun scheint vorzugsweise den Japhethitischen, die zweyte den Semitischen, die dritte den Chamitischen Völkern eigen; Alles mit viel Ausnahmen und verschiedener Abartung, so daß sich unter jedem dieser drey Stämme wieder Andeutungen des andern finden. Die Hellenen, entschiedene Japhethiten, haben das grade Profil als Auszeichnung an den Idealköpfen ihrer Kunst; in Griechenland selbst und in dem Griechischen Unteritalien oder Großgriechenland ist noch jetzt diese Form im Leben nicht selten, besonders an weiblichen Gesichtern. Doch gibt es viele Griechen mit der Habichtsnase, und unter den Römern, ebenfalls Japhethiten, ist sie sogar vorherrschend geworden, daher sie sowohl eine Römische als eine Jüdische (Semitische) heißt. Die angrenzenden Profile gehen in einander über, das perpendiculare in das convexe, und dieses in das concave; seltner überspringen sie in einzelnen Gesichtstheilen ihren Nachbar. Unter den Semiten gibt es viel Spielformen des Mohrengesichts. Die Kunst hat jene Schönheit zweyten Rangs ihren Götteridealen fast nie zugeeignet, und für das Porträt übrig behalten. Die Göttin der Liebe hat darum, weil ein ganz grades Profil zu kalt für sie wäre, die Nase fast unmerklich gebogen; aber die Stirn scheidet sich

nicht davon ab, dieß fängt erst mehr bey den Heroen-figuren an. Der berühmte Griechische Homerskopf trennt die sinnende Stirn von der klugen, sanft herausgewölbten Nase; denn es ist ein Menschenkopf, und noch aus der Heroenklasse. Bey den Göttern ist kein Nachdenken, keine Scheidung zwischen Wissen und Klugheit, zwischen Verstand und Sinnlichkeit; sie sind weise, sind selber ganz Gedanke, und stehen in der Einheit eines bedürfnißlosen, seligen Wesens. So fühlte der Grieche das Ueberirdische im Symbol, das freylich sehr gemißbraucht wurde. Unter allen Völkern stellte er das reinste Ideal schöner Bildung in seiner Kunst auf, und dieses ist bestimmt von seiner eigenen, von der Japhethitischen abgezogen. Japheth hat auch in der Etymologie seines Namens den Begriff der Schönheit. Man sagt, das Griechische Profil sey geistlos; das ist so eben erklärt. Unsere klugen Physiognomien tragen einen Widerstreit in sich zwischen der niedern Natur und der Intelligenz, die an ihnen durch eben diesen Zwist ihrer Form auffällt; in den Figuren, die ganz geistig sind, ist kein Streit mehr. Unter allen Bildern ist das faunische Sokratesgesicht mit der Stülpnase, doch mit gewölbter Stirn, das thierischte und geistreichste zugleich; es drückt den Widerspruch zweyer

Naturen grell aus, und hebt die Verständigkeit durch ihren Gegensatz; das reinverständige Gesicht erscheint uns unverständig, weil wir neben dem Ausdruck des Lichts die Finsterniß, die bedeutungsvollen Schatten, die kampf- und krümmenreiche Verschlagenheit, nicht daran wiederfinden, welche in dem wirklichen Leben, wo es keine himmlische Wesen gibt, uns die denkenden Charaktere verdeutlicht. Sokrates zeigt, daß er seinen Faun erkennt und haßt, und ist eine persönliche Ironie auf die Sinnlichkeit.

Wird dieses Thiergesicht durch die plattere Stirn und die hervorragende Kinnlade (den spitzern Gesichtswinkel) noch thierischer, so ist es das Chamitische, in den Negern am auffallendsten. In ihm überwiegt die Sinnlichkeit den Verstand, wohl bis zum Stumpfsinn des Geistes, der aber zuweilen durch andre Charakterismen gehoben und gleichsam verhöhnt wird. Unter den Chamitischen Völkern der alten Welt hat das edelste, die Aegypter, sich durch Ausdauer und symbolische Phantasie (seelische Kraft), zugleich auch durch das feinste wissenschaftliche Nachdenken ausgezeichnet; und seine Gesichtsbildung hat, ohne ihren Stammcharakter zu verlassen, sich selbst der Japhethitischen genähert. Der Natur des weitblickenden, schlauen Vogels verwandt erscheint der Semitische Gesichts-

umriß mit der Nasenkrümme. Er ist adlerartig, er ist edel und herrisch, aber je nach seinen Unterformen auch unedel und räuberisch. Von dieser Habsucht hat der schlichte Japheth nichts; der sinnliche Cham scheint Wollust vorzuziehen, obwohl diese sich auch in Sems gewaltigem Anspruch als blitzende Gier ausdrückt, und in Japheth nur verborgener und zärter, aber desto inniger wurzelt.

Wie das, was wir hier mehr von der irdischen Schattenseite überblickt haben, sich in den ewigen Gestalten veredeln wird, und ob es sich endlich mehr oder minder in Japheths reine Göttermenschenform verflößen wird, welcher auch die Schlankheit des Wuchses vor andern zugehört, läßt sich natürlich nicht näher bestimmen. Doch sind wir der Kunst Dank schuldig für die übergemeinen Formbegriffe, die sie uns verschafft hat, wodurch sie eine geläuterte Natur, die wir das Ideal nennen, uns zur Vergleichung mit der gesunkenen dargestellt und ein wirkliches Veredlungsmittel für unser Gemüth geliefert, das aber, um nicht gefährlich zu werden, uns als ein schwebender Boden dahin emportragen muß, wohin es eigentlich blickt, und wozu es dem Menschengeschlecht in der Schule seiner Erziehung geworden ist.

Blumenbach glaubt fünf Menschenracen ge-

funden zu haben: die Kaukasische, Mongolische, Aethiopische, Amerikanische und Malayische. Seine Wahrnehmung mag ihre Richtigkeit haben, aber sie beruht auf einer spätern, in der zweyten Welt erfolgten Zerspaltung. Seine Kaukasische Race ist unsere Japhethitische, seine Aethiopische unsere Chamitische; aber die Semitische, die sich noch an Israeliten und Arabern so stark und eigenthümlich erweist, findet sich eigentlich nicht bey ihm. Cuvier nimmt drey Stämme an: Kaukasier, Mongolen und Neger. Noch andre machen andre Eintheilungen; es ist aber zu besorgen, daß sie sämmtlich die Menschen vereinzelnen, und doch die wahre und ursprüngliche Verschiedenheit außer Acht gelassen haben.

Kaukasier sind die jetzigen Menschen alle; denn das neue Geschlecht ging vom Ararat in Armenien aus. Und da es öfters geschieht, daß die jüngsten Kinder mehr als die ältern dem Vater gleichen, auch wohl die schönern sind: so könnte Japheth, nach der wahrscheinlichsten Auslegung Noahs jüngster Sohn, mit seiner Stammphysiognomie die herrschende Bildung der vorfluthigen Welt anzeigen. Entschiedener ist, daß man an uralten Mumien, folglich unter Chamiten, ein Ueberbleibsel der ersten Welt in der Form der Zähne findet. Es sind nämlich die Eck-

zähne, die wir mit den Raubthieren gemein haben, von den Backenzähnen nicht zu unterscheiden, und auch die Schneidezähne haben platte Kronen; welches nebst andern Formzeichen des Kopfs auf das zielt, was wir aus der h. Schrift wissen, daß das früheste Menschengeschlecht bloß pflanzenessend war. *)

Die Namen der Stammväter und der von ihnen benannten Stämme, wiederholen sich, wie die körperlichen Aehnlichkeiten, öfters in dem Stamm selbst, auch wohl in Nebenstämmen. Bekanntlich führt, zumal unter den Israeliten, der Enkel zuweilen den Namen des Großvaters; so konnte auch ein sehr später Nachkomme sich wieder nach dem ersten Ahn benennen, und seiner Familie diesen Namen hinterlassen, der zuerst Stammname des ganzen Volks war. Auch sind wohl neue Volksnamen aufgekommen, und der des Urvaters darüber vergessen worden. Ferner konnte die wechselgestaltige Sprachvegetation die Volksnamen mit der Zeit sehr verändern, durch Buchstabenversetzung, durch Vertauschung der einzelnen Buchstaben, durch Beugung der Aussprache nach einer neuaufgekommenen Mundart, endlich und in Verbindung damit

*) S. Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Naturwiss. Neue Ausg. S. 224.

durch neue Namenbedeutungen und Uebersetzungen, auch Beynamen, die den wahren Namen verdrängten. Auf dieses Alles hat der Geschichtsforscher bey der Genealogie der Nationen Rücksicht zu nehmen.

Ein Geschlecht von unserer Verwandtschaft hat den Namen des gemeinschaftlichen Ahns bey sich sehr rein erhalten Die Griechen oder Hellenen leiten sich von Japet oder Japetos her, buchstäblich einerley mit Japheth, welcher auch Japet gelesen werden kann. Denn von diesem angeblichen Titanen oder Urmenschen kommt endlich Hellen, von diesem Aeolus, Dorus, Xuthus u. s. w. Man muß sich durch die Verwirrung, die in den Sagengeschichten herrscht, nicht von den einzelnen Wahrheiten darin abwendig machen lassen, welche die Offenbarungsurkunde uns enträthseln hilft. So spricht ein Mythus von Deukalion und Pyrrha als Wiederherstellern des Menschengeschlechts nach der Fluth; offenbar ein überliefertes Abbild von der Geschichte Noahs, wobey sogar die Arche vorkommt*). Denn daß die Deukalionische Fluth nur eine besondre Landesfluth gewesen, dawider streitet unter andern der Umstand, daß die allgemeine Weltfluth in allen Völkersagen erscheint. Möglich wäre nur so viel, daß eine spä-

*) S. besonders Apollodor I, 7, 2.

tere, einzelne Fluth in der Erzählung mit der allgemeinen vermischt worden wäre. Nun sollte Japetus Deukalions und der Pyrrha Sohn seyn; er ist aber in der Mythologie ihr Großvater. Der wahre Japetus ist auch unser Ahn, und von seiner Sippschaft (Japeti genus), weil sie uns so nah angeht, soll hier Einiges bemerkt werden. Es verhält sich übrigens mit der erwähnten Genealogie der Fabel wie mit der Erzählung Justins von dem Ursprung der Juden, wonach Moses ein Sohn des Erzvaters Joseph ist. *)

Japheths Kinder heißen: Gomer, Magog, Madai, Javan, Thubal, Mesech und Thiras. Die Kinder von Gomer sind: Askenas, Riphath und Thogarma. Die Kinder von Javan sind: Elisa, Tharsis, Kithim und Dodanim.

Unter dieser Verwandtschaft sind im ersten Glied vollkommen gewiß die Geschlechter Madai und Javan. Erstere sind die Meder, bey denen ursprünglich die dem Teutschen so verwandte Zendsprache geredet wurde, hierauf der Dialekt Pehlvi, endlich das Parsi unter den Parsen oder Persern, die Medische Abkömmlinge sind. Auch in der Bibel

*) Blätter f. h. W. 7. Samml. S. 391.

kommen Madai und Paras, Meder und Perser, verbunden vor. Noch die heutige Persische Sprache hat viele Teutsche Wörter, sie ist eine Germanische Sprache, wie man es nicht ganz mit Unrecht nennt, obwohl es genauer eine Japhethitische hieße; und so nennt man mit gleichem Recht auch die Griechische, aus oder neben der die Lateinische entsprossen ist. So sind alle Europäische Sprachen Germanisch und vielmehr Japhethitisch, einander aber mit der Zeit sehr unähnlich geworden; es hat sich wieder ein Teutscher Sprachstamm von dem Lateinischen geschieden, so wie früher oder später Kelten (Galen) und Germanen auseinander gewichen sind, und ein Sprachgeschlecht hat Wörter verloren, die andre behalten haben, wie z. B. Nase nur im Teutschen und Lateinischen (nasus) blieb, im Griechischen aber ein andres Wort (rhin, unser Wort Rinne) dafür gefunden wird. Nachher haben sich zwey oder drey Germanische Familien Europas in neuen Sprachen wieder wunderlich vermengt, in der Holländischen und Englischen. Daß verwandte Sprachen zuweilen sehr schwer als Schwestern wiederzuerkennen sind, muß uns nicht irren; Zeit und Klima üben eine mächtige Verwandlungskraft. Ob Javan die Hellenen sind, kann keine Frage seyn; die Hebräische

Sprache hat keinen andern Namen für sie. Wenn man dem Wort Javan oder Jawan andre Vocalpunkte gibt, so wird Jon daraus, ein bey den Griechen selbst berühmter Manns- und Volksname. Die spätern Jonier tragen den Namen des gemeinschaftlichen Stammvaters. Man sagte im Griechischen auch Jaon, Jaones, und pflegte zwischen zwey Vocale ein Digamma oder starke Aspiration zu setzen (Javon).

Ueberhaupt aber kommt in der Ableitung der Wörter wenig auf die Selbstlauter an. Sie sind nur der Odem des Worts, die Consonanten sind der Körper. Der Morgenländer schreibt meist nur Consonanten; für die Vocale hat er anfangs keine Zeichen gehabt, wenigstens keine solche, die nicht zugleich Consonanten gewesen wären. Das Wortgerippe bekleidet sich mit ihnen und athmet durch sie nach Bedürfniß und der Rede Zusammenhang. Ein stolzer Arabischer Gelehrter möchte es fast übel nehmen, wenn man ihm Alles mit diakritischen Punkten geschrieben gäbe. Er würde fragen: Glaubst du, daß ich nicht lesen kann?

Dieß wird uns behülflich seyn zu sagen, wer der erste Bruder von Madai und Javan, nämlich Gomer ist. Wir haben hier drey Buchstaben:

G — m — r, diese können wir betonen: Gamer, Gemer, Gimer, Gomer u. s. w., es bleibt dasselbe Wort. Wir können, nach einer obigen Bemerkung, die beyden letztern umstellen: Gorem, Gerem, Grim u. s. w. Wir können das G mit einem andern Kehlbuchstaben vertauschen: Komer, Kimer, Krim u. s. w. Ferner ist mm nur eine gleichgültige Verdoppelung, und mit dem Lippenbuchstaben m wird oft sein Geselle b verwechselt und verbunden (umb ehedem für um 2c.). So haben wir nun in Gomer folgende bekanntere Volksnamen, die alle nur einer sind, obgleich ihre Form nach Zeiten und Orten verschieden war: Kimmern oder Cimmerier, Kimbern oder Cimbri (denn das Lateinische C klang überall wie K), und Germen oder Germanen, endlich die schon von den Alten so genannte Kimmerische Halbinsel oder die Krim. Auch hier so wie in andern Theilen der alten Welt, wohl namentlich in Phrygien, ließen sich Gomeriten nieder. Der Name der Germanen aber fügt zu dem aus Gomer oder Gomr und Gemr entstandenen Gorm und Germ die den Japhethitischen Sprachen gemeinsame Geschlechtssylbe an, die im Teutschen nur noch in einigen Volkswörtern übrig ist; und so sind Germanen genau so viel als Gomeranen

Kümmeranen und Kimbranen oder Kimbrer. Hat sich nun nachher das Wort in Chermanen, Hermanen, Heermannen, Wehrmannen, Garmannen und Allemannen umgestaltet, und sich ein neuer Wortsinn an diese spätern Formen gehängt: so werden wir uns nach den oben gegebenen Regeln hierin schon zurecht finden, und die vielen gelehrten Vermuthungen darüber bey Seite lassen können.

Also die Völker, die Rom etwas über hundert Jahre vor Christi Geburt als streitbare Menschen kennen lernte, die Cimbrer und Teutonen, sind keine andern, als die es nachher Germanen nannte. Germanier hieß auch nach Herodot (I, 125) ein Stamm der Perser, und wir wissen schon, daß ein Urname in Unterstämmen wieder hervortreten kann. Die Karmanier oder Karmonier in Persien führen vermuthlich ebendenselben. Die Abkömmlinge der alten Britten in Wales nennen sich noch jetzt Kymri, und mehrere Englische Gelehrte leiten mit Recht die Britten, als einerley mit den Kimbern, Galen oder Kelten, von Gomer her, wie auch Josephus (Alt. I, 61) die Gallier für Gomeriten erklärt.

Was den andern Namen eines Zweigs unsers Urvolks betrifft, die Teutonen, so ist die Endsylbe on so viel wie an, und dieses so viel wie

unser späteres isch; wir Teutschen sind die Teutischen, mögen uns auch sowohl Teutsche als Deutsche schreiben, da das Urwort ein gelispeltes Th gehabt zu haben scheint, das in unserer Sprache verloren gegangen ist, und sich nachher in den Wörtern bald in T bald in D verwandelt hat. Der Name Teut war nach Tacitus der eines alten Stammvaters und Gottes, den er eigentlich Thuisto oder Tuisto schreibt, und der gar verschiedene Aussprachen und Buchstabirungen erlebt haben mag. Andre Etymologien, wie solche neuerdings gemacht worden sind, haben weit weniger Wahrscheinlichkeit für sich, als daß das Volk oder ein Stamm desselben sich nach seinem Urheber nannte; Tacitus, der zwar dieses letztere nicht sagt, und mit Unrecht den Namen der Germanen für ganz neu hält (Cap. 2), konnte wissen, was er sagt, nämlich daß die Teutschen in ihren alten Liedern, als der einzigen Art ihrer Annalen, den Tuisto, einen Gott von der Erde geboren, und dessen Sohn Mann, als ihre Urväter priesen; und die den Namen der Teutschen, als ein Gothisches Appellativum für Heiden, in den ersten Jahrhunderten des Christenthums entstehen lassen, vergessen die weit ältern Teutonen.

Wer Magog ist, mit welchem in der Bibel

Gog als gleichbedeutend oder verbrüdert erscheint, ist die weitere Frage. Am wahrscheinlichsten versteht man darunter die Skythen oder nordöstlichen Asiaten, die sich auch nach Europa verbreiteten. Ob die spätern Tataren (Tartaren) und Mongolen von ihnen herstammen, oder ob letztere, die mit den Kalmuken durch die Sprache verbunden eine Nation ausmachen, vielmehr aus Cham und zwar aus den Chuschiten sind; ob die Chinesen, deren zuverlässige Geschichte nur etwas über 700 Jahre vor Chr. Geb. hinaufreicht*), auch zu den Chamiten oder zu Magog gehören, wohin die Indier zu rechnen, dieses Alles sind noch mehr oder minder unaufgelöste Räthsel, deren Dunkelheit von der Umgestaltung der Völker, von ihren Wanderungen, ihrer Verschmelzung und Verschlingung durch Eroberungskriege und andre Begebenheiten im Laufe der Jahrtausende herrührt.

Thiras wird mehrentheils für den Namen der Thracier gehalten (Griech. im Singular Thrax). Mesech, oder wie Andre aussprechen Mosoch, und Thubal, sind am wahrscheinlichsten die Moscher und Tibarener, wie die Griechen sie nennen, die anfangs oder theilweise und zeitweise von Cilicien und Kappadocien nach Kolchis und Iberien hin wohnten,

*) Gatterers Vers. einer allg. Weltgesch. Gött. 1792. S. 407.

später aber den Russischen Völkern den Namen gaben, wie er in den Moskowiten und in Tobolsk am Flusse Tobol (Thubal) fortlebt.

Die Kinder Gomer sind erstlich Askenas oder Aschkenaz. Diese setzt Bochart nach Kleinphrygien (worin Troja lag) und Bithynien. Er findet daselbst den Namen in dem Wort Askan wieder, nämlich in der Gegend und Stadt Askania, dem Askanischen Meerbusen, Fluß Askanius u. s. w. Seine Ansicht ist möglich, auch die Trojaner mögen von Askenas hergekommen seyn. So wären sie nun nahe Verwandte der Teutschen oder eines Theils derselben gewesen. Denn sonderbar ist es, daß die Juden (wiewohl man behauptet, erst seit neuerer Zeit) für Teutsch kein anderes Wort als Askenas kennen. Es ist schon anderwärts die Vermuthung geäußert worden *), daß in Askenas der Name der Sachsen mit nachher versetzten Buchstaben liegen möge. Mit der Herleitung der Sachsen von Sassen (Insassen, Bewohner) hat es wohl dieselbe Bewandtniß wie mit der Umdeutung der Germanen; auch andre Erklärungen reichen nicht zu. Jene Hypothese aber erhält eine merkwürdige Bestätigung aus der altsächsischen Stammsage. Die Sachsen sollen hiernach mit

*) Bibeldeutungen S. 155.

ihrem ersten König Aschan oder Aschan (Askan) aus den Harzfelsen im grünen Wald bey einem Springbrunnen herausgewachsen seyn. *) Der angeführte Schriftsteller sagt zwar hierüber: »Der Fürst Aschan (Aschan), den man Namens halben für den Askanius gehalten, ist nichts Anderes als der Eschenmann, mit dem die Sachsen aus den Bäumen hervorsprossen, da bekanntlich Esche und Erle das erste Menschenpaar im Nordland gewesen.« Allein zugegeben, daß diese Etymologie statthaft ist, so fragt sich, ob sie sich nicht später an den Namen Aschkenas angeschlossen, oder auch in der Bedeutung dieses Namens selbst einigen Grund gehabt hat. Aschenas kann immer so viel wie Eschenmann seyn: der Baumstarke ꝛc. Von dem Namen Sassen wird ebendaselbst bemerkt, daß er erst im 14. Jahrhundert aufgekommen sey, und früher das Volk immer Sachsen, Sachson, Saxones geheißen; wohl mit Unrecht aber ist Mone der Ableitung von Sahs, Schwertklinge oder Messer, zugethan, sofern dieses Wort des Namens Ursprung seyn soll.

Riphath ist ein sehr dunkler Name; Josephus will die Paphlagonier darunter verstehen. Leichtlich

---

*) Mone Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa, Th. 2. S. 42.

denkt man dabey an die Rhipäischen oder Riphäischen Gebirge des nördlichen Scythiens, die vielleicht im Ural und Altai zu suchen sind. Andre wollen Diphath lesen, wissen es aber nicht zu erklären. Sollten nicht Abkömmlinge aus Riphath in der Völkerwanderung mit hereingebrochen seyn und einen Umlaut ihres Namens in den Rügen mitgebracht haben? Thogarma halten Einige für die Armenier, und nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Es ist schon eine alte Meinung, es liege in diesem Namen der der Turkmanen, abermals durch eine gelinde Buchstabenversetzung, die sogar bey den Griechischen Uebersetzern schon vorhanden ist, welche das Wort überall Thorgama oder Torgama schreiben. Die Armenier selbst leiten ihr Geschlecht von einem Torgom, einem Nachkommen Gomers ab. *) Obgleich die Tatarische Nation der Türken oder Turkmanen erst viel später weltgeschichtlich geworden ist, und ihr Name erst gegen die Mitte des 6ten Jahrhunderts zum Vorschein gekommen seyn soll, so ist die Möglichkeit seines hohen Alters gleichwohl nicht zu bestreiten. Die Türkische Sprache hat übrigens mit den Germanischen einige Verwandtschaft.

Endlich werden wir, da Javan entschieden

*) S. Gesenius im Wörterbuch.

der Griechenstamm ist, in Elisa unschwer den Namen Elis, in Dodanim Dodona wiedererkennen, in Tharschisch das auch sonst in der Bibel so genannte Tartessus in Spanien, wohin folglich früh ein Hellenengeschlecht zog; und in Kithim oder Chithim könnte wohl der Griechische Name Xuthus liegen, obgleich darunter sonst in der Bibel bald Macedonien, bald Italien verstanden wird, und es mithin allgemeiner Name der nächsten westeuropäischen Meerländer wurde, wie Tharschisch der äußersten. Ein Mehreres liefert der schon angeführte Aufsatz in den Bibeldeutungen.

Bey dieser Gelegenheit wird es geeignet seyn, ein für die Geschichte des Menschen und der Erde gleich wichtiges Buch zu empfehlen, das Gründlichkeit und Reichthum des Materials mit angemessener Popularität verbindet, und allen verständigen Lesern einen lehrreichen Umgang mit seinem Gegenstand auf die bündigste Weise darbietet: »Naturgeschichte des Menschen. Handbuch der populären Anthropologie für Vorlesungen und zum Selbstunterricht, von F. J. H. R. Wagner, Med. et Phil. Doct.« 2 Thle. Kempten bey Dannheimer 1831.

III.

Indien und Aegypten, oder auch etwas mehr.

Um über die Bildung und die Religionen der alten Völker, über den Zusammenhang und die Fortpflanzung ihrer wissenschaftlichen und gottesdienstlichen Begriffe und der Formen ihrer Anwendung, mit Sicherheit zu urtheilen, ist eine gelehrte Zusammenstellung alterthümlicher Nachrichten davon und der noch sichtbaren Ueberbleibsel ihres vormaligen Daseyns zwar unentbehrlich, aber nicht hinreichend, um die Räthsel, auf die wir bey jedem Schritte stoßen, zu lösen, und das Unzuverlässige, Verdächtige und Widersprechende, das oftmals in der historischen Ueberlieferung liegt, besonders aber die Verführung zu überwinden, in die uns eine nur natürliche Ansicht, ohne Rückblick auf eine höhere Leitung der

Menschheit verwickelt. Ist irgend ein Schluß vernünftig, so ist es der, daß das vollkommene, ewige Wesen, zu dessen Annahme jedes menschliche Gemüth sein edelstes Bewußtseyn zwingt, sich für die Anerkennung seiner selbst, welche wir Glauben oder Religion nennen, und mit welcher, seit Menschen leben, ihre Wohlfahrt und ihr geistiger Ausbau in unläugbarer Verbindung stand, besonders thätig bewiesen haben müsse, ohne jedoch die Willensfreyheit des Geschöpfs zu beschränken. Uebersehen wir diese erste Wahrheit, so ist jeder Gedanke der Völker an eine übersinnliche Ordnung der Dinge ein Wahn, aller Gottesdienst ein Spiel der Einbildungskraft, ja Recht, Sitte, Gewissen selbst ein Traum; aber mit ihr ist zugleich die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung an den Menschen gegeben, wodurch die in ihm ruhende erst geweckt, aufgeschlossen und bis ins Unendliche vervollständigt wird. Es ist daher nicht möglich, vom Glauben und Wissen der Nationen mit Einsicht zu reden, ehe wir nicht dessen Hauptgegenstand in seiner lebendigen Wirksamkeit (indem er ja das Leben selbst, mithin ohne Unterlaß wirksam ist) erkannt haben, und ehe wir nicht insonderheit uns bewußt geworden sind, wiefern sie sich für uns geäußert habe. Denn nur mit

dem Auge, welches die Gottheit uns für sich aufgethan hat, können wir die Erkenntniß Andrer von ihr bemessen. Haben wir uns nun gründlich versichert, es gebe keine nähere, wahrhaftigere und befriedigendere Mittheilung an die Menschheit, als die seit Abraham vorbereitet worden und in Christo gekommen ist: so werden wir nicht mehr über sie vom sinnlich vernünftigen Standpunkt aus, auf welchem die spätern Heiden so schief schlossen, sondern von ihr aus, über alle andre Religionsansichten und zwar auf eine Weise richten, deren Ergebniß uns die bestätigende Gewißheit sowohl von dem einzigen Werth unsers Glaubens, als von der alleinigen Richtigkeit unsers Urtheils vrrschaffen wird. Wir werden hier umfassende Grundsätze finden, auf die wir fest fußen können, und die nichts unerklärt lassen, was die Weltgeschichte sammt der Gegenwart uns in noch so seltsamen religiösen Erscheinungen vorüberführt. Dahin gehören die folgenden Sätze.

1) Es ist nirgends erweislich, ganz unwahrscheinlich, und nach unsern Offenbarungsschriften falsch, daß der erste Mensch als ein halbes Thier erschaffen worden, ungefähr wie unsere Kinder jetzt zur Welt kommen. Wir gerathen da in Hypothesen, die aller Erfahrung widersprechen, indem ein ver-

wildertes menschliches Wesen, ohne alle fremde Pflege und Erziehung, sich nie aus sich selbst hervorbildet. Der erste Mensch nahm mit seinen Sinnen (welcher Art sie nun gewesen seyn mögen) seinen Schöpfer wahr, und erkannte in ihm den Urheber der Welt. Er wußte daß er ein einiger sey, und der Monotheismus ist daher die ursprüngliche Religion. Vollkommen in seiner Art, aber neu, dabey willens- und entwickelungsfähig, verletzte er das Gebot, die Bedingung seiner Glückseligkeit. Diese Uebertretung des ihm anerschaffenen Gesetzes, dieser durch Verführung von einer feindlichen Macht begangene Irrthum, versenkte ihn in ein andres Gesetz, in das der Thierheit, wobey sein uranfängliches Gesetz noch in ihm fortlebte, und brachte dadurch den Zwiespalt in sein Wesen, welchen seine Nachkommenschaft unaufhörlich beseufzt. Er ahndet eine übersinnliche Welt, und erkennt sie nicht; er verlangt nach ihr, und erreicht sie nicht; er wird von der Sinnenwelt angezogen, und sie befriedigt ihn nicht; sie macht ihn nur ärmer, und auf dem Gipfel des Vergnügens fürchtet, ja schmeckt er den Tod. Seine besten Wünsche kann er nicht verwirklichen, und ist so blind, daß bey dem innigsten Drang fortzudauern ihm seine Fortdauer zweifelhaft

wird. Jedoch das menschliche Elend bedarf hier keiner Schilderung.

2) Durch die Sünde von der Gottheit entfernt und hinter den Vorhang der Sinnlichkeit gerückt, welcher nach Maaßgabe seines Wachsthums im Bösen noch dichter wurde, konnte er die Gottheit nur in ihren Werken wiederfinden, und hätte sie mehr und mehr verloren, hätte sie ihm nicht von Zeit zu Zeit aus Erbarmung besondre Beweise von sich, und zwar an Einzelne, die sie mit Eifer suchten, für die Mehrheit gegeben. Hieraus entstand schon früh ein mittelbarer Unterricht, gemeiniglich von den leiblichen Vätern ertheilt, eine Ueberlieferung, welche nicht als Ziel ihrer selbst gelten sollte, sondern als eine Thür der Rückkehr zur Urnatur und ihrem Bildner. Sie enthält, wenn wir unsern ältesten Urkunden glauben, mit der Lehre von Gott und seinem Willen auch die von der Wiederbringung der gefallenen und leidenden Welt; so alt wie diese und ihr Verderben, ist auch das Verheißungswort von der Erlösung, welche entbehren zu wollen, und der versunkenen Menschheit abzustreiten, einen augenscheinlichen blinden Uebermuth voraussetzt.

3) Das äußere Lehrbuch der Wahrheit war zuerst kein anderes als die sichtbare Natur. Ein

Spiegel ihres Urhebers diente sie durch ihre Formen symbolisch und durch ihre Kräfte kunstmächtig (magisch) zur verständlichen und wesentlichen Annäherung an ihn oder seine unsichtbare Schöpfung. Hierauf bezog sich alles wissenschaftliche Streben der ersten und der zweyten Welt unter denen, die ihren Ursprung wiedersuchten, und das Anrufen des Ewigen, der Wandel auch mit dem Unsichtbaren, war der stete Begleiter davon. Die sich die Sinnenwelt genügen ließen, wie zuerst Kains Nachkommen vor der Fluth, wandten ihre Fähigkeiten auf die Ausbildung irdischer Künste, auf Zwecke von vergänglicher Art, endlich auf schädliche und lasterhafte. Selbst unter den Frömmern ihres Geschlechts gab es Stufen der Erleuchtung und Reinheit, verschiedene Anlagen, Würdigkeit nach Jahren und Gesinnung, und Gefahren der Verirrung; zudem kann nie ein Mensch den andern alles dessen theilhaftig machen, was ihm durch eigenthümliche Gabe und deren Entwickelung, vornehmlich in jenem Umgang mit Gott, von dem die Schrift schon bey Patriarchen spricht, allmählig geworden ist. Auch der Offenste und Theilnehmendste ist mit einer unaufheblichen Scheidewand seiner Eigenheiten hier umgeben und für eine höhere Welt abgeschlossen. Nach außen hin konnten

daher schon die ältesten Väter und Weisen nur dasjenige verspenden, was der Mehrzahl nützlich, verständlich, und wiederum für Einzelne ein Schlüssel zum innern Heiligthum der Ruhe war. So entstanden nothwendig schon früh besondre Kenntnisse, und wenn sie einem Kreis von Lehrbegierigen etwas reichlicher als der Menge mitgetheilt wurden, eigene Weihen und Mysterien. Sie waren zu allen Zeiten im Alterthum die wahren Mütter des Gottesdienstes, arteten aber verschiedentlich aus, und wurden dadurch der Strahlen verlustig, womit in ihrem Schooße die Gottheit sich ihren wahren Verehrern zu erkennen gab. Ihre Lehrsprache konnte keine andre als die aus dem Wörterbuch der Natur geschöpfte sinnbildliche seyn, aber die Formen dieser Hieroglyphik, die sinnliche Exposition des Wesens, der Eigenschaften und der Forderungen Gottes, erstarrten zu Götzen, sie wurden, abgesondert von der einzigen wahren Gottheit, und mit deren Verläugnung, als selbstständige Götter geglaubt, mochten es die Himmelslichter und andre Naturerscheinungen, oder thierische und artistische Repräsentanten seyn, in die ein Göttergeist sich eingeleibt haben sollte; die physischen Wirkungen wurden gemißbraucht, und anstatt guter Intelligenzen, mit denen die Mysten in ein wahrnehm-

bares Verhältniß kommen mochten, drang um ihres unlautern Sinnes willen die Schaar niederer und unsauberer Dämonen ein, vermehrte die Gewalt des Bösen, mengte sich in den bildlichen Dienst zu dessen immer größern Verwirrung und Verwilderung, und gab List und Trug zur Befriedigung der Herrschsucht und Habsucht ein. Dieses Alles geschah besonders in Zeiten, wo ein ausgezeichneter Stand unter den Völkern, die Priester, als erbliche Kasten die Pflege des Heiligthums übernommen hatten; und wie schnell ein solches Verderben einreißen konnte, sehen an Aegypten, wo noch Joseph, Abrahams Urenkel und seinem väterlichen Gott getreu, eines Priesters Tochter heirathet, und sein Pharao an keinen andern Gott als den wahrhaftigen und einigen geglaubt zu haben scheint, schon zu Moses Zeit aber, bey aller Weisheit der Aegypter, die er erlernt hatte, sich die Umstände sehr veränderten. Die Idee des höchsten Gottes blieb allerdings nebenher der Grund der Lehre, auch bey eingetretener Abgötterey, indem die Untergötter theils als persönliche Diener und Vermittler, theils als vorgestellte Eigenschaften und Emanationen von ihm, auch in verstorbenen großen Menschen, verehrt wurden. Allein es gingen dabey vielfache Verwechselungen vor, des höchsten Gottes

wurde über seinem mythischen Hofstaat vergessen, und eine oder die andre seiner verbildeten Eradiationen oder seiner Abschattungen, oder gar ihrer Theile und Offenbarungen (wie in Indien mit einem Namen aus der Trimurti oder mit der neunten Wischnu-Einleibung Buddha geschah) an seine Stelle gerückt. So verdarb nun das priesterliche Geheimwesen von Land zu Land, verlor mit der Zeit seine Tugenden und seine Kenntnisse, konnte das Volk nur noch mit Fabelspiel unterhalten, dessen Bedeutung man nicht mehr verstand, wiederholte sich später in philosophischen Schulen, die weniger wußten als suchten, und gleichsam unwissend nach der Erfüllung des großen Geheimnisses Gottes in seiner einzigen wahren Incarnation rangen, deren Begriff sich gleichwohl im Stillen unter den Nationen erhalten hatten und jenen ehrwürdigen Magiern aus Osten (Matth. 2) kund war; ging nach des Gottmenschen Erscheinung in gnostisch-christliche Secten über, wo es sich sogar noch mehr entstellte, und wurde in der Folge nur hier oder da in Individuen und Verbindungen wieder mit seinem ursprünglichen Leben, als der reinen Erkenntniß Gottes aus seinen Werken, die durch das Christenthum aufs höchste gesteigert werden mußte, beseelt.

Bayerische Staatsbibliothek München

4) Diese Mysterien oder diesen reinen Magismus, als die Offenbarung Gottes an die Urwelt und nach Abrahams Erwählung an die übrigen Völker, ließ der, welcher sich nirgends unbezeugt gelassen hat, ebensowohl als seine nähere Offenbarung in Abrahams unendlicher Stammlinie, von Ort zu Ort und von Volk zu Volk tragen, um die Menschheit unter sich in Weisheit und Liebe zu verknüpfen, stiftete durch neuerweckte weise Männer häufige Reformen darin, wiederum von Land zu Land, wo die Religion in Irrsal versunken war, und will noch jetzo, daß wir, die wir seines Geistes edelste Gaben empfangen haben, auch dasjenige mit Ehrfurcht betrachten sollen, was er zur Aufrechthaltung seiner Erkenntniß an den Entferntesten von seiner heiligsten Offenbarung in Christo, die ihnen allen noch bestimmt ist, gethan hat. Die Völkerreligion, von den Urvätern des Menschengeschlechts her vererbt, ist Naturweisheit in ihrer ganzen Ausdehnung, auch in moralischer Beziehung, sofern das Gewissensgesetz ein unveräußerliches Gut der innern Natur des Menschen ist; in demselben Alter der Natur, wo sie noch blühete, aber auch schon sehr verdorben war, offenbarte sich Gott unmittelbarer und vollständiger einem einzelnen Volk, von dem das wahre Heil der-

Bayerische Staatsbibliothek München

einst ausgehen sollte, und zwar verhältnißmäßig dem geringsten; auch diese Verkündigung seiner selbst ertheilte er noch zeitgemäß in natürlich symbolischen, doch schon verklärtern Hüllen; bis, da die Zeit erfüllt war, sein Rathschluß in vollem Glanze durchbrach, alle Decken zerriß, alle Scheidewände sprengte, und eine nie erhörte Weisheit der himmlischen Gnade hervorleuchtete, die alle Völker zu sich einlädt, und künftig auch den Schatz der wohlthätigen Kenntnisse und Kräfte der letztern, nicht sowohl wie sie noch sind, als wie sie, von Gott ihnen ursprünglich anvertraut, gewesen sind, in ihr selber wiedergebären und zu noch unverstandenen heiligen Absichten verwenden wird. Denn es geht nichts von Allem zu Grunde, was jemals da war. Diese Ansicht ist ein rechtmäßiger und wahrhaft christlicher Religions-Indifferentismus, kein naturalistisch-deistischer, wie er mehr und mehr die Erde zu überfluthen droht, sondern ein solcher, der den Christus Gottes auch als das Licht der Heiden erkennt, das vor seiner Erscheinung im Fleisch ihre Finsterniß ungekannt erhellte, und noch heute die Quelle alles Guten und Wahren auch unter ihnen ist, bis er sich ihnen mit Namen offenbart, und Wohnung bey ihnen macht, um sie ewig zu erleuchten. Nichts ist unweiser als die

Gleichschätzung der Religionen, als der Unitarismus, zu dem sich, wie die Heiden aus ihren Sagen und Phantasmen, so die Juden und Christen aus ihren Bibelmythen vernunftgemäß herauszubilden hätten; diese Irrlehre weiß gar nicht was der Heiden religiöse Gebilde sind. Aber nicht viel weiser ist es, zu glauben, die Art seiner Anbetung, die Gott den Heiden bis auf seine Zeit zugelassen hat, und die manchmal schon sehr geistig ist, sey ihm ein Gräuel, auch bey dem redlichsten Willen des Beters, da er sich doch auch die Stimme der Vögel und des Wildes zu seinem Lobe gefallen läßt. O es wäre besser, mancher Getaufte wäre ein Brahmadiener oder ein Buddhist, und lebte wie die Frommen unter diesen Glaubensgenossen, die treue Knechte des unbekannten Gottes unter fabelhaftem Namen sind! Sagt nicht der Herr, es würden Viele kommen von Morgen und Abend, Mitternacht und Mittag, und zu Tische sitzen im Reiche Gottes? und zwar mit den Vätern Israels? Uns aber gebührt es, sie schon jetzo dahin einzuladen, und ihnen den Weg zu zeigen, wofern wir selber darum wissen. Denn es gibt kein andres ewiges Festmahl, als wobey der Israel nach dem Geist in allen seinen Stämmen Gast und Christus der Wirth ist. Fügen wir noch folgende Frage hinzu.

5) Wenn wir die oft so unzuverlässigen Berichte der profanen Schriftsteller, und die Urkunden der Völker, deren Alter und Aechtheit manchmal so zweifelhaft ist, ehren, zur Grundlage unserer Meinungen und zum Schmuck unsers Wissens machen: warum doch, wenn wir ihnen verzeihen, was sie nicht leisten, suchen wir mit Gewalt und gegen den historischen Glauben jene Büchersammlung aus dem heiligen Lande, die auf Alles Licht wirft, zu verjüngern, zu zerreißen, zu verdächtigen, den heidnischen Nachrichten nicht nur gleichzustellen, sondern sie noch unter dieselben herabzuwürdigen, damit uns ja nichts bleiben möge, woran wir uns halten können? Dieses Verfahren ist um so verwerflicher, da der Glaube, den wir den unsrigen nennen, und seine Quelle, die Schrift neuen Testaments, die Authenticität des alten, wie wir es haben, und wie es zur Zeit Jesu schon gesammelt war, unbedingt, oder wenigstens eben die ältesten Schriften desselben, auf die so viel ankommt, bestätigt. Wir müssen uns also zuerst für Heiden erklären, um ein Recht zu haben, so zu handeln, oder wir müssen die Bibel zu Grund legen, und nach ihr die Heidenschriften richten. Daß wir dazu die triftigste Ursache haben, beweist unter andern die lächerliche Art, wie in Profanschriften

die Geschichte des Israelitischen Volks erzählt wird, so wie gegenüber eine auffallende Klarheit aus unsern heiligen Büchern auf die Hauptpunkte der Völkergeschichte fällt. Die Ursache jenes Irrthums, der in unsern Tagen so mächtig hervorgebrochen ist, liegt theils in der natürlichen Anmaßung des Menschen, als einer Folge seines beschränkten sinnlichen Zustandes, und in seiner damit verbundenen Feindschaft gegen Alles was des Geistes Gottes ist, so sehr er vermöge seiner doppelten Natur doch eben darnach mit innerm Durst verlangt; aber theils auch in der Vortrefflichkeit vieles Heidnischen, als einer Folge der allliebenden väterlichen Erweisungen des Gottes aller Creatur, welche die natürlichen Urtheiler blendet, und auf der andern Seite diejenigen zu beschämen geeignet ist, welche mit eben so unpassendem Dünkel die Gnade in Christo für einen Raub halten, ihre kirchlichen Glaubensformeln als Gottes Wort ansehn, von der gottseligen Weisheit, die von der Welt her war, keinen Begriff haben, wenn man von Mysterien und Magie redet, an Teufeley denken, keinen Tyrischen Künstler wollen mitbauen lassen am Heiligthum, und anstatt daß der Heiland aller Menschen dem frommen Cornelius einen Engel sandte, um ihn durch einen Lehrer der himmlischen

Erkenntniß weiter zu fördern, sehr bereit sind, Heiden und Juden, wo nicht gar andre Sprengel der Christenheit, zum ewigen Tode zu verdammen. In der That, es ist äußerst schwer, wenn man diese zwiefache Verkehrtheit ansieht, seinen Unwillen und seinen Schmerz zu mäßigen, und Hoffnung zu schöpfen auf eine bessere Zukunft, wo das Geheimniß Gottes und seiner Langmuth offenbar werden, und jeder Theil dem andern gestehen wird, daß er unverzeihlich geirrt habe.

Inzwischen ist für die jetzige Zeit des Streits in der Nachfolge Gottes auch da Nachsicht zu üben, wo man ihrer nicht zu bedürfen glaubt, wenn nur der Wille ohne Bosheit ist. Aus umgekehrten Grundsätzen gegen die obigen werden im Gewirre der Thatsachen Schlußfolgen gezogen, die nimmermehr helfen, aber man erkennt es nicht, bis man sich recht verwickelt hat, und mittlerweile meint man der Lauterkeit und Wahrheit zu dienen. Der Mensch ist in Mehrheit erschaffen, wir wissen nicht wo und wie, auch nicht wann; fleischern wie jetzt, und weit unwissender. Unberechenbare Perioden der Erdbildung mit ihren Lagern, Umwälzungen und Thiergeschlechtern gingen voraus, bis endlich etwa die Steine und Schollen sich zu Gabelthieren aufrichteten, und

die abgeschiedenen Seelen der Vögel und Vierfüßer in sie fuhren, um sie zu einer höhern Entwickelung der Naturkraft zu beleben. Vermuthlich in Nordindien, auf den Hochebenen am Himalaya, gestaltete sich nach Jahrtausenden der Rohheit das erste cultivirte Volk; es erhob sich aus dem polytheistischen Fetischdienst zum Begriff der Einheit Gottes; es überlebte auf seinen Hochgebirgen manche neptunische Revolution unsers Balls; es sandte seine Weisheit in alle Zonen; sie warf mehr und mehr die Schalen ab, in denen sie als die köstlichste Perle geboren war; sie wurde durch Localaberglauben immer wieder verunreinigt, und durch den Sieg der Vernunft immer neu ausgeboren. Endlich kam unter andern für die westliche Erdhälfte ein überaus aufgeklärter Jude Namens Jesus, als Prediger der reinsten Vernunftreligion und Sittlichkeit, wurde durch Pfaffengewalt ein Märtyrer derselben, nach seinem Tode, gleich jenem Buddha und andern weisen Männern, wider seinen Willen vergöttert, und hat uns übrig gelassen, was erst nach achtzehn Jahrhunderten erkannt wird, seine deistische Moral von den Schlacken des Dogmas zu säubern, und so den Beweis zu führen, daß aller monotheistische Tugendglaube, zu dem sich der Mensch aus eigner Kraft emporringt, dem seinigen

an Wesen und Wirkung gleich, und sein Gott, wie er ja selber lehrt, ein Vater aller Menschen sey. Diesen leeren Ideen huldigt nun die Gelehrsamkeit auch wohlwollender Leute, und sucht alle Bedenklichkeiten entweder zu vergessen, oder auf eine Weise zu entfernen, die dem menschlichen Verstande mehr Zwang als der bunteste Aberglaube anthut.

Zu bedauern ist nur, wenn der gründlichen Forschung, die durchaus nicht auf dem Reichthum litterarischer Hülfsmittel beruht, ihr wahrer Boden unterschlagen wird. Vor allen Dingen muß hier das Ansehn der Genesis zernichtet werden, des einzigen ächten, glaubwürdigen, durch alle wissenschaftliche Untersuchungen (die erträumte höhere Kritik und andre irre Hypothesen abgerechnet) nur mehr *bestätigten* Documents, das der Allwissende der Menschheit von dem Ursprung seiner Werke und von ihren eigenen Anfängen gegeben hat, und das in Verbindung mit den weitern uns aufbehaltenen Urschriften des Hebräischen Volks, wofern wir sie verstehen, den wahren Leitfaden der Menschheitsgeschichte bildet. So wird aber z. B. in dem unten angeführten neuen Werk *) von dem »Referenten der

*) Das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegyp-

Hebräischen Sage« über Aegypten (S. 120) gesprochen, und hinzugesetzt: »der Pentateuch hat ohnehin als Geschichtsquelle für Aegypten keinen größern und oft weit geringern Werth, als die beglaubigte Geschichte der Israeliten und ihre Propheten.« Daher soll auch (S. 144) die Rebe erst nach Psammetich (ungef. 700 vor Chr.) nach Aegypten verpflanzt worden seyn, während Josephs Pharao wohl nicht bloß im Traume Traubensaft trank, und der Traum seines Schenken selbst Reben in Aegypten voraussetzt. Ein andermal (S. 163 f.) wird zwar die Genesis bey dem Ursprung der Schöpfung in Anschlag gebracht, aber gesagt: »Die Genesis drückt sich unbestimmt aus, und scheint sich das Wasser als Urstoff zu denken« — ohne tiefer in den wahren Urstoff (der kein Nichts ist) einzugehn, aus dem erst das wüste Wasser der Mosaischen Schöpfungsgeschichte entstehen konnte, daher auch keine Klarheit und Uebereinstimmung in die Kosmogonie andrer Systeme gebracht werden kann. Ferner wird (S. 215) gesagt: »Chaldäer, Phönicier und Aegypter werden nach dem eigenen Geständnisse der Hebräischen Mythe höher hinaufgerückt und als seßhafte Nationen

---

ten, dargestellt von Dr. P. von Bohlen. 1r Thl. Königsberg 1830.

betrachtet, wenn Abrahams Familie ohne feste Wohnsitze unter ihnen nomadisch umherzog; aus Chaldäa war diese selbst hervorgegangen, daher denn wenigstens die Sagen vor Abraham, welche meist auf astrologische Probleme, aber von den Hebräern moralisch angewandt, sich beziehen« [was doch nicht alles entdeckt wird!], »nicht den Israeliten, sondern den Chaldäern angehören« [dem lieben Gott aber am allerwenigsten]. »Leider sind von der Babylonischen und Phönicischen Sagengeschichte nur einzelne Trümmer auf uns gekommen; vielleicht hat sie die Pietät später völlig unterdrückt, nachdem man die Identität derselben mit der Hebräischen Tradition bemerkt und Apion mit andern Voltairen ihrer Zeit den Pentateuch des Plagiats beschuldigt hatten —— Josephus gesteht willig zu, daß die Geschichte der Fluth und andere ganz dieselben seyen, aber er ist so weit entfernt, die Chaldäische als geborgt und nachgebildet anzusehen, daß er vielmehr die Wahrheit dieser Sagen durch Zeugnisse anderer Völker zu erhärten sucht.« Und daran hat er sehr vernünftig gethan, wie der Verf. nicht thut, indem er durch die Sagen andrer Völker die Zeugnisse des Geistes Gottes als gestohlen darzustellen sucht. — So lesen wir ferner (S. 225) von einem Mythus vom nächt-

lichen Kampfe des Jakob mit Jehova; sodann soll die Beschneidung (S. 290 f.) eingeführt worden seyn, um die Achtung der Aegypter zu gewinnen, ob es gleich bekannt ist, daß nur die Aegyptischen Priester sich beschnitten; wogegen aber erinnert wird, es sey unwahrscheinlich, »daß die stolzen Priester eine so schmerzhafte Ceremonie von nomadisirenden Hirten sollten angenommen haben, die sie für Gräuel hielten«; auch von Abraham, der nicht für Gräuel gehalten wurde in dem Aegypten seiner Zeit? Aber das ist ja ein Mythus! Auch obgleich »das sogenannte Mosaische, eigentlich Levitische Gesetz« [man merke auf diese kritische Bestimmung] »die Menschenopfer zu wiederholten Malen auf das strengste untersagen mußte«, muß Abraham, ohne daß die Genesis dabey eine Mißbilligung verräth, ein Menschenopferer gewesen seyn oder nach seiner Zeit Sitte an seinem Sohn, vermuthlich aus Schwärmerey, haben werden wollen; denn »nur durch gekünstelte Erklärung hat man das Opfer des Abraham, welches ihm die Gottheit selbst befiehlt, so wie das des Jephta wegschaffen wollen, aber auch hier schon tritt die Fiction ein, wie allenthalben, wo Aberglaube mit der Menschlichkeit in Streit geräth, und, wie eine Hirschkuh bey dem Opfer der Iphigenia in

Aulis, muß ein Widder zum Stellvertreter werden.« Kommet und sehet, wie weise die Menschen sind!

Indem nun der Pentateuch ganz zu Boden gedrückt und an göttliche Schrift nicht zu denken ist, wird bey dem Verfasser auch das Alter und die frühzeitigere Cultur Aegyptens, für das fortan keine zuverlässige Urkunde mehr zeugt, gegen Indien in Schatten gestellt und hinabgeschoben. Es wird zwar nicht bewiesen, was nicht möglich ist, daß die Aegypter eine leibliche und geistige Pflanzung der Hindu gewesen, aber doch dieser falsche Satz so scheinbar als möglich zu machen gesucht. Weil jedoch das Buch auch viel Merkwürdiges neben dem Irrigen enthält, und der Verf. im Profanen ein sehr tüchtiger Sammler ist, zumal da er Sanskrit versteht (wobey man es dahin gestellt seyn läßt, ob seine manchmal bedenklichen Etymologien allzumal von Kennern möchten gebilligt werden): so wollen wir sein Buch etwas näher durchgehn, das Gute darin mit Dank benutzen, und besonders über das gegenseitige Verhältniß zwischen Indien und Aegypten unsere Gedanken mittheilen. *)

*) Es ist hier hauptsächlich von dem ersten Theil die Rede, zu welchem jetzt ein zweyter, eben so reichhaltiger gekommen ist.

Der Verf. nimmt (S. 4) für fast historisch gewiß an, daß beyde Nationen in sehr früher Zeit mit einander in Wechselwirkung gestanden, und obgleich ähnliche Erscheinungen sich bey Völkern finden können, die einander nie gekannt haben, besonders wenn man gemeinschaftliche Ueberlieferung von Begriffen und Sitten aus beyderseitiger Urzeit, auch »gleichartige klimatische Verhältnisse am Ganges und Nil« oder naturhistorische Aehnlichkeiten (vg. S. 16) hinzunimmt, so ist doch die Verwandtschaft zu auffallend und die historischen Spuren zu stark, um nicht auf eine nähere Verbindung zu schließen. Wir werden zwar nie zugeben (vg. S. 117 ff.), daß die Afrikanischen Aethiopen, wie spätere Schriftsteller wollen, eine Colonie der Anwohner des Indus oder Sindhu, und nachher die Bevölkerer von Aegypten gewesen, da wir in der Stammtafel des zweyten Menschengeschlechts bey Moses, die wohl so viel als die Berichte der Griechen und Römer gilt, Mizraim (Aegypter) neben Chus (Aethioper) als eigenen Chamitischen Stamm finden, das Volk der Hindu oder Sindhu aber nicht; dagegen lassen wir uns gern die östlichen Aethiopen des Homer und Herodot (S. 10. 48) als die ältesten Bewohner Indiens, dessen Namen ersterer noch nicht kennt, und der zuerst bey

Aeschylus vorkommt (S. 9. 61), gefallen, nämlich als ein dunkelfarbiges Chamitisches Volk, das sich gleich seinen westlichen Verwandten von der Wiege der neuen Menschheit Armenien aus nach Süden gezogen, hierauf aber von einem edlern Japhethitischen Stamm verdrängt und unterjocht wurde, der von den Höhen des Himalaya (angeblich Schneewohnung, aus hima und âlaya, Imaus, schneeig, mit dem fabelhaften Gipfel, dem Erdcentrum Meru oder dem Strahlenden, S. 11 f.) herabstieg, und seine Herrschaft über die negerartigen Urbewohner bis nach Ceylon und bis in den Indischen Archipelagus verbreitete (S. 31 f.). Forthin lebten diese Brahmanen-Hindu mit den alten Sudras oder auch Parias (S. 43. 46), denen sie ihre Wissenschaften und ihre Religion mittheilten, wie noch heute zusammen; und hier kommen wir sogleich an einen wichtigen Punkt der alten Culturgeschichte, an die geistigen Pflanzungen, Einimpfungen und Reformen, die theils in Folge von Eroberungen und Kriegszügen, theils auf friedlichere Weise, besonders durch priesterliche Initiationen bewirkt wurden, von denen man bey dem Verf. darum wenig oder nichts antrifft, weil er einem System folgt, welches ihren Werth nur geringschätzen kann. Mag nun auch, wenn von einem

irdischen Local des Paradieses oder der ersten Wohnung der Menschen Frage ist, Asiens Hochland und der Himalaya, nebst dem Fluß Burremputer, oder wie er bey dem Verf. heißt Brahmaputra (S. 11), auch der Sind oder Hind und sein westlichster Nebenfluß Hydaspes (dessen Name Vitastâ, pfeilgeschwind, in der Bedeutung gewissermaßen mit Chiddekel übereinkommt) in Betracht zu ziehen seyn, da die Fluth ohne Zweifel nicht Alles auf der Erde verändert hat: so sind doch die Brahmanischen Hindu weder das Urvolk Indiens noch der ganzen Erde; sie sind ihrer ältesten Sprache, dem Sanskrit nach, Japhethiten und mit den Persern verwandt (S. 47); überhaupt aber mag der ganze Indische Osten sammt Binnenasien mit dem Westen, nämlich Arabien, Aegypten und dem übrigen Afrika, in wissenschaftlichem und religiösem Verkehr gestanden haben, und es möchte eine Zeit kommen, wo der Austausch der Cultur und die Wanderung der priesterlichen symbolischen Weihen über die Erde (die überall in der auffallendsten Harmonie stehen) deutlicher erkannt, Aegypten aber dabey nicht hinter Indien in der Zeit zurückgestellt werden wird. Daß gegen den Reichthum an Nachrichten über das alte Indien es mit denselben in Bezug auf das alte Aegypten mißlich aussieht (S. 81),

beweist, sofern es wahr ist, wenig für die frühere Indische Bildung; und daß die altägyptische Sprache für uns völlig verloren sey, die Koptische aber nur ein entartetes Gemische aus andern Sprachen (s. ebendas. ff.), möchten die Kenner dieser Sprache, wie sie sich noch neuerlich darüber geäußert (Kosegarten), nicht zugeben, wie denn auch unverständlich ist, was (S. 82 und Anm. 272) von Semitischen Wörtern gesagt wird, worunter ja offenbar altägyptische Beyspiele sind, die mit Hebräischen Wörtern verglichen werden, und höchstens eine (von Französischen Gelehrten mit Unrecht geläugnete) theilweise Verwandtschaft des Aegyptischen mit dem Hebräischen, d. i. des Chamitischen mit dem Semitischen Sprachstamm beweisen, gleichwie auch der Japhethitische Wörter und Formen mit dem Semitischen gemein hat, und Alles zuletzt auf eine einzige Ursprache der Noachiden hinzielt; eine Beobachtung, die uns wohl allein abhalten könnte, von Mythen der Genesis zu reden. Wenn vollends (S. 83 f.) bey den Aegyptern der frühe Gebrauch der Schrift in Zweifel gezogen, und dabey gewarnt wird, sich nicht auf Moses zu berufen, dessen Schreibkunst noch von der »Kritik der Israelitischen Sagengeschichte« (sie steht in den Evangelien) abhängig gemacht wird, so

möchte man sich, besonders wenn man die Behelfe des Verf. näher ins Auge faßt, überaus wundern, daß auf die »jungen Schiedsrichter«, nämlich Griechen und Römer, für oder wider das Alter und das Vaterland der Buchstabenschrift überhaupt so viel gebaut, und nicht von selbst begriffen wird, ohne gänzliche Brutalität habe es auch unter den ältesten Erdbewohnern keines Jahrtausends bedurft, um die Wortschreibkunst zu entdecken, und es sey uns eben darum so wenig von ihrer Erfindung erzählt, bey Moses aber gar nichts, weil sie zur Ehre des menschlichen Verstandes und zum wahren Bedürfniß, vor der Verwilderung der einzelnen Völker, von jeher, nur nicht wie bey uns zum Ueberfluß und zum Schaden für Leib und Seele im Gebrauch gewesen. Wenn Thot oder sonst ein mythisches Wesen als Erfinder genannt wird, so heißt dieses nichts als daß sie der Weisheit und einer göttlichen Gabe ihren Ursprung verdankt. Sollen aber etwa die Aegypter von den Indiern schreiben gelernt haben? und wo ist der Beweis? — Die Züge des Osiris und des mit ihm verschmolzenen Sesostris (S. 121 f.) mögen immerhin fabelhaft seyn; aber ihre mythische Wahrheit möchte auf dem historischen Grunde beruhen, daß die Mysterien der Aegypter zu einer gewissen

Zeit, sey es auch nur als Reformation vorhandener und verdorbener Heiligthümer, nach Indien gelangten; und wenn umgekehrt Indische Götter und Helden nach Westen ziehen, so hat dieses wohl einen ähnlichen Sinn, indem der Austausch des Wissens in der alten Welt, das stets mit der symbolischen Religion in der engsten Verbindung stand, eben so stark und fast noch stärker gewesen seyn muß, als der äußere Verkehr, von dem wir nur aus begreiflichen Ursachen offenere und recht bewundernswürdige Nachrichten haben. Kennen wir doch die Studienreisen der Griechischen Philosophen in die Barbarenländer; wissen wir doch von der Fahrt orientalischer Magier nach Bethlehem, und so manches Andre dieser Art, was theils historisch gewiß, theils mit Dichtungen verwachsen ist. Es wird aber noch Zeit und Forschung brauchen, bis dieser wichtige Gegenstand, Ursprung und Fortpflanzung des Religionswesens in der alten Welt bis zur Mitte des letzten Jahrtausends vor unserer Aera, unsern Gelehrten klar geworden ist, die nach vormaliger Verdammung der Heiden jetzt nur von Priestertrug und Mummereyen zu reden wissen, auch am wenigsten das Verhältniß verstehen, worin in dieser Hinsicht die ethnische Welt zu Israel, dem Volk der nächsten Offen-

barung stand, und wie dessen heilige Kenntnisse und Sprache Einfluß auf Menschen und Länder hatten, bey denen man es nicht vermuthen sollte. Aegypten übrigens war, wenn wir nicht alle bisherige Untersuchungen und Zeugnisse verwerfen wollen, mit am frühesten nach der Fluth bevölkert und civilisirt, und zwar von Südarabien über Nubien aus nordwärts dem allmählig verlängerten Nilthal nach; und dabey wird es bleiben müssen trotz Allem, was man aus Vorliebe für die neubewunderten Hindu sagen mag. Es ist auch keineswegs richtig, daß (S. 126) die Indische Religion im Sabäismus und der Verehrung von Naturgegenständen ihre Keime und Wurzeln gehabt, sofern darunter Fetischdienst, Anbetung der Gegenstände selbst als Gottwesen oder als bloßer Machtäußerungen einer unsichtbaren, geistigen Gottheit, ohne symbolischen Sinn verstanden wird; und nur wenn dieser Sinn begriffen ist, können wir uns in der »auffallenden Berührung sehr vieler Indischen Religionsideen mit Griechischen, Italischen und Skandinavischen« (S. 127) und in deren historischem und pasigraphischem Grunde zurechtfinden. Die »Operation, um das unermeßliche Gebäude des Indischen Glaubens bis auf seine Fundamente zu entblößen« (S. 137), welche der Verfasser dadurch

anstellt, daß er »die sinnlichere Verehrung der Naturkräfte und die allmählige Vergeistigung dieses Naturdienstes« zur Basis nimmt, ist verkehrt und zu neu gegriffen; und wenn er (S. 152) von der Indischen Literatur sagt: »Vom Naturcultus fortschreitend bis zum Sonnendienst, von diesem bis zur Lichtreligion und endlich zur Verehrung eines höchsten Wesens, von welchem alle Volksgottheiten nur niedere Potenzen sind, zeigt diese Literatur, wie keine andere, die Fähigkeit des menschlichen Geistes, durch eigene Kraft, von der Bewunderung der Natur ausgehend, bis zum Höchsten sich erheben zu können; sie zeigt, wie nichtig und von aller Geschichte verlassen eine erträumte Urweisheit und ein göttliches Urpriesterthum einiger Neuern sey« — so ist in seiner Sprache zu erwiedern, daß er den gelehrten Traum von der ursprünglichen Rohheit der Erdgeborenen und ihrem Fortschritt zur Verständigkeit durch eigne Kraft, als ungeschichtlich, widerchristlich und unmöglich, noch nicht ausgeschlafen habe. Er braucht nur Ciceros Bücher von der Natur der Götter einzusehn, um sich von seinem Irrthum zu überzeugen; und gern wollen wir dagegen diejenigen Brachmanen bewundern, die das urväterliche Erbe des Monotheismus mitten unter dem Gewirre der

Hieroglyphen rein zu behaupten gewußt, und wollen den Brahmanismus, als Symbolik und zugleich Pneumatologie gedacht, nicht für ein Götzenthum ansehen, obgleich es im poetischen und philosophischen Ausbau sich in Abenteuerlichkeiten, wahre Abgötterey und Sophistik verloren hat. Erkennt ja doch der Verf. selbst eine Verschlimmerung der Indischen Religion, das Entstehen der Veden in verschiedenen Zeitaltern, wohl auch ihre Veränderung an (S. 131), und wenn der »veredelte Fetischismus oder die Verehrung der Natur« sowohl bey den Hindus als bey den »mit ihnen engverbrüderten alten Persern als Grundlage« (S. 138) erscheint, so hat dieses als exoterische Religion seine Richtigkeit, wie auch der Sonnen-, Stern- und übrige Naturdienst bey andern Völkern, ist aber nicht die Urreligion des Menschengeschlechts, aus der sich erst der Glaube an Einen Gott entwickelt hätte, sondern die allmählig ausgebildete oder verbilderte Verehrung desselben in der Stellvertretung durch seine Werke, versichtbarten Kräfte und Eigenschaften, auch Diener, die sich nach außen hin immer mehr in Polytheismus zerspaltete, ja endlich von diesem durch das Selbstständigwerden der Formen verdrängt wurde, während weise Brahmanen und andrer Völker Priester sie für sich

auf ihren Ursprung zurückzuführen wußten. Der Sonnendienst ist kein ursprünglicher, sondern ein gesunkener Cultus, die Sonne mit allen ihren eigenthümlichen Erzeugnissen war Bild, Repräsentant, Spiegel ihres Schöpfers; auch Brahma ist nicht aus der Sonne, sondern der Sonnengott aus ihm entstanden, der Supernaturalismus (S. 145) ist älter als die vergötterte Natur. Ist ja doch die christliche Religion selbst in den Verirrungen des Mittelalters denselben Weg von der Geistigkeit zur Sinnlichkeit und von der Einheit zur Vielheit der Anbetung gegangen. Sollte dieses nicht ein sehr analoger geschichtlicher Beweis seyn, wenn auch alle andre Beweise fehlten? Ist nicht der Mensch immer derselbe nebst der eigenen Schwere (nicht eigenen Kraft sondern Unkraft), die ihn zu Boden zieht? Der vermeintlich aufgeklärten Culturtheorie mangelt es an aller Menschenkenntniß, obgleich man täglich vor Augen sieht, wie die Bildung ohne göttlichen Halt wieder zur Barbarey verwildert. Es hat sich also nicht »der Brahmaismus im engern Sinn (S. 145) oder der Sonnendienst, mit der untergelegten höhern Idee eines ewigen Lichtquells und eines weltschaffenden Geistes, der, unabhängig von der Sonne selbst, diese wie das ganze Universum hervorgebracht, der

alles Thun der Götter und Menschen wahrnimmt und unter dem Bilde der Sonne zu verehren ist, nach und nach zum reinsten Monotheismus ausgeprägt«, sondern dieser war seine primitive Unterlage, und stieg um so leichter wieder aus der Hülle des Bildes hervor. Das Brahma*) oder das Große, auch Parabrahma oder das Urgroße (ebendas. f.), ist eben wie beym Zendvolk das Zervan akarana (von Anquetil die grenzenlose Zeit, also das ewige Wesen übersetzt, vom Verf. nach dem Sanskr. Sarvam akaranam, das ungeschaffene All) nichts Anderes als das Unvorstellbare und daher eigentlich nicht nennbare unendliche Seyn, das bey Moses (2 M. 3) für den Gott der Väter erklärt wird und sich selbst mit entsprechenden Ausdrücken bezeichnet, später aber bey den Kabalisten einen wieder gleichgeltenden Namen, Aen-soph oder das Unendliche erhält. Wer dieses über allen menschlichen Begriff hinausliegende Wesen als bereits den Urvätern offenbar erkannt hat,

---

*) Hievon kommt der Name der »Brahmanen (Brâhmanas), d. i. Abkömmlinge und Verehrer von Brahma, von den Griechen richtig Βραχμᾶνες, von Portugiesen und Britten zuerst ungenau Brahmen ausgesprochen, woher sich das falsche Brahminen eingeschlichen hat.« 2r Th. S. 12.

weil es sich ihnen zuweilen selbst in einzelner Persönlichkeit faßlich darstellte, wird hernach mit Hinzunahme seiner niedern Abschattungen in der Natur, und wieder ihrer menschengestaltigen Symbole, woran sich eben der sinnliche Begriff hielt und so das Götzenthum erzeugte, auch seine nähere und faßlichere Offenbarung in der Dreyheit, bey den Hindu Brahman, Vishnu und Siva genannt, verstehen, und sie nicht nur kabalistisch als Keter, Chochma und Bina, sondern auch alt- und neutestamentlich nach ihrem eigentlichen Wesen zurechtlegen, daher auch die Verwechselungen begreifen, die nach verschiedenen Stellen bey dem Verf. zwischen Brahman und Parabrahma, auch zwischen den Personen der Trias nach ihren Verrichtungen und Attributen, besonders bey den Secten die eine von ihnen speciell verehren, vorzufallen pflegen (S. 146. 213). Man wird aber irren, wenn man mit dem Verf. geneigt ist, diese Dreyheit ihrem Ursprung nach bestimmt auf Sonne, Wasser und Feuer zu beziehen, da eben sowohl Aether, Feuer und Wasser, auch Lebensgeist, Sonne und Mond u. s. w. substituirt werden könnten, alle diese physischen Figuren aber bloße wechselgestaltige Versinnlichungen der geistigen Dreyheit sind, in welcher das unendliche Wesen als aus sei-

nem Urgrund hervortretend und wirkend mit Recht gedacht wurde. Auch der Verf. muß (S. 211) Folgendes bekennen: »Diese drey obern Götter: Brahman, Vishnu und Siva, bilden die heilige Dreyheit der Inder, den Trimurtis, deren kosmische Ideen schon in den Vedas erscheinen und von den Commentatoren als ein Mysterium betrachtet werden, weil schon dort die Drey bald als Sonne, Wasser und Feuer, bald für Ausstrahlungen des Urwesens selbst genommen sind, und bald die Sonne noch ihre erste Stelle als Gestirngottheit behauptet, wie in den ältesten Hymnen: alles Anzeigen, daß die Bestandtheile der Veden aus verschiedenen Epochen herrühren müssen. Schon Manu jedoch spricht es klar aus, daß jene drey Götter nur Kraftäußerungen der einigen Gottheit seyen, wie alle übrige« u. s. w. Um so unrichtiger wird vorher (S. 148) angenommen, daß der Norden Indiens die Wiege des Feuerdienstes und der Sivaismus die ältere Volksreligion gewesen sey, welche gar bald, die Attribute und Wirkungen des Siva auf die Sonne übertragend, ebenso wie der folgende Cultus des Vishnu, erst nachgängig mit dem Brahmaismus verschmolzen worden sey — aber merkwürdig hinzugefügt: »Daher die Mythen von allen drey Gottheiten, als Kräften des Höchsten,

so sehr in einander laufen, daß keine völlige Sonderung mehr möglich wird.« Und eben so unpassend heißt es gleich nach der vorigen Stelle (S. 212): »Sobald also die reingeistige Gottheit Parabrahma aus dem Sonnendienste abstrahirt und aufgefaßt wird [d. h. wurde], treten auch die drey Naturgötter in einer von ihr abhängigen Gestalt auf« — aber richtig hinzugesetzt: »Das höchste Wesen wird durch sie, nach den drey Momenten im Daseyn aller irdischen Dinge, dargestellt als Entstehen, Seyn und Vergehen: der Wille Gottes, die Welt zu schaffen, offenbarte sich durch Brahman, sie bestehen zu lassen, in Vishnu, während Siva das Emblem der destructiven und eben dadurch beständig in neuen Formen schaffenden Energie der Gottheit ist, welche selbst durch diese drey Potenzen wirket« — »Als Ausströmungen des Einen Urgeistes sind auch diese Drey Eins, und dieses wird entweder bildlich durch eine Figur mit drey Häuptern, wie sie schon in den alten Felsentempeln erscheint, angedeutet, oder sprachlich durch die Sylbe Om, bestehend aus den Chiffern A, U und M, womit das Lesen jeder heiligen Schrift begonnen und geschlossen wird, oder emblematisch endlich durch einen Cirkel im Dreyeck, womit die Vorstellung der Aegypter zu vergleichen wäre, welche

das Universum mit einem Triangel verglichen und die Dreyzahl auf die Gottheit anwandten.« Die Religionen des Siva (Schiwa) und Vishnu (Wischnu) sind also nicht frühere oder gleichzeitige, zum Brahmaismus nur hinzugetretene, sondern in ihm selbst ursprünglich begründete, dann wieder sectisch von ihm separirte Culte, und bewundernswürdig, ja lichtverbreitend und überzeugend auch für das christliche Dogma ist jener Dreyheitsglaube in seiner nicht secundären sondern primären Reinheit, mag er auch national benannt und modificirt, hierauf aber idololatrisch mißgestaltet worden seyn. Das Sectenwesen charakterisirt sich selbst als zusammengehörig, aber nicht als zusammengeflossen. (S. 149) »Nach Vertreibung der aus dem Vishnuismus hervorgegangenen Buddhisten traten die Saivas und Vaischnavas mit erneuertem Muthe ins Leben — die Spaltung der Parteyen dauert noch fort, und es ist eine eigene Erscheinung, daß die schaffende Kraft der Gottheit, wobey sie selbst in den Hintergrund trat, unter dem duldsamen Volke sogar Eifersucht und Religionsfehden erzeugen konnte — der Sectengeist offenbart sich selbst an den Götterbildern, welche, wie ihre Anhänger, gewisse Abzeichen an der Stirne tragen: eine horizontale Linie bezeichnet gewöhnlich die Sivai-

ten, eine perpendiculare die Anhänger des Vishnu.« — Es ließen sich zu unserer bisherigen Demonstration noch viele Stellen des Verf. beybringen, die der Leser von selbst finden und anwenden wird, eben so zu den falschen Ansichten, die er von unsern heiligen Büchern hat. Wenn übrigens die ältern Missionare gegen die heidnischen Inder gerechter als die neuern sind (S. 157), so soll diesen zwar nicht ungerechterweise das Wort geredet werden, da es manchen von ihnen an gehöriger Einsicht fehlen mag; es kommt aber vielleicht auch von der größern Verdorbenheit des Volks und seines Götzendienstes her. Diese Verdorbenheit läugnet der Verf. selbst nicht, und leitet sie nur hauptsächlich aus den mehrfachen Unterdrückungen und Herabwürdigungen her, die das wirklich gutartige, verständige und liebenswürdige Hinduvolk, diese zarte Blume unter den Heiden, und dieser Wunderbaum der Vorwelt, im Laufe der Zeit durch Ueberschwemmungen von fremden Erobe-rern erlitt, und wohl noch jetzt von angeblichen Christen zu erdulden hat (s. z. B. von den Gräueln in Jagannatha, S. 115).

Wenn der Verf. richtige Begriffe von der gemeinschaftlichen Gnosis der alten Priesterlehre hätte, so würde er nicht (S. 160) sagen: »Man kann

demnach nicht wohl zweifeln, daß die Vorstellung vom Indischen Logos nicht frühzeitig nach dem Westen gekommen, da es sogar angegeben wird, daß in der eigenen Sprache der Inder θεὸς, d. i. Devas, dafür gebraucht werde« (Origenes nämlich sagt: ἀεὶ δὲ ἰδίᾳ φωνῇ θεὸν ὀνομάζουσι). Der Logos ist allerdings die active Kraft des Brahma Vâch oder Vâk, d. i. *Rede*, einwesig mit dem Urwesen (S. 159), das Schöpferwort, »das Wort der Gnosis, durch welches den Weisen die verborgenen Mysterien sichtbar werden«, und selber Gott; es ist der *Honover* der Zendavesta; es ist das *Dabhar* und die *Chochma* der Bibel, das *Memra* der Kabalisten; es ist der Platonische Logos; es ist endlich, entschieden geoffenbart, und die alten Philosopheme bestätigend, der Logos des Johannes, daher (ohne alle Hypothese über den angeblich gnostischen Prolog des Evangeliums) von uns anzuerkennen, wo und in welcher noch dämmrigen Gestalt wir ihn bey den alten Weisen finden; aber er ist keine bloß Indianische Frucht. Auf diese Art soll uns wirklich das Evangelium aus Indien gebracht werden. Wir wissen aber, daß die Gottheit sich nicht anders als durch Vermittelung ihrer selbst, durch das Wort oder den Sohn, offenbart, und das wußten alle

wahre Theologen der Welt von Anbeginn; es war Unwissenheit und ist es noch, wenn man diese Lehre in Indischer Gestalt als etwas Besonderes und Eigenes bewundert. Dieses Wort Gottes verstuft sich oder seine Kraft endlich bis ins Körperliche, und so sehen wir es bey der Schöpfung (Gen. 1) als Geistwind Gottes über den chaotischen Wassern weben, und der Apostel spricht (Hebr. 1, 3) von dem der selbst das Wort ist, er trage alle Dinge mit seinem kräftigen Wort oder mit dem Worte seiner Macht, nämlich mit dem Ausgang von dem Ausgang. Wer aber solche Begriffe nicht für wesentlich hält, geräth leicht darauf, ihnen eine historische Entstehung auf irgend einem Erdpunkte beyzulegen, von dem sie als Meinungen und willkührliche Gebilde der Reflexion (nicht »Reflection«) anderwärts hingetragen worden seyen. So beruht auch (S. 164 f.) die anfängliche Güte der Schöpfung und ihr Verderben durch den Abfall der Wesen, auf der gewissesten Wahrheit, die nur in unsern heiligen Schriften rein hervortritt. Jedoch ist so wenig die Präexistenz der einzelnen Menschenseelen (S. 165 f.) als die Seelenwanderung (S. 169 ff.) gleich ehrenwerth, und letztere hängt keineswegs, wie der Verf. meint, »mit der Emanation unzertrennlich zusam-

men«, wenigstens mit der wahren nicht. Auch nahm Timäus Lokrus (S. 172) weder die Metempsychosis noch die Metensomatosis mit Entschiedenheit an, wie anderwärts gezeigt worden ist.*) Alles das gehört zur spätern Verfinsterung der alten Schulen, und auch zu der der heutigen, sofern man darin uralte, allgemeine und wahre Philosopheme sucht. Weil wir die lebendige Quelle verlassen haben, worin uns selbst die Heiden beschämen**), so suchen wir hier und da Brunnen auf, die doch kein Wasser geben, das unsern Durst stillen könnte, es wäre denn durch die Maya der gelehrten Unterhaltung auf einen Augenblick. Daß die Seelenwanderung bey den Indiern mit einer Todtenwelt, mit Himmel und Hölle verbunden ist (S. 175), wie bey den spätern Aegyptern, beweist in ihr einen jüngern Zusatz zu der alten richtigen Seelenlehre, und einen Mißverstand des Seelenschicksals in dieser letztern, wie in dem angeführten Aufsatz bemerkt worden.***) Gleicher-

*) Blätter für höh. Wahrheit, 9. Samml. S. 257. Vergl. S. 350.

**) S. Jerem. 2, 10—13.

***) Daß die Hindu (wider die gemeine Meinung) Fleischspeisen essen und im Alterthum deren mehr aßen als jetzt (s. Th. 2. S. 160 ff.), spricht ebenfalls für die Neuheit der Indischen Seelenwanderungslehre.

weise sind nach dem was der Verf. (S. 176 f.) ohne die nöthige eigene Sacheinsicht berührt, die beyden innern Theile des Menschen, der Geist mit seinem Verstand (Intelligenz) und die sensitive Seele mit ihrer Vernunft und ihrer ätherischen Hülle, offenbar richtig erkannt worden, ehe man an eine damit unverträgliche Wanderung durch grobe Körper (S. 177) dachte, und daß, wenn der Geist »von der Gottheit absorbirt« wird (worüber der wesentlichen Wahrheit nach ein Mehreres zu sagen wäre), dadurch doch die Individualität nicht verloren geht, sondern eine »ewige Seligkeit durch die allgemeine Auferstehung in dem kommenden Lichtreiche« folgt, »wenn die neue Welt entsteht«. Was aber der Verf. hinzusetzt, ist sehr mißverstanden, nämlich: »eine Lehre, die sodann bey Zoroaster mit der größten Bestimmtheit hervortritt, und auf die trostlosen Vorstellungen der Hebräer nach dem Exile ihren segensreichen Einfluß ausübt« — nebst der Anmerkung: »Es wird von den biblischen Exegeten anerkannt, daß hier die Auferstehungslehre erst nach dem Exil erscheine; mit Bewußtseyn und Vergeltung zuerst in den Apokryphen und bey den Essenern, während die Sadducäer den alten Glauben festhielten«; welches heißen sollte: während die Sadducäer, als systematische Materialisten, nur

den Pentateuch für kanonisch anerkannten, weil sie meinten, ihre Lehrsätze könnten aus demselben am wenigsten bestritten werden, worin sie aber der competenteste Exeget durch beschämende Widerlegung zum Schweigen brachte (Matth. 22, 23—33). Wer dieses nicht anerkennt, kann sich unmöglich einen christlichen Theologen nennen, wenn gleich die Auferstehungslehre nach Moses immer öffentlicher in Israel erscheint, aber schlechterdings nicht behauptet werden kann, daß die Hebräer sie von den Persern und diese von den Hindu empfangen. Wenn man (wie Kleinert zum Jesajas sagt) dem Vogel erst die Federn ausrupft, so ist er dann freylich kein Vogel mehr; wenn man Alles nachexilisch macht und von Fremden entlehnt nennt, was auf solche Lehren zielt, auch wohl den Sinn der Stellen selbst ausleert, so sind jene Wahrheiten nicht mehr bey den Hebräern zu finden, und man wird am wenigsten dem Genesis-Mythus glauben, daß Gott einen Henoch zu sich genommen habe. Es würde hier zu weitläufig seyn, die vorexilische Unsterblichkeits- und Auferstehungslehre der Hebräer und dabey zu erweisen, daß die Hebräer auf andre Völker wohl einen eben so segensreichen Einfluß, wo nicht einen weit größern ausgeübt, als, wie wir aus Widerspruch gegen die un-

mittelbare Offenbarung Gottes in Israel sadducäisch behaupten, die andern Völker auf sie.

Wichtig ist, daß (S. 178) sich in den Veden der Inder durch Anspielung auf die Zeugung der Naturelemente und Gestirne die Grundlinien zur nachherigen Mythe vorgezeichnet finden, und, wie nach Herodots Behauptung Homer und Hesiod Schöpfer der Griechischen Mythologie geworden, so hier erst die Epopöen und Puranas überhaupt den einfachen (soll vielmehr heißen symbolischen) Naturalismus zu einer populären Götterlehre ausgebildet, wobey die Dichtung den Pfad verlassen, welchen frühere Denker zu einem rein geistigen Religionssysteme bereits geebnet hatten — oder vielleicht besser gesagt: wobey Dichter und Denker in divergirender Richtung den gemeinschaftlichen Stoff nach den Eigenthümlichkeiten ihres Gewerbes, einkleidend und ausschmückend, oder entkleidend und vergeistigend, bearbeiteten; wobey jedoch die Dichter vor der zweyten philosophischen oder Reflexionsperiode, wie in Griechenland, aufgetreten sind. Der Verf. setzt hinzu: »Die Puranas vornehmlich, gleichsam die ἱεροὶ λόγοι der Inder, beschäftigen sich ausschließlich mit Kosmogonie und der Welt Zerstörung, mit Theogonie, mit den Genealogien der überirdischen

Heroen und Weisen, und endlich mit den Thaten der Sterblichen, daher sie nach ihrem fünffachen Ziele auch Panchalakshanâni genannt werden. Es sind größtentheils Compilationen aus ältern Werken — Alle diese Schriften lassen die ganze Natur als belebt handeln, nehmen unzählige idealische Wesen aus dem Reiche der Phantasie auf« u. s. w. Es ist dabey vom Verf. im Folgenden und von dem aufgeklärten Theil der Hindu ganz richtig gesehen, daß die Volksgötter versinnlichte Eigenschaften, Attribute, dargestellte Kräfte der Gottheit sind, wie die Natur selbst uns dergleichen Abdrücke des Geistigen überall vorhält, weßwegen jene Personificationen stets mit ihr und ihren Theilen symbolisiren, und daß diese durch Sinnbilder, als gleichsam Handhaben des Unbegreiflichen für das Gemüth, vermittelte Gottesverehrung der wohlgemeinte Ursprung der Vielgötterey gewesen sey, wozu noch Apotheosen von Weisen und Helden als besondern Emanationen der Gottheit und die Geisterwelt gekommen. Um so weniger sollte denn noch ein älterer Ursprung im blinden Fetischdienst gesucht werden. Auch wird dabey des Einflusses der Landessprache auf die Gestaltung der Mythen erwähnt, worin z. B. viel- oder langarmig für mächtig (auch der Sinn des Beynamens Artaxerxes

Langhand), tausendaugig für allwissend gebraucht wird. Eben jener naturphilosophische Cultus, nicht erst so ausgedeutet, sondern aus geistigen und geheimen Erkenntnissen ins Sinnliche getreten und damit verschleyert, die hieroglyphisch-mythische Krystallisation der Begriffe, erklärt allein das Unmoralische der Götterfabel, und wie (S. 184) »die Theogonien und Göttermythen der untergeordneten Gottheiten der Inder die Griechischen und Römischen an Unzüchtigkeit noch weit übertreffen« können. Wenn solche Scherze in einem Betracht frevelhaft und verführerisch waren, so dienten sie auf der andern Seite als abstoßende Aufforderung, sich zu bessern Begriffen von der Gottheit zu erheben, und alle heidnische Religionen charakterisirt jene magische (mittelwesige) Zweydeutigkeit, welche zur Weisheit und zum Gräuel führen kann, und letzteres besonders durch die Unwissenheit der spätern Dichter und Priester zu einer Zeit that, wo die Deutung der Bilder vergessen und das Licht der Mysterien erloschen war. Um so demüthiger haben wir das Geschenk des Christenthums zu verehren, das in Verbindung mit gründlicher Wissenschaft uns den Schlüssel aller Religionen in die Hand gibt, und alle Formen der Natur und der Bilderlehre zu reingeistiger, heiligender

Erkenntniß verklärt. Hier wird sich denn der Unterschied zwischen dem zweyseitigen, schwankenden Brahmanismus und dem unerschütterlichen, grade aufwärts strebenden christlichen Dogmatismus kund geben. Wer aber ein Christenthum ohne Dogma will, kann ihn natürlich nicht einsehn.

Daß die hieroglyphischen Thiere und Pflanzen der Aegypter zum Theil aus Indien gekommen und das Ansehn der Thierwelt mit daher in das Nilthal gebracht worden, wo es sich zur Vergötterung gesteigert habe (S. 189 ff.), ist alles unerwiesen und unerweislich. Herodot sagt zwar (II, 65), obgleich Aegypten an Libyen grenze, so sey es doch nicht sehr thierreich (οὐ μάλα θηριώδης ἐστὶ), aber nicht, es seyen daselbst »die Thiere selten«; und das war wegen der Cultur und starken Bevölkerung im Verhältniß zu dem wilden Libyen, auch wegen der jährlichen Ueberschwemmung, natürlich. Wer kann aber berechnen, welche Thiere vor unserer und vor Herodots Zeit in Aegypten selbst gelebt? welche Pflanzen? zumal bey dem verwandten Clima; und sind ihrer auch durch den unläugbaren Verkehr zwischen beyden Ländern aus Indien her bekannt geworden, so beweist dieses eben so wenig für die Colonisirung Aegyptens durch Indier oder für das Lehrverhältniß,

als wenn die Aegypter die Bären, Löwen und Wölfe nur aus ihren Afrikanischen Nachbarländern kannten. Ein großer Theil der Heraldik des Nordens müßte auf diese Art von gleichen Ursachen herrühren; denn bey uns gibt es weder Löwen noch Leoparden; und doch ist es gewisser, daß der Zug der Mysterien von Süden nach Norden, als daß er von Indien nach Aegypten ging. »Die Ursache der Vergötterung« ist um so weniger damit erklärt, als die verehrten Thiere in Indien gemeiniglich nur Attribute der menschlich gestalteten Götter sind, außer den Verwandlungen des Wischnu. Es fragt sich aber, ob denn auch die Thiere auf Aegyptischen Denkmälern aus Indien herrühren, die hier nicht vorkommen, z. B. die Giraffe. Sollte der (eigentlich die) mumisirte Ibis (S. 192), die große Art von Spitzmäusen und andre Geschöpfe, nicht mehr in Aegypten lebendig zu finden seyn, dagegen in Indien fortleben, so beweist dieses nichts für das Alterthum, da Thierarten in Ländern aussterben, und der Mumienibis braucht nicht der Indische Hansa, d. i. aus Indien dahin gekommen zu seyn, um balsamirt zu werden; man begreift nicht, woher die Aegyptischen Ibismumien, wenn der Mumienibis nicht in Aegypten gelebt hat. Hätten die Aegypter

diesen aus Indien bezogen, so wären sie darum doch noch nicht Colonisten oder Schüler der Indier. Es ist sogar zweifelhaft, ob die drey Arten von Hansa, die der Verf. anführt, Ibisse sind; der Flamingo, den er in der Note nennt, (der Phoenicopterus ruber) gehört zu einer andern Classe als Tantalus und Ibis, und zwar die für das heilige Thier gehaltene Ibis religiosa. Dieser heilige Vogel, oder überhaupt die balsamirten und hieroglyphischen Ibisse, scheinen wirklich noch einheimisch in Aegypten zu seyn, obgleich von den Naturhistorikern viel darüber gestritten wird. Die Gattung im Ganzen ist nie daselbst ausgegangen.

An einer Verwandtschaft aller Mythologien, als einem gemeinschaftlichen Ideensystem in nationalen Gewändern, bald mehr bald weniger vollständig, läßt sich gar nicht zweifeln, und die Entdeckung, die hierin William Jones gemacht hat (S. 198), führte ihn noch nicht sehr weit; er hat wenigstens alle Wissenschaft der Aegypter, ohne Entzifferung ihrer Hieroglyphen, mittelst der Puranas noch nicht entdeckt (s. d. Note), wenn man auch seinen Forschungen Dank schuldig ist, so wie dem Verf. für die kurze Kritik der seitherigen Arbeiten über die Indische Mythengeschichte, namentlich die von Wilford,

Polier und Moore. Möge man aber doch sehr vorsichtig, besonders in der vergleichenden Etymologie seyn, da z. B. die Identität der Namen Ceres und Srîs, der Indischen Göttin des Ackersegens (S. 201, das Wort bedeutet im Sankrit Segen), um so bedenklicher ist, als jene Italische Göttin eigentlich Keres lautet, und das Wort sich im Genitiv mit r verlängert (Cereris), so daß dergleichen, wie auch der Verf. will, höchstens »als ein Analogon betrachtet« werden kann. Von dem (S. 201) folgenden Trimurtis d. h. Dreygestaltigen, oder der Indischen Dreyeinigkeit, ist bereits oben und anderwärts Einiges gesagt; sie bleibt als entschieden ausgesprochene Offenbarung der höchsten Gottheit, vielleicht auf dem Wege der Natur erkannt, oder doch mit ihrem Spiegel verglichen, höchst wichtig und zugleich höchst wahr, wenn ihr auch manche Prädicate fehlen, welche das biblische Geheimniß uns darlegt, und andre verunstaltet worden sind. Sie ist wie ein farbiger Sonnenschatten, der das Daseyn des reinen Lichtes, seines Erzeugers, verräth.

Wenn (S. 203) der Aegyptische Kneph auf das Wasser bezogen wird, so ist dieses eine Verwechselung, da er eigentlich den Weltgeist ausdrückt *),

*) Vergl. Blätter f. höh. Wahrh. 8. Samml. S. 275 f.

und wenn das Wort phallus (S. 209) von dem Sanskritischen Phalas hergeleitet wird, welches den Linga und jedes Gespitzte, auch die Pyramiden- und Obeliskengestalt bedeutet, so liegt uns unsre Form des gemeinschaftlichen Germanischen oder Japhethitischen Worts, nämlich Pfahl, deßgleichen Pilz, näher, deßgleichen das Lateinische palus. Soll gar (ebendas.) das Schiff Argo von der Arghâ = Yoni abgeleitet werden, so könnte wohl ein Gleiches mit Avântara, Veränderung (S. 214), und unserm Abenteuer geschehen, oder wenn dieses nicht einerley mit der Troubadourischen Avanture (Aventure) ist, so würde doch diese letztere mit Avântara zu vergleichen seyn; so täuschend kann die allerdings wichtige Etymologie ohne die größte Vorsicht werden. Es findet sich hier manche auffallende, fast unerklärliche Harmonie, die doch nicht genetisch ist, und begriffsverwandte Dinge wie durch eine regelmäßige Kreisbewegung wieder zusammenbringt. So verhält es sich auch mit dem Henkelkreuz (crux ansata), das in Idien bey den Saivas oder Anhängern des Siva wie in Aegypten vorkommt, und das der Verf. (S. 210) mit Mehrern für einen Phallus, nicht für einen Schlüssel, auch bey den Aegyptern erklärt. Allein für den Schlüssel spricht

der Umstand, daß der runde Theil ein wirklicher Henkel oder Ring ist, an welchem Götter und Priester auf Kunstwerken es mehrentheils mit eingreifenden Fingern tragen, wenn es gleich zuweilen auch am Kreuze gehalten wird; und daß damit das Zeichen des Venussterns ♀ übereinkommt, welches wieder mit dem Radzeichen ⊕ in Verbindung steht, und mit dem Phallus selbst correspondirt, entzieht ihm noch nicht die Eigenschaft eines Schlüssels. Die Hieroglyphik gefällt sich in solchen räthselhaften und bedeutenden Correspondenzen, die auch in der Natur liegen, deren Formen, wie man sie ansieht, bald dieses bald jenes sind, und die hinwiederum, gleich der Hieroglyphik, mehrere Formen für einerley Idee hat.

Den eigentlichen Grund der Verkörperungen oder Einleibungen des Wischnu erkennt der Verf. (S. 214) nicht, er läßt sich in der Betrachtung der Natur finden. Daß aber (S. 215 ff.) die ausführlichen Nachrichten von der großen Weltfluth in der Genesis mit den Völkersagen in Einklang stehen, müßte der Genesis doch vielmehr zur Beglaubigung gereichen, als daß wir um dieser fragmentarischen Sagen willen uns bemühen sollten, ihre Erzählung zu verkleinern und sie als einen Abkömmling jener anzusehen,

während nicht davon die Rede ist, daß die Völker ihre Fluthsage aus Moses geschöpft hätten, wenn auch ältere Gelehrte dergleichen behauptet, und es, von einzelnen Suchern oder Schulen des Alterthums verstanden, nicht unmöglich wäre, im Persischen Zeitalter, wo die Hebräischen Schriften nach Binnenasien kamen, die Bekanntschaft der dortigen Weisen mit dem Pentateuch sogar vorauszusetzen ist, nachdem jedoch die nationale Ueberlieferung längst vorhergegangen war. Daß (S. 216) »in unsern Jahrhunderten Jerusalems Ruinen ihre Meinungen ausgestreut haben«, ist auf allen Fall ein sehr unpassender Ausdruck. *) Allein die Genesis darf nun schlechterdings kein Licht mehr geben, und (S. 249) es muß »die Erwähnung von Assyrien in der Genesismythe zeigen, daß sie nicht vor dem Exil entstanden sey« u. s. w. Daß das Wort Thebah (Arche, Kasten) »dem Hebräer ein ausländisches« sey, wird

---

*) Aehnliche Angriffe erfährt die Bibel überall, auch im 2ten Theil, wo z. B. S. 305 die Oberflächlichkeit zu bewundern ist, mit welcher gesagt wird, daß »der sogenannte Prediger Salomonis den Zweifeln gegen Vorsehung und Weltregierung völlig unterliege.« Nach S. 35 ebendas. sollen die Levitischen Gesetze erst gegen Ende des Staats aufgeschrieben worden seyn, u. s. w.

(S. 219. Anm.) der Hypothese zu lieb, ohne allen Grund, nach der Meinung einiger Etymologen angenommen, da es doch auch im Arabischen seine Verwandtschaft hat. Man nimmt ja aber sogar (ebendas.) das natürliche Sonnenjahr von 365 Tagen, hoffentlich längst vor Moses aus dem Augenschein erkannt, das Jahr der alten Aegypter und Inder und zwar mit Einschaltung, das nicht auf Nabonassar zu warten brauchte, zu Hülfe, um die göttlichen Zeugnisse zu verjüngern.

Es wird auch wohl (S. 239 Anm.) vor der Etymologie ohne Sprachkenntniß gewarnt, aber kurz vorher (S. 237 Anm.) sogar ein Wort geschaffen, das nicht existirt, nämlich Ἰρήνη, um die Ἶρις mit der Εἰρήνη in Verbindung zu setzen. Wenn aber (S. 246) gesagt wird, daß nach dem angeführten Vers der Anthologie Eros durch Blume und Fisch Erde und Meer beherrsche, so ist es wohl symbolisch gemeint, wie der Sinn des Originals ist:

— »in den Händen hält er Delphin und Blume,
Weil er mit einer das Land faßt, mit der andern
das Meer.«

Eine merkwürdige Etymologie zeigt (S. 250) der Name der Göttin Gangâ (des Flusses Ganges) der davon herrühren soll, »weil sie auf die Erde (gan,

zugleich Kuh bedeutend), vom Haupte Sivas entsprungen, herabkommt« (gâ, gehen); und doch könnte, wie sich dieß häufig findet, die Bedeutung nur in der jetzigen Form des Namens liegen, und dieser sogar deßhalb umgestaltet worden seyn. *)

---

*) Nach Th. 2. S. 118 soll das Lateinische sulphur vom Indischen Wort Schwefel: sulvâri, welches Feind des Kupfers bedeute, seinen Ursprung nehmen, während beyde Wörter vermuthlich vom gemeinschaftlichen Germanischen Urwort stammen, und die angeführte Bedeutung nur zu dessen Gestaltung im Sanskrit beygetragen haben mag. Dieses paronomastische Sprachspiel ist nicht selten, und eine Quelle vieler falschen Ableitungen. So läßt sich der schwere gediegene Schwefel mit schwerfällig vergleichen, und von sulphur kann man bey den Lexicisten Derivationen lesen, die nicht geistreicher sind. Jene Wurzel aber hat sich im Teutschen in zwey unähnliche Zweige getheilt: Schwefel und Silber. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Hindostanischen mulwa, Bley, und dem Griechischen *μόλυβος* und *μόλυβδος* (s. ebendas.), ohne daß das Wort von der Provinz Mulwa, vielmehr dieser Name des Fundorts (Bleyland) von ihm herkommt. Das Lateinische plumbum scheint sehr fern, und ist doch nur durch Buchstabenversetzung aus demselben Wort entstanden; und wie hier in der Sylbe plùmb ein Labial hinzugekommen, so ist im Teutschen Bley einer weggefallen, und es hat wohl zuerst Bleym oder Bleyw geheißen, wie man Gebäuw, treuw u. dgl. schrieb.

Die Verehrung des Rindes in Aegypten und Indien (S. 253 ff.) beweist so wenig wie alles Vorhergehende die Verpflanzung des Volks oder der Weisheit vom Ganges nach dem Nil; hat denn Aegypten die ganze Indische Lehre gehabt, oder ist nur Verwandtschaft zwischen beyden Schulen? Der Stier und die Kuh sind weit verbreitete Sinnbilder der alten Mysterien, und erscheinen noch in denen des Mithras, welche übrigens (S. 259) keinen wesentlichen und keinen besonders nützlichen Einfluß auf das Christenthum ausgeübt haben können. Auch ist es wirklich (S. 292) »zu verwundern, daß sich bey den Indern keine Spur von Beschneidung vorfindet«, da doch die Aegyptischen Priester sie hatten, was aber damit erklärt wird, »daß bey einem Volke, das dem Phallusdienst im höchsten Grade oblag« (dieß wird jedoch wohl nur im Allgemeinen ohne Bezug auf Aegypten insonderheit gesagt), »ein fanatischer Priester darauf fallen konnte, das heilig gehaltene Glied zu verstümmeln.« Und daher hat also wohl auch Abraham diesen Gebrauch? Doch seine Geschichte ist ja mythisch!

Zu den besten Theilen dieses Buchs gehört was über die Witwenverbrennungen (die auch bey den Karaiben, Thraciern, Geten und Germanischen Völ-

kern sich vorfanden) gesagt wird, in Verbindung mit dem seltsamen Indischen Grundsatz, daß der willkührliche Tod in den heiligen Elementen Wasser und Feuer kein Selbstmord sey, und mit Anführung der beschränkenden Grundsätze für jene grausame Sitte; ferner über den offenbar aus dem Brahmanismus als Reform entstandenen und äußerst weit ausgedehnten Buddhismus (Buddha Chinesisch Fo-ta, dann Fo); über den Dalailama oder Delailama als beständige Reincarnation des Buddha; über die Identität dieses Tibetanischen Priesterfürsten mit dem seit dem 12. Jahrhundert in Europa umhergetragenen Namen des Priesters Johann, d. i. Prestarchan, oder angebeteter Chan (eine jedoch von Andern widersprochene Hypothese); über die Nestorianischen Christen, obwohl es möglich wäre, daß der Verf. den Einfluß des Christenthums auf die Schigemunische Religion zu weit abwiese, was Andern zu untersuchen überlassen bleibt. Dagegen soll gar Aegypten zum andern Mal von Indien aus geistig befruchtet worden seyn; denn es wird (S. 370) die Frage aufgeworfen: »Wie wenn die erste Anregung zu einer düstern und schwermüthigen Mönchsmoral frühzeitig durch Buddhisten nach Aegypten gekommen?« und noch weiter gefragt und hinzugesetzt: »Wie wenn

Indische Dogmen, bey dem unläugbaren Zusammenhang der Zoroastrischen Lehre mit dem Brahmanenthum, nach Vorderasien sich verbreitet, da sie so auffallend in der sogenannten orientalischen Philosophie und der Jüdischen Kabala sich abspiegeln? Dieses Gedankens kann man sich in der That kaum erwehren, und ich wünschte recht eigentlich den Widerspruch hervorzurufen, damit er durch irgend einen Kenner des alten Orients von allen Seiten beleuchtet werde.« Hierauf Blicke auf die Aegyptischen Therapeuten und auf die häretischen Gnostiker. Wir unsrerseits haben wohl bisher das Unsrige gethan, um jene Idee wenigstens von der Bibel abzuwehren, und man irrt wenn man glaubt, es könne hiebey die bloße Belesenheit helfen, welche durch die Fülle von blendenden, manchmal ganz grundlosen Materialien, nur größere Verwirrung bringt, wenn nicht ein ordnender Geist dazwischentritt; und dieser kann, was hier ausdrücklich erklärt wird, nie der eigene Geist seyn, sondern ein solcher, der aus der glaubigen Anerkennung der vollkommensten göttlichen Offenbarung aufsteigt und des Forschers Licht und Hüter wird. Es ist in der That frevelhaft, nach Indischen Dogmen und ihrem Einfluß zu fragen, ehe wir Augen für die Israelitisch-christlichen erhalten haben. Diese letztern

Dogmen müssen uns erst von ihrer Selbstständigkeit überzeugt haben, alsdann werden wir über die umhergestreuten Strahlen derselben Wahrheit kürzlich Folgendes finden. Anfangs war göttliche Wissenschaft in der Welt, welche sank und verdarb. So oft sie Gott durch Mittheilung an Einzelne (wie an Abraham) erneuerte, so ging ihr Geist, bald unsichtbar, bald durch persönliche weitere Ueberlieferung auch wieder auf Andre über, die guten Willens, eben wie das Verderben auf Andre überging, die bösen Willens waren; es walten stets gute und böse Influenzen oder Ansteckungen, wie selbst die politischen Bewegungen unserer Tage jedem Sehenden zu erkennen geben. Es war anfangs ein Zusammenhang der Geheimlehren vorhanden, wobey der ganze Charakter des alten Aegypterthums uns von seinem Vorsprung in der Zeit vor Indien überzeugen kann. Die Hindulehre erscheint überall viel moderner, ursprünglich nicht unweiser, in der Folge selbst weiser als die Aegyptische, ihre Gebrechen als einer heidnischen, kraftlosen Weisheit abgerechnet; und die Persische, mit der sie in naher Berührung stand, ihrer Zoroastrischen Reform nach noch jünger, hielt sich theilweise wiederum reiner als sie; Alles durch Einfluß des mehr und mehr heranbrechenden himmlischen

Tags, dessen Sonnenkörper endlich in der Person des Erlösers der Welt sich zeigte. Um dessen Zeit erloschen die Mysterien der alten Welt, oder trübten sich; anstatt sich unbedingt nach dem Lichte zu wenden, von dem sie freylich Ort und Vorurtheil häufig abhielt, suchte nun die große Heidenschule, aus einer wissenden eine reflectirende geworden, mit unruhigem Streben ihr Heil in der Philosophie (Selbstweisheit), welche nicht lange vorher (als Weisheitsliebe) ein guter Zuchtmeister auf Christum gewesen war, zugleich in jenen Zusammenhang der alten Religionen eingetreten war, und mit den Ueberbleibseln seiner Kenntnisse sich genährt hatte. Die suchende Heidenschule wollte, wenn sie auch Kunde von Christo erhalten, doch ihr Eigenthümliches festhalten, und reihete den Heiland höchstens in die Classe der Weisen der Welt, mit deren Namen sie der größere Weltverkehr immer vollständiger bekannt machte. Diese synkretistische Wissenschaft, stets zugleich religiöser Art, selbst bey den eigentlichen gelehrten Philosophen, den Paripatetikern, stand nun, mehr oder weniger gemischt, an der Stelle der vormaligen Weihen, deutete und verarbeitete sie, arbeitete noch mehr aus sich selbst, und inzwischen dauerten in allen Ländern die Götterdienste und das Priesterwesen als erstorbene

Pflanzungen fort, und behielten noch den meisten alten Saft in den von der neuen Lichtquelle entferntesten Erdstrichen, östlich in Indien, und nördlich unter Germanen und Galliern, obgleich auch da sich mehrfaches Verderben eingestellt hatte. Allein der Allwaltende ließ jenen Sternen ihren Schein, bis der Tag sich ihnen nähern konnte, mit welchem die Frage, ob man das Bessere oder das Schlechtere wählen wollte, entschieden sich aufwarf. Der Mensch zur Erde gezogen, an seine Eigenheit gefesselt, und an der Mannigfaltigkeit ergötzt, mengte dem einfachen, doch unendlich reichen Christenthum leicht heidnische Zusätze bey, ehe er reif geworden war, sie nach Ausscheidung des reinen Korns damit zu verschmelzen, und so eine wahre geistliche Wissenschaft hervorzubringen. Daher nun jener häretische Gnosticismus als eine wechselgestaltige Fehlgeburt, mit dem philosophischen Synkretismus erzeugt; und daß auf ihn auch Indische Lehren einwirkten, ist nach der Bekanntschaft der westlichen Philosophen mit den Gymnosophisten, Brachmanen und Samanäern gar nicht zu läugnen möglich; es bestand ja wissenschaftliche Verbindung durch alle Länder, jetzt eine offene, wie vormals eine geheime. Auch die geheime war noch nicht ganz ausgegangen, verschlimmerte sich

aber auch mannigfach. Die Kabala (media longa) war die alte Geheimlehre Israels, unzertrennlich von der Thora und dem Geist der Propheten. Auch diese weise Tradition schwand zusammen und wurde an sich selbst irre; sie schied sich mehrentheils, es traten gelehrte und philosophische Secten von ihr aus, die wissenschaftlichen und gesetzlichen Pharisäer, die flachen, sinnenlustigen Sadducäer, die separatistischen Essäer, in Aegypten die mönchischen Therapeuten; unter den ersten, dritten und vierten blieben noch kabalistische Elemente, doch wohl hin und wieder mit Einmischungen aus dem ethnischen Synkretismus, der wiederum aus ihnen sich bereicherte. Nur bey Einzelnen lebte die Kabala reiner fort, wie davon die Spur in den Apokryphen erscheint, bey andern auch gemischter, wie bey Philo. Sie trennte sich abermals, wo nicht in den Personen, doch im Fach, und machte für sich einen Gegensatz mit der Gesetzesgelahrtheit des Talmud, so daß dieser die niedere und öffentliche, sie die höhere und geheime Wissenschaft umfaßte, ohne gänzliche Abscheidung der beyden Fächer von einander, und ohne entschiedene oder allgemeine Feindschaft gegen einander, wie noch heute der fertige Talmid sich zur Completirung seiner Studien mit der theoretischen Kabala bekannt

macht. Ihre Mißbildung datirt noch nicht von der Jezira, aber von dem nachherigen Soharismus her, der, parallel mit dem Brahmanenthum, immer mehr Auswüchse trieb; wo aber die Kabala mit der Brahmanenlehre übereintrifft, ist es nicht sowohl einer Uebertragung aus der letztern, als der gemeinschaftlichen Grundwahrheit, in späterer Zeit auch dem gemeinverbreiteten Irrthum unter den Weisen der Welt zuzuschreiben. Je klärer ausgebildet aber sowohl in der Kabala als in der Indischen Weisheit der Grund wahrer Wissenschaft und je übereinstimmender beyde mit unsern heiligen Büchern sind, um so faßlicher ist die Handhabe, an welcher sowohl Kabalisten als Brahmanen und Buddhisten unserm Glauben und seiner allein selbstständigen Erkenntniß zugeführt werden können; und die Missionarien gehen einen falschen Weg, wenn sie nicht die unterrichteten Ungläubigen bey dem Punkt der Uebereinstimmung angreifen, und ihnen eben den Gott und Heiland im Lichte zeigen, den sie ungekannt und in mythischen Schatten verehren. Als endlich einerseits noch die Nacht des Sabäismus und andrer Abgöttereyen auf den Ländern lag, andrerseits das Christenthum in den Morgenländern sich sehr verunreinigt hatte, und das Judenthum nicht heiliger war,

glaubte sich Mohamed berufen, erst sich selbst, unter Anerkennung der Propheten und Jesu als eines solchen, ein besseres Christenthum zu formen, und es dann als der Prophet der Propheten, wie er es theils (der Verf. bemerkt S. 389 von Nestorianern, besonders dem Nestorianer Bahira, auch von Doketen in Arabien, vergl. den Koran Sur. 4, 156) erlernt hatte, theils sich selbst construirt, als Universalreligion, obgleich im Arabischen Gewande, über die Erde mittelst der Pflugschaar des Schwertes auszusäen. Durch diesen afterchristlichen Islam erblindete nun die höhere Weisheit vollends, und machte dem Deismus, mit etwas biblischer Geschichte und einigen Phantasien verbrämt, und mit viel Sinnlichkeit versüßt, für einen großen Theil der verdorbenen Welt Platz; er konnte aber nicht hindern, daß unter den Moslemin selbst sich die Aufklärung menschlicher Wissenschaft neue Bahnen brach, und neue Geheimschulen, theils besserer, theils schlimmerer Art erwuchsen, die durch die Kreuzzüge selbst auf den Occident einen solchen zweyseitigen Einfluß äußerten.

Verwechseln wir nun aber die Uroffenbarung sammt den fernern mittelbaren Offenbarungen an alle Völker, oft wiederholt und aufgefrischt, mit der

gleichen Gültigkeit aller Religionen, diesem Traum unserer Zeit, auch anfangs Mohameds, bis er sich für den Parakleten der Welt hielt: so werden wir nie große und bestimmte Blicke in das Ganze des göttlichen Rathschlusses thun können; wir werden immer noch eine Urquelle der Wahrheit außer dem Brunnen Israels auf Erden suchen, und sie nirgends antreffen, das Gute der Völker nicht benutzen können, und ermattet zwischen Büchern ausruhen, die uns über das was das Herz und der Verstand eigentlich will, doch keinen Aufschluß gewähren können. Und die liebenswürdige Ganga mit ihren Lotosblüthen und ihrem Golde wird für uns eine gefährliche Maya seyn.

IV.

Die Vergötterungen.*)

Ich bedaure recht sehr, es der Zeit sagen zu müssen, daß sie auf einem großen Irrweg ist, und ich würde untröstlich darüber seyn, wenn ich nicht aus meiner eigenen Erfahrung wüßte, daß das Kind, welches sich im Walde verlaufen hat, gewöhnlich wieder auf den rechten Weg kommt; denn es hat seinen schützenden Engel. Nachdem Philosophie und Kunst sich aus der Pedanterey der Methode und dem

*) Dieser Aufsatz stand vor mehrern Jahren anonym und etwas anders gestaltet in der Berliner evangelischen Kirchenzeitung, zu der ich eingeladen war. Ich habe seitdem keine Beyträge mehr zu derselben geliefert, außer der hernach folgenden Erklärung über den Magnetismus. Sollten diese Vergötterungen jetzt veraltet seyn, so wäre unstreitig nichts erwünschter.

Plunderhaften des Geschmacks erhoben hatten, so betrachteten sie sich selbst, verliebten sich in sich selbst, beteten sich an. Die jungen Frauen hatten die Nachtgewänder abgelegt, und standen zierlich angekleidet vor dem Spiegel; der Morgen, der draußen leuchtete, schien sie an, und sie hielten sich für verklärt. Jetzt sagten sie zum Morgen draußen: Du mußt werden wie wir. Die Sonne ging nun fröhlich ihre Bahn, aber die Menschen achteten nicht auf sie, da sie ihnen ohnehin über den Köpfen leuchtete, und sahen die schönen Frauen an, wie sie zum Haus heraus und über die Straße wandelten.

Von da an, weil es ja Tag war, fragte man immer weniger nach der Sonne, und glaubte immer fester, die Aufklärung gehe von den zwey Frauen aus; und man betete sie an. Wie es nun werden will, wenn die Nacht kommt, und ob der Doppelstern Tag machen kann, das ist die Frage, die sich mit Schrecken lösen wird.

Wenn wir die Philosophie und Kunst aller Völker von Anbeginn betrachten, so waren sie theologisch; das Mittelalter, als nach der Völkerwanderung die Cultur sich neu erhob, zeigte keine andre herrschende Erscheinung bis zu seinem Ende. Die Juden haben in ihren Wissenschaften denselben Sinn

bewahrt, knüpfen sie an den Tempel, an das Gesetz und die Propheten. Nur die Griechen, diese sonst so wichtige Nation, haben im Flor ihrer Weisheit, von dem Aegyptischen Priester eine Kinderey genannt, sich überstiegen, und einen Atheismus ausgeheckt, welcher doch in ihrer Philosophie selbst nie den Sieg davontrug, die vielmehr um so eifriger strebte, aus sich die Gottheit zu erkennen, und welcher noch weniger in die Kunst übergehen konnte, denn diese nahm fort und fort ihre Gegenstände aus dem Olymp. Nun haben wir, indem wir ihre Werke wiederfanden, zwey Dinge gethan: wir haben die Selbstständigkeit der Vernunft ihren Philosophen, die zu ihrer Zeit kaum etwas Besseres um sich sahen, im Ernst und den Olymp ihren Künstlern als ein Spiel abgeborgt; und so hat sich die Philosophie von der Theologie, die Kunst vom Glauben geschieden. Hiemit nicht genug; beyde Potenzen kämpften um die zweyköpfige Alleinherrschaft, und in dem Kampf der Materie wider den Geist siegte, als auf Erden, die Materie, und hielt sich für den Geist, weil sie sich nicht kannte, so wenig wie den Geist. Die Philosophie, anerkennend gleichwohl, weil sie sonst sich selbst zernichtet hätte, Gott, Tugend und Unsterblichkeit, verdrängte die christliche

Gotteslehre, und modelte sie nach sich, als der allein selbstständigen Wahrheit; und die Kunst setzte sich als Mittel der Gefühlsbildung an die Stelle des Glaubens. Nun gab es ein philosophisch-ästhetisches Zeitalter, das in die Erzeugnisse der Vernunft und des Geschmacks alles Heil setzte, Aufklärung und Bildung zur Losung nahm, und sich darum hochachtete, weil es besonnen und fein, relativ besser und relativ schlechter war, als die vorhergegangene Periode der Kraft.

Hier halten wir nun noch, und es fragt sich im Ganzen: Was wird angebetet? Denn der Mensch, bedürftig und sehnsüchtig von Natur, muß einen Gegenstand dessen haben, was man im allgemeinsten Sinn des Worts Religion nennen kann, einen Gegenstand seiner Wünsche und Hoffnungen, seiner Zuversicht und Beruhigung. Der sinnliche Mensch betet nothwendig das Sichtbare an, wenn er es gleich nicht weiß, und sich oft in der Maaße für übersinnlich hält, als er nur zärter in seiner Lüsternheit geworden ist. Die Anbetung der Hohen in der Welt hat sich vermindert, weil ein Jeder sich hoch dünkt; die Anbetung der Geschlechter unter einander nicht, sondern sie ist zu einer Reizbarkeit gesteigert, welche, bey aller Mäßigung aus Unkraft,

eben dadurch unmoralischer geworden, daß sie atheistischer geworden ist. Die Galanterie der Ritterzeit brachte eine Vergötterung der Frauen mit sich, welche vergleichsweise mit Engeln und Heiligenbildern spielte; aber weil wir an jene überirdischen Wesen nicht mehr glauben, so sind uns die Schönen selbstständige Engel, Heilige und Göttinnen. Das weibliche Geschlecht ist nothgedrungen, seine Empfindungen zu verschleyern, oder es widmet seine Huldigung sich selbst und seinem Tand. Gehen wir zum Gelehrten: er verehrt die unsägliche Masse von Kenntnissen, mit welchen er seinen Seelenhunger täuscht; zum Denker: er betet die Göttin Vernunft, d.i. sich selber an; zum Künstler: er kniet vor seiner Schöpfung, sein positiver Glaube sind die Gebilde seiner Imagination, die Werke seiner Hand. Man halte diese letzten Worte vom Künstler oder Dichter für wahr; sie beruhen auf einem ausdrücklichen Geständniß.

So halten es die Häupter, so halten es die Glieder, die sich an sie anschließen. Des Gottes, der uns verkündigt ist, wird nicht gedacht. In dieser Allgemeinheit ist freylich die Behauptung unrichtig; aber wir reden ja nicht von Allen ohne Ausnahme, sondern von dem Ton deren die sich hören

und sehen lassen im Ganzen. Es wird hiemit auch der Fortschritt in Wissenschaften, im Denken, im Formen, an sich selbst nicht gescholten, sondern es wird nur getadelt, daß das veredelte Untere uns das Obere geworden ist, daß unsere Gesinnung auf dem Kopfe steht, während sich die Welt aus einer verkehrten in die beste verwandelt zu haben glaubt. Wir sind wie die Kinder, die ein Kartenhaus oder einen Schneemann gemacht haben, und nach einem kurzen lustigen Tanz ihr Werk mit Vergnügen umfallen oder zerschmelzen sehen, und es selbsteigenhändig wieder zerstören. Eine Philosophie hat die andre umgeworfen, und eine Kunstschule hat die andre aus der Mode gebracht; vielleicht mit Recht, aber davon handelt sichs nicht, sondern davon, daß beyde zu ihrer Zeit für göttlich gehalten wurden, und doch gleichsam der Dünger werden mußten, von dem das neue Gewächs fett ward. Von der edeln heidnischen Regel: Nil admirari, handelt sichs.

Aber sehen wir vollends die Verehrung an, die einem oder dem andern großen Genius dargebracht wird. Wir bestehlen das Heiligthum um seinen Weihrauch, ihn dem Dichter, dem Virtuosen, der Sängerin darzubringen, und überdieß den treuen

Arbeiter, den Dürftigen, die Gottesanstalt, ums Geld. Nach der ewigen Seligkeit ist keine Sehnsucht mehr, denn diese liegt im Kunstgenuß, welchen uns der gute Vater über den Sternen seiner Zeit noch vortrefflicher wird bereiten lassen, wenn es mit einem andern Leben seine Richtigkeit hat. Was göttlich ist, das muß uns wieder werden. Wir wissen nicht, daß die Gypsbilder, die wir auf einem schaukelnden Brett auf unsern Köpfen tragen, nur eines leisen Anstoßes bedürfen, um schmählich zu zerschellen, und anstatt, was recht wäre, ihren Begriff zur wahren und geistlichen Veredlung zu benutzen, betasten wir sie mit plumper Liebkosung, und sprechen zum Ding aus Erde: Du bist mein Gott.

Redet aber vollends ein Denker, ein Dichter, einmal in seinem Namen von Gott und göttlichen Dingen: o wie steigert sich seine Verklärung! Das Evangelium ist gefunden, denn Er hats verkündigt. — Man sage doch: Was hat dieser Mensch eigentlich gesagt? Im Grunde gar nichts; er hat die Sehnsucht seines Herzens mit stolzen Phrasen umblümt, und hat das Auge der Seele von den heilvollen geoffenbarten Bildern der Betrachtung auf diese Blumen, auf seine Poesie, mithin auf sich selbst gezogen.

Er hat sich zum Apostel gemacht, er hat sich zum Christus gemacht, und ist seinen Verehrern die Seligkeit schuldig geworden. Wie will er diesen Wechsel bezahlen?

»O! Christus ist uns hoch und theuer, er ist das Ideal der reinen Menschheit, so schimmert uns sein Marmorbild voll heiliger Kunstweihe in unsern Kirchen entgegen« — die wir nicht besuchen. Kennt ihr denn, gute Leute, dieses Ideal der reinen Menschheit? Glaubt ihr Alles, was von ihm geschrieben steht? Laßt ihr euch von ihm sagen, was euch fehlt? Wenn sein Bild sanft beyde Hände ausstreckt, könnt ihr euch seine Einladung zueignen: Kommet her zu mir, Alle die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken? Seyd ihr das, was er hier nennt? Mühselig möget ihr wohl seyn, aber nicht also, daß Er euch erquicken könnte; sondern euer Heiland muß ein sehr nichtiger Kunstgenuß seyn, der euch nur hungriger und leerer macht.

Unsere Väter haben ihren Reichthum auf dauernde Werke verwandt; Kirchen die Menge, Tempel des Herrn, haben sie mit sinnigen Formen in die Höhe geführt, mit aller Pracht ausgestattet. Auch hier hat sich wohl die Kunst verstiegen, indem der Stein des Heiligthums und sein Farbenschmuck sich

endlich als ein Götze vor den Unsichtbaren schob. Darum ging auch diese Kunst zu Grunde; denn sie vergaß ihre Absicht, und vergötterte sich selbst. Aber sie widmete sich doch dem Dienst des Höchsten, und noch heute können uns diese Werke erbauen. Aber wozu dient der Nachwelt herzloses Bravourgeschrey und flüchtige Luftsprünge? Unsere Kunst fröhnt der eigenen Sinnenlust, und verzehrt den Glauben wie den Wohlstand.

Die Väter haben auch ihre Narrenfeste und Mummereyen gehabt, das ist wahr; sie haben gezecht, geschwelgt und genarrethеyet, wie sichs unter Christen nicht gebührt hätte, und noch heute nicht gebührt. Aber sie hatten dabey so viel gesunde Vernunft, jedem Ding zu geben, wobey es bestehen konnte. Sie haben einen Unterschied in der Zeit gemacht. Wo machen wir Zeitunterschied? Es wäre denn, daß wir am Charfreytag ein Oratorium aus Opernmosaik trillerten, damit es nicht eine Komödie heiße. Haben die Väter an diesem hochheiligen Tag — an welchem man in der alten Kirche noch darum arbeitet, weil der Herr daran für uns Arbeit und Noth gehabt hat, und weil man mit dem Begriff eines Feyertags den der Freude verbindet — haben sie an diesem Tag Maskenzüge mit

dem rothbärtigen Hanswurst Judas und mit dem schwarzen Hanswurst aus der Hölle angestellt: wohlan, so beweisen wir, daß wir ihre Kinder sind; denn unsere Feyer ist nicht würdiger, sondern nur schwächlicher; im Herzen sitzt die Mummerey.

Es müßte doch endlich einmal anders mit uns werden, liebe, liebe Leute; man will euch ja nicht unglücklicher machen. Stellt nur Alles an seinen Ort. Kunst und Natur, Norden und Süden, enthalten von Gottes wegen Weisheit, Gutes und die Fülle. Lasset uns fröhlich seyn, denn dazu sind wir berufen; aber in der Furcht und Liebe Gottes. Alles ist nütze dem, der es zu gebrauchen weiß; was aber ganz unnütz und verderblich ist, das ist was sich an Gottes Stelle setzen will. Macht einen Poeten nur nicht zu euerm Evangelium. Was kann euch ein Mensch von eurer ewigen Zukunft sagen? Da haben sie den Dante, der soll mehr wissen, wie der heilige Geist. Ich habe nichts gegen Dante, Calderon und Shakspeare, ich achte sie hoch, aber die Bibel über Alles. Dem Menschen ist die Erde zu bauen gegeben, und allerley Irdisches zur Arbeit. Die Wissenschaften sind nöthig, das Denken ist ehrwürdig, und die Kunst ist liebenswürdig; aber wie alles Gute, Wahre und

Schöne von oben kommt, so muß es auch wieder dahin zurückgeführt werden, sonst erstickt es im Staube. Wir haben ein heiliges Buch, das euch Maaß und Ziel, Anweisung und Lehre, zum Gebrauch aller zeitlichen Dinge gibt, und wie wir sie den ewigen Dingen verwandt machen sollen. Dieses Buch, die Offenbarung Gottes durch die Propheten und Apostel, müssen wir nie aus unserm Sinn, nie aus unsern Augen und von unserm Munde kommen lassen. In seinen Geist eingeweiht, welcher ein Geist der Herrlichkeit und Gottes ist, verstehen wir erst die Dinge der Erde und des menschlichen Geistes; ohne ihn überschätzen wir Alles oder verachten Vieles mit Unrecht. An ihm liegt es nicht, daß wir ihn erniedrigt haben, und meinen er sey gleich unser Einem, sondern an uns, die wir sein Wort nicht lesen, sondern uns etwa von Andern daraus erzählen lassen. Da wird denn wohl dieser und jener aus dem neuen Meßkatalog als ebenbürtig mit Jesajas und St. Paulus citirt, und Christus der Herr eben auch für einen edeln Nathan gerühmt. Moses war ein großer Politiker und Polizeydirector, und Josua ein verzweifelter Haudegen. So begeistert wie Hesekiel und der unbekannte Verfasser der Apokalypse, sind auch wir — o liebe Kinder! es

wird des Velins und der Pariser Schwärze für die Vergänglichkeit eben so viel gemacht, als neue Kleider; aber Gottes Wort bleibt in Ewigkeit.

Wer will euch denn die Naturkunde, die Geschichte und alles Wissenswürdige, Große und Liebliche verwehren? Aber was bringt die Literatur insgemein hervor, als Menschenwerk? Alles muß mit göttlichem Feuer gesalzen werden, wenn es euch zur Speise für die Ewigkeit dienen soll. Auf diesem Wege war man wahrlich, und es ist noch nicht so sehr lange her, aber man ist schmählich davon abgewichen. Unsere Dichter trugen Harfen Gottes, unsere Naturweisen und Geschichtsforscher sprachen von Gottes Werken und Wegen. Da aber der Ton angeschlagen war, und hätte wohl höher steigen können, da hielten wir die Ohren zu. Schlingt ihr nun all das menschliche eigene Sagen und Wähnen roh hinein, wie es zu Markte gebracht wird, so werdet ihr eine Unverdaulichkeit bekommen, und müßt endlich zu eurer Rettung das göttliche Feuer als ein Digestiv einnehmen, das euch heftig brennen wird, ehe ihr geneset. Glaubt daher lieber, daß Christus und sein Wort, wenn ihr es bey euch zu Grunde legt, euch den rechten, ewigen Geschmack für das Wahre und Schöne der Erde verleiht, und

wenn ihr den habt, so werdet ihr Vieles an euch vorübergehen lassen, was euch ein Gift zu werden droht. Hingegen glaubt keinem Poeten und keinem Sophisten, der euch eine Bibel und ein Evangelium machen will. Denn so auch ein Engel vom Himmel käme und ein andres Evangelium verkündigen wollte, so soll er verflucht seyn, sagt der Apostel. Also prüfet an diesem Merkmahl was ihr leset und höret. Es kommt hier nicht auf scheinbare Demuth an, entspränge sie auch aus dem gerechten Gefühl des eigenen Nichts; dasselbe Ich, das sich vernichtet, kann eine aufgegriffene Theorie anbeten, weil es immer noch zu hoch von der menschlichen Schwachheit hält. Aber der Mensch ist nichts, hat nichts, kann nicht urtheilen, reden oder schreiben von göttlichen Dingen, er habe denn Gott in Christo, das ewige Wort in das Fleisch gekommen. Meint er es anders, so wird sein ganzes Bauwerk, so wird er selbst zu Grunde gehen, um, wo möglich, durch Gottes Erbarmen in dem wieder aufzugehen, dessen wahre Gotteswürde ihm ein Stein des Anstoßes und ein Fels des Aergernisses war. Auch die beste Moral ist vergeblich, sie finde denn die lebendige Stütze, die sie hält, den Baum des Lebens, in den sie gepfropft werden muß, um unvergängliche Früchte zu bringen.

Ist es nicht ein arger Undank, empfangen zu haben und nicht gebrauchen zu wollen? Oder sagt mir, welche Vollkommenheit jener Offenbarung mangelt, die von der Wüste des Gesetzes her sich als ein Wundergewächs gemehrt und unzerstörbar bis auf uns fortgepflanzt hat. Da forschet, da betet an, aber nicht vor den Abgöttern. Ich weiß wohl, ihr seyd Fleisch, und das habe ich mit euch so sehr gemein, daß ich es mit großem Druck an mir empfinde. Aber ihr rühmt euch ja doch der Geistigkeit, und das Geistreiche dünkt euch hold; wo ist denn ein Geist, so reich wie der Geist Gottes? Brecht einmal euern Fleisch-Geist auf einen Augenblick, und kostet den wahren Geist, und weil ihr an einen Gott glaubt, so bittet ihn, daß er euch die Zunge möge weich machen, um seinen Geist zu schmecken; ich bin gewiß, ihr werdet nicht umsonst flehen, und was euch Wermuth war, wird euch ein himmlischer Honig seyn.

Glaubet keinem Lügengeist; es sind der Lügengeister mehr als ihr wißt, und das Gebet um Gottes Geist wird euch vor ihnen bewahren. Im besten Fall sind die, an welche ihr glaubt, Sterbliche, und ihre Werke sind sterblich, wenn sie auch lange lebten; ihr aber seyd unsterblich, wie auch jene, die es

allzu zu schlecht bedenken; ihr seyd unmittelbar, seyd bestimmt, Gottes Kinder zu werden. Einer ist euer Meister, Christus. Glaubet ihr an ihn, der von seinen Himmelshöhen auf das eigensinnige Treiben der Erdgeborenen herabschaut, und mit der Allmacht versehen, es göttlich weise lenkt, damit selbst die Verwirrung seinen heiligen Zweck erfülle: so werdet auch ihr über euch selbst und über der Welt stehen, und vielleicht Vollmacht erhalten, mitzuwirken zu der Welt Heil, wohlthätiger als die Verwirrer der Köpfe und Herzen. Ihr werdet wissen, was ihr waret und was ihr werden müßt; ihr werdet wissen, was die Menschen und ihre blinden Leiter sind, und werdet bitter betrübt über die Evangelisten lachen, die sich aus Flittergold einen Heiligenschein gemacht haben, welchen der nächste Gerichtstag, vielleicht eine einzige heiße Sommerstunde schmelzt.

Ich bitte euch, haben sie ihr Leben am Kreuz für euch geopfert? seyd ihr auf ihren Namen getauft? Habt ihr euer Taufgelübde vergessen, oder wollt ihr lästern die, welche vor euch waren, daß sie, als ihr noch nicht dachtet, euch in dasselbe liebend aufgenommen haben? Wo nicht, warum schlagt ihr denn diesen Bund mit Gott und seinem Gesalbten in dem heiligen Geist jetzo in den Wind,

räumt jedem Nichtchristen gleiches Lehrrecht mit den Boten dieses Geistes über euch ein, und weidet euch an den Orakeln der Götzen? Es möchte euch schwer werden, dieses zu verantworten. Spottet nicht; man hat es erlebt, daß die Afterbildung zum Wahnsinn geführt hat, und zum Tod in der Verzweiflung, Seelen die für etwas Besseres geschaffen waren, und die Alles was sie hochschätzten hätten haben mögen, wenn sie nur dabey den Herrn nicht hintangesetzt hätten. Vergleicht hiemit ja nicht die wahnwitzigen frommen Schwärmer; die hat Gottes Geist nicht wahnwitzig gemacht; euch aber kann er wahnwtzig machen, wenn er sich von euch zurückzieht, weil ihr ihn von euch stoßt, und euch eurer leeren Eigenheit und den Vergötterten anheimfallen läßt.

Gibt es aber nicht noch viel andre und weit gröbere Götzen in der Welt? Unstreitig, aber manche derselben sind dem Gesitteten, dem Gebildeten, weniger gefährlich. Nur der kunstsinnige Luxus ist es allen Ständen, weil er sich vom Heiligthum abgewandt hat und überall dem Ich häusliche Tempel baut, worin ein Gott den andern zum allgemeinen Elend überbietet. Wir kommen also immer wieder auf den alten Punkt. Ist unser Sinn von Gott abgewandt, so wird er sich oder eine andre Creatur vergöttern.

Thut Buße, und erkennt was euch gegeben ist. Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, sondern den kindlichen, der Abba ruft in Christo Jesu. Ist etwas lieblich, weise, groß und heilig: wahrlich! es ist in ihm und in seinem Wort. Darum zerbrecht eure Götzen, und kehrt wieder zu dem Worte Gottes!

V.

Erklårung
den Magnetismus betreffend. *)

Ein in der evangelischen Kirchenzeitung aufgetretener Beurtheiler meiner Aeußerungen über den Magnetismus, und mein mit ϱστ. unterzeichneter gütiger Vertheidiger, wünschen beyde eine Erklårung von mir. Ich bin dazu bereit, besonders aus schuldigem Dank gegen letztern, da im Uebrigen dessen gründliche, aus den Acten und aus der Bibel geschöpfte Widerlegung der Angriffe schon für sich genügen könnte, und ich mich nur höchst ungern in persönliche Discussionen einlasse. Gott und die Zeit werden, was ich aus Gnaden empfangen zu haben

*) Zuerst abgedruckt in der Berliner evangel. Kirchenzeitung 1831, Nr. 50—52.

glaube, rechtfertigen oder verwerfen. Auch habe ich nicht die mindeste Vorkenntniß von der Dazwischenkunft meines Fürsprechers ρσт. gehabt. Sie ist also wohl um so gewisser aus reiner Wahrheitsliebe geschehen.

Es liegen keine geringe Schwierigkeiten einer Verständigung über Dinge der fraglichen Art 1) in dem einzigen Mittel derselben, der Sprache, und der Bedeutung ihrer Worte; 2) in den vorgefaßten systematischen Begriffen, die man vermöge seiner eigenthümlichen Bildung besitzt, und welche zugleich auf die Bestimmung des Sinnes der Sprachbestandtheile einwirken; 3) in der Lebensführung, Erfahrung und Richtung eines Jeden, die wieder auf die Begriffe und auf deren Austausch einen nothwendigen Einfluß äußern. Der Grund oder Complex dieser Dreyheit von Hindernissen heißt: menschliche Unvollkommenheit und Vereinzelung, und wir können uns niemals gegen Jedermann vor Mißverständnissen verwahren, oder mit aller Anstrengung denjenigen zufrieden stellen, der sich nicht auf gleichem Standpunkt mit uns befindet.

Vor allen Dingen muß ich bemerken, daß ich über den Magnetismus nicht für solche geschrieben habe, welche dessen Bekanntschaft nie gemacht, ihrer nicht bedürfen, oder sie von sich ablehnen. Ferner,

ich habe ihn nothgedrungen beobachten müssen, aber, meinem Berufe gemäß, nie ihn, sondern diejenigen Ergebnisse desselben empfohlen, welche für den christlichen Glauben und dessen wissenschaftliches Zubehör Bestätigungen und Erläuterungen darbieten, und weßwegen er sich in seinen verschiedenen neuern Gestalten und Potenzen kund geben mußte. Denn die Mittel, deren sich Gott zur Ueberzeugung und Belehrung der Menschen bedient, sind überaus mannigfach, schließen nichts im ganzen Bereich der Dinge aus, und pflegen oft unerwartet und beschämend für die menschliche Kurzsichtigkeit einzugreifen; wie denn die magnetistischen Erscheinungen, von der Materie aufsteigend, Materialisten und Rationalisten strafend unter die Hände kommen mußten. So betrachtet hat und behält dieses neue oder vielmehr erneuerte Phänomen unstreitig bleibenden Werth, wenn es sich auch ganz verlöre. Wäre es mir erlaubt, so könnte ich unter andern einen würdigen und angesehenen Prediger nennen, der durch ein gutes Buch über Magnetismus vom Rationalglauben zum biblischen übergeführt wurde. Wer die Sache nicht so benutzt, beweist nichts gegen die Sache, sondern gegen sich und seine Harthörigkeit. Wer sie aber zum Hören nicht nöthig hat, der überlasse sie Andern.

Der Magnetismus, an sich so alt als die Welt, hat seinen jetzigen Namen von der ersten Art erhalten, in welcher er gegen Ende des vorigen Jahrhunderts oder in dessen letzten Jahrzehenden als körperliches Heilmittel gebraucht wurde, womit sich aber bald weitere Beziehungen des Ausdrucks verbanden. Er ging sodann vom magnetischen Schlaf zum Schlafwachen, Schlafreden, Hellsehen, zur physischen und metaphysischen Speculation über, oder nach dem technischen Ausdruck, wurde spiritualistisch. Aus dieser Periode habe ich Dictate bekannt gemacht, die etwas älter als meine schriftstellerische Laufbahn, aber ächt und ehrenwerth sind (»Wahrnehmungen einer Seherin,« theils in den Blättern f. h. W., theils einzeln in zwey Bänden). Ihren Ursprung kenne ich wie meine eigenen Verhältnisse. Seitdem gab es, vielleicht mehr wie je, natürliche oder spontanee Zustände dieser Art, an ganz von einander entfernten Orten und Personen; dieß ist Thatsache, woraus Jeder folgern mag, was er für wahrscheinlich hält. Endlich trat sogar hier und da hellsehender Schlaf in christlichen Zusammenkünften ein, theils durch Einsegnung, theils von selbst unter der Erbauung. Man glaubte die Weissager der Apostelzeit wieder zu besitzen, man hielt es entschieden für Gabe des hei-

ligen Geistes. Was diese Meinung erweckte, waren die erhabenen Reden dieser theils ganz ungebildeten Seher und Seherinnen; ihr Inhalt war meist ganz christlich, strafend, ermahnend, belehrend, verkündigend; sie predigten Buße und Christum. Auch dieses ist Thatsache. Die Reden waren aber nicht alle gleich merkwürdig, manchmal unbedeutend, manchmal irrig in unwesentlichen Stücken. Mehr als ich wünschte darüber angegangen von solchen, welche diese Erscheinungen hochhielten, rieth ich stets zur Demuth, zur Vorsicht, zum schriftgemäßen Richten der Aussprüche (1 Kor. 14, 29 rc.), zum Festhalten am Worte Gottes und Gebet, und zur Ueberzeugung, daß überall keine solche Gabe an sich selbst selig mache; ich fand nachher meine Warnungen in einzelnen Fällen gerechtfertigt; ich konnte aber unmöglich behaupten, daß der biblische Glaube an Jesum Christum und sein Evangelium, den Manche auf diesem Wege gewonnen oder bestätigt erhalten hatten (denn auch dieses ist Thatsache), nicht seligmachend sey. Ich beugte mich vielmehr vor dem wunderbaren Rathe des Herrn, der zwar mich selbst auf ganz andrer Bahn, diese aber auf der ihnen angemessensten zur Erkenntniß geführt hatte, und wollte seine mannigfaltige Wirksamkeit durch keine Theorie ein-

engen. Vielleicht dienen diese zuverlässigen Angaben zur Erläuterung des obigen 3ten Punkts, und zur sachgemäßen Direction des Urtheils, namentlich über meine Theilnahme an einer Sache, die von Parteyen in entgegengesetzter Richtung verhandelt und mißbehandelt wurde. Es gehören alle die oft wundervollen Symptome nicht weiter hieher, die sich bey einer oder der andern Art von seherischen und magnetistischen Krisen und in deren Folge einstellten. Um aber Alles zu sagen, füge ich hinzu, daß ich sogar gehadert habe mit Personen, welche den Magnetismus und seine Erzeugnisse überschätzten. Hieraus möchte nun deutlich seyn, daß man mich (von dem ja die Rede ist) so wenig als den Magnetismus kennt.

Mein Beurtheiler rügt an mir die Unbestimmtheit (»Mangel genau begrifflicher Darstellung« ꝛc.), und setzt meinen, ihm nicht scharf genug abgeschnittenen Ansichten strenge Unterschiede der Begriffe und Ausdrücke entgegen. Vor allen Dingen kommt es auf die Sache und nicht auf Worte an; diese helfen, wie schon bemerkt, nur unvollkommen zur Erkenntniß jener. Sodann, wenn die menschliche Behandlung der Wissenschaft zum Behuf des systematischen Unterrichts Ein- und Abtheilungen und die genaue-

sten Wortbegrenzungen für nöthig hält, so kann sie darum noch nicht ihren subjectiven Typus dem Gegenstand als wesentlich aufdringen, der sich in ihm darstellen soll. Fragen wir aber nach diesem unbefangen, so werden wir zwar Absolutes genug, aber auch nicht wenig Relatives, sowohl in der Natur, als in der heiligen Schrift und ihrer Sprache finden, dessen Verkennung das menschliche System, dem es nun an den Uebergängen mangelt, brüchig und zum Stückwerk macht, wenn es auch noch so vollständig schiene, und dadurch so mancherley Systeme mit ihren Classificationen, Terminologien und Polemiken veranlaßt, während nur ein einziges der absoluten Wahrheit seyn kann. Dieses letztere baut sich nicht zusammen wie ein Gezimmer, sondern wächst als ein lebendiges Holz aus einem lebendigen Keim. Es ist so wenig fertig als ein Baum, setzt aber stets homogene Zweige an. Sein Muster ist die Bibel mit ihrer wenig logischen Außenform; nur mit dem Unterschied, daß sie als Offenbarung an sich nicht fortzuwachsen hat, wohl aber in uns hinein, oder mit andern Worten, daß wir in sie und ihren Geist frey hineinwachsen müssen. Da über den Sinn keines Buchs mehr als über den ihrigen gestritten, da keinem Buche mehr als ihr der Vorwurf von

Widersprüchen gemacht worden ist: so sollte uns dieses billig ein Fingerzeig seyn, wie Vieles bey ihren, allein ewigen Formeln der christliche Denker zugleich ins Auge zu fassen hat, um weder Verwechselungen zu begehen, noch falsche Unterschiede aufzustellen, indeß eine ängstlich geschiedene Begriffsbildung, als willkührlich und naturwidrig, den Zusammenhang der Dinge zernichtet. Absolut ist eigentlich nur Gott; auf zweyter Stufe (die erste ist die des Seyns, die zweyte die des Offenbarwerdens) folgt erst die Möglichkeit, daß Satan und das Böse als absolutes Wesen ihm gegenüber treten kann. Zwischen diesen beyden absoluten Punkten liegen dann einige Haupt- und unzählige andre vermittelnde Erscheinungen; Gott aber ist so absolut und unbeschränkt, daß seine Kraft sich auch noch in seinem absoluten Gegensatz äußert. Denn da in Gott allein das Princip des Lebens liegt, im Satan aber das Princip des Todes, so könnte dieser nicht leben, noch den Zorn (den Gegensatz des allein Guten) fühlen, wenn ihn nicht das Leben aus Gott erhielte. Wahrlich ja! »von Ihm, durch Ihn, zu Ihm, und in Ihm, sind alle Dinge!« Was wollen wir nun von den Wesen und Kräften sagen, die nicht der Satan selbst sind? Oder was wollen wir davon sagen, daß

auch der Heiligen Gottes keiner ohne Tadel ist, und er noch in seinem Boten Thorheit findet? daß die Himmel vor ihm nicht rein sind, und der Sterne Klarheit so verschieden ist? — Man spricht von Natur und von Gnade, und das mit Recht. Ist aber die Natur keine Gnade, und die Gnade keine Natur? Alle gute Gaben mittelst der Natur gegeben, sind Gnade; und alle Gaben der insonderheit also genannten oder geistlichen Gnade sind eine Natur in ihrer Art, eine neue Natur. Die alte ist die von der Sünde durch den Satan vergiftete, die neue ist die von dem heiligen Geist durch Christum wiedergeborene und geheilte. Spricht doch die Schrift ausdrücklich von einer göttlichen Natur (2 Petr. 1, 4). Wie? ist nicht von Natur ein Mensch besser als der andre, wiewohl auch der Wiedergeborene vor Gott in täglicher Buße stehen muß? Oder war Cornelius nicht werth geachtet, daß ihm ein Engel gesandt wurde, damit er den Heiland kennen lernte? War es nicht (»vorbereitende«) Gnade, was ihn als Heiden so weit gefördert hatte? Stand er aber schon in der eigentlichen Gnade? Und wer unter uns steht in der absoluten Gnade des Lebens, die erst unser künftiges Erbtheil ausmacht? Und wie weit reicht jede, und wie weit steht Jeder von uns in

einer oder der andern Gnade? — So wenig vermögen die Abgrenzungen für die Wirklichkeit, aus denen endlich gar Schwärmereyen entstehen, wenn z. B. die vermeintlich Wiedergeborenen auf keine Weise sündigen zu können wähnen, selbst wenn sie den fleischlichen Lüsten dienen, weil Johannes es gesagt habe; oder wo man sich den Kopf darüber zerbricht, ob die Cetaceen unter die Säugthiere oder unter die Fische gehören. Damit ist aber auch die Vermischung der Kategorien nicht gutgeheißen, vor welcher man sich durch Scheidewände allzu unbequem zu verwahren sucht, und welcher man nur durch richtige Würdigung des Bedingten und Unbedingten, des Allgemeinen und Besondern, der Arten und genetischen Verstufungen desselben Dings, und der wirklichen Mischung des Verschiedenen entgeht. Die sogenannte »genau begriffliche Darstellung«, der Abkömmling der mittelalterlichen Scholastik, ist nicht die der heiligen Schrift, welche höchst frey die gewöhnlichsten Sprachelemente zu ihren sinnvollen Aussprüchen mit innerer Angemessenheit gebraucht, und ist keine Schutzwehr gegen Mißdeutung, sondern, weil ein Jeder sich seine eigenen Begriffe eigen ausprägt und umschränkt, und keine Allgemeingültigkeit hier zu erringen ist, eine Mutter jenes großen

Babels in Theologie und Philosophie, und aller jener Wortstreite, die nur die Erkenntniß der Harmonie der Dinge (eine noch wenig angebaute Wissenschaft) in Harmonie verwandeln wird.

Unter Vielem, was ich bey der Beobachtung des Magnetismus (denn ich habe ihn nie mit Händen geübt) gelernt habe, ist ein Punkt, ohne welchen die Anthropologie des Theologen durchaus nicht rathen kann und stete Fehlschlüsse gebären wird; das ist der Unterschied zwischen Seele und Geist, als zweyen im Menschen verbundenen, sein Inneres ausmachenden Bestandtheilen (nicht bloßen Kräften des Innern), welche die Bibel ausdrücklich nennt und unterscheidet (1 Thess. 5, 23. Hebr. 4, 12 ꝛc.), ohne daß man so lange Zeit in der gewöhnlichen Lehre (denn es ist auch längst von Einzelnen geschehen) gehörig darauf geachtet hat; und hier zeigt sich gar, daß die systematischen Scheidekünstler, anstatt genauer Trennung, vielmehr eine arge Vermengung sich zu Schulden kommen lassen. Im Menschen, als einem wirklichen Abbilde des Universums, einer kleinen Welt, stellen sich die drey Hauptglieder alles Daseyns: Geist — Seele — Körper, vollständig dar. Was nun zum Mittelgliede gehört, das ist (wiewohl sein Gutes nur von Gott stammen kann)

entfernter von dem Wesen Gottes, als das höchste Naturglied, das Geistige, und insonderheit der Geist des Menschen, der Hauch oder Funke Gottes, dessen Freyheit im jetzigen natürlichen Zustand unterdrückt, oft wie abwesend ist (vg. Jud. V. 19), und der Entbindung durch den heiligen Geist, seinen Ursprung, bedarf. Denn wir sind göttlichen Geschlechts (Apost. 17, 29). Die Seele aber ist der eigentliche Sitz oder Brennpunkt des Hellsehens und aller natürlichen Weissagung; wie sie im gemeinen Wachen mit der sichtbaren Natur in Verbindung steht (Vernunft für sie hat), so im Schlafwachen mit der unsichtbaren Welt und den unsichtbaren Gründen des Sichtbaren, je nachdem das Auge der innern Natur mehr oder weniger offen, heller oder trüber ist; und der Geist, welcher durch sie sieht, ist dabey der Grund ihres Selbstbewußtseyns, ihres Urtheils, ihrer Sprache, wird auch leicht mit ihr frey. Dieser Zustand kann auf mehr denn eine Weise eintreten. Ist nun aber dieser Zustand und sein Sehvermögen der heilige Geist? Gewiß nicht, sofern der heilige Geist einen Gegensatz macht mit den natürlichen Kräften, die dennoch von der reinen Schöpfung her nur in ihm ihren Grund haben. Ist aber der heilige Geist gehindert, sich der Seele in diesem ihrem

isolirten Zustand, wo sie durch äußere Eindrücke nicht gestört ist, besonders und unmittelbar mitzutheilen? Ich sehe nach Joh. 3,8 keine Möglichkeit eines Hindernisses an sich, weder bey eigentlich Magnetisirten, noch bey andern Ekstatischen, vielmehr eine offenere Gelegenheit, die er bey wahren Propheten in der höchsten Bedeutung *) durch eben diese Ekstase selber schafft. Ist aber jede Ekstase vom heiligen Geist erfüllt? Mit nichten, sondern was in ihr des heiligen Geistes ist oder nicht, das muß sich anderweit erproben, und wir, die wir geistlich seyn sollen, müssen es nach demselben Geist und nach dem biblischen Glauben, oder auch nach dem Erfolg beurtheilen; sie kann auch wohl vom Lügengeist erfüllt seyn. Wer aber die dreyerley Gattung der Dinge: das Geistige, Seelische und Leibliche, nebst ihren Unterarten, nicht kennt, zu deren Mittelstiem alles Astralische, Magische, Magnetische, oder wie man es sonst nennen mag, gehört, der kann mich unmöglich verstehen, wenn ich von höherer Natur, von Halbwunder u. dgl. rede. Wer aber einzelne Ausdrücke so beschränkt, daß er z. B. unter dem Glauben nur den christlichen Glauben versteht,

*) Es gibt auch Propheten in mehrerley Bedeutung nach der h. Schrift, nach der alten Eintheilung des A. T. 2c.

der doch auch wieder doppelt und mehrfach (ein seligmachender, ein wunderthätiger) ist, während es gar mancherley Glauben, selbst einen teuflischen gibt, der kann meine Worte nicht verstehen. Wie frey hält sich die apostolische Definition des Glaubens (Hebr. 11, 1) von jeder Schranke! — Das anscheinend Vage und Laxe meiner Begriffe ist also nicht etwa ein unbewußter Mangel an Bestimmtheit, sondern ein bewußtes Trachten nach wesentlicher und umfassender Bezeichnung dessen, was eine freye Anschauung der göttlichen und natürlichen Dinge und ihres unläugbaren Zusammenhangs mir darbietet, in Entsagung auf jedes eigene System und dessen Kunstwörter, und in alleiniger Abhängigkeit von dem geschriebenen Kanon, an den ich glaube, und welchen zu bearbeiten ich nur durch dieselbe freye Erkenntniß aus Gnaden fähig geworden, sofern ich es geworden bin. Ihr verdanke ich überhaupt alles Gute, was auch mein Beurtheiler an meinen Leistungen erkennt; und indem ich diese sämmtlich für unvollkommen halte, glaube ich, daß einem Andern auch eine vollständigere Gehabung dessen, wonach ich trachte, in Begriff und Wort verliehen werden könne, vielleicht bereits verliehen sey, zweifle jedoch, daß auch ein solcher je und je werde verstan-

den werden. Ich hätte hier noch mehr von einer Universalsprache zu reden, welche unsere heilige Schrift vornehmlich spricht; es würde aber viel zu weit führen. Es gehört jedoch noch dieses hieher, daß die scholastische Methode, in sich abgeschlossen und erweiterter Ansicht schwer fähig, in letzterer leichtlich wieder Particularismen sieht, welche dem ihrigen entgegenstehen, daher von Platonismus, Neoplatonismus, Kabalismus u. dgl. in eben diesen particularistischen Sinne redet, indeß Plato und seine Schule, die ursprüngliche Kabala, und alle Schulen der Völker, selbst nach dem Anerkenntniß der Bibel, manches Betrachtungswerthe und Belehrende darreichen, und der Herr des zwiefachen Israels sich nirgends an seiner Creatur, die ihn suchte und verehrte, unbezeugt gelassen hat. Hiemit soll keineswegs jener Indifferentismus des Glaubens gepredigt werden, der zu den Krankheiten unserer Tage gehört; sondern wem es an kritischer Gabe fehlt, um Reines vom Unreinen zu scheiden (Jerem. 15, 19 nach bericht. Uebers. Hebr. 5, 14), der bleibe hier zurück.

Was nun die neuerdings beygebrachten Auszüge aus meinen Schriften anlangt, so habe ich gesagt (Bl. I. 181): »Im Magnetismus entfaltet sich nicht das Göttliche, sondern die Empfänglichkeit für

dasselbe« rc. Der Beurtheiler faßt das so auf, als ob ich gesagt hätte, die Entfaltung, die der Magnetismus wirke, müsse schlechterdings das Göttliche betreffen, ja an sich göttlicher Art seyn. Das habe ich nicht gesagt; sondern der Sinn ist im Gegentheil der: Wenn sich im magnetischen Zustand eine göttliche Wirkung äußert, so hat diese nicht der Magnetismus aus dem Menschen entfaltet (wie nach einem häufigen Irrthum der Moralisten im Sittlichen unser eigener Wille thun soll), sondern ihn nur dafür empfänglich gemacht. Man sehe doch, wie die Musik 2 Kön. 3, 15 für die Weissagung empfänglich macht, obgleich sie nicht der heilige Geist ist. Die Einsamkeit, die Nüchternheit und andre Dinge machen für göttliche Einflüsse empfänglich, sind aber nicht der göttliche Einfluß, und können eben so wohl dem Ungöttlichen Raum verschaffen oder dazu anregen, wie namentlich die Musik. Wer hat jemals die Leere eines Gefäßes mit demjenigen verwechselt, dessen es voll werden soll? oder den stärkenden Trank, welcher etwa die Nerven des Dichters behaglich spannt, mit seiner Poesie? — Wenn ich ferner sage, der Creatur werde ihre Stelle angewiesen, daß sie stehe in ihrem weiblichen Ursprung, nämlich im heiligen Geist: so ist diese Stelle, wo

die Creatur hingewiesen wird, nicht der Magnetismus oder die Krise; es kann aber in der Krise oder Ekstase der Creatur ihre Stelle angewiesen werden, wo sie stehen soll, und diese Stelle ist für uns Alle der heilige Geist, hier im innern Leben des Glaubens, und dort in ganzer Vollständigkeit; ja, auf jener hohen Stufe übersinnlicher Empfänglichkeit können ganz besonders Kräfte des heil. Geistes, nämlich Glaube und dessen Weisheit, eingeathmet werden — wo habe ich gesagt, daß dieses nothwendig geschehen, oder daß man sich zu dem Ende magnetisiren lassen müsse? — und dieser Glaube kann sich nun, in das gesunde, wache Leben übergehend, als herzliche Gottseligkeit darstellen — wovon ich Fälle bey vorher unglaubigen und gleichgültigen Personen kenne. Unter der »rechten Betreibung jenes physischen Thuns« endlich ist zu verstehen eine solche, die selbst geistlicher Art ist, nämlich die im Andenken an die Gegenwart Gottes und mit Gebet geschieht, wie billig eine jede ärztliche Behandlung von Kranken, der Arzt heile mit welcher Art Mitteln er will, geschehen sollte (vergl. Jak. 5, 14. 15). Wenn also mein Beurtheiler fragt: »Wer ist das Entwickelnde?« und glaubt, dieses könne dann nur die unmittelbare geistliche Gnadenwirkung des

heil. Geistes seyn: so vergißt er, daß beym Magnetismus, oder bey der Ekstase im Allgemeinen, nicht unbedingt von einer Entwickelung für die Dinge des Reichs Gottes die Rede ist, sondern überhaupt für Wahrnehmungen und Einflüsse, denen durch den normalen Sinnenzustand der Weg versperrt ist, durch eine natürliche, oft spontanen Entwickelung des innern Vermögens aber geöffnet wird. Greift hier eine besondre Gnadenwirkung des heil. Geistes ein, weil es ihm gefällt, sich hier zu offenbaren, so wird er auch in dem leiblich Kranken geistliche Gesundheit, Glauben, himmlische Weisheit und Liebe, göttlichen Frieden und Freude des Reiches Gottes entwickeln, oder vielmehr der Seele einflößen; und dieses ist dann »der allerschönste Preis« des Magnetismus; aber der Zoo-Magnetismus war nur Gelegenheit, gab öfters besondre Gelegenheit dazu, ist jedoch nicht im mindesten nöthig, um dieses Kleinod zu erwerben. Weil wir indessen zu träge sind, darnach zu ringen, so ist es uns neuerer Zeit im Magnetismus zur Strafe vorgehalten worden, damit wir ohne denselben durch Glauben, Bitten und Anklopfen es suchen und uns nicht länger auf Menschenweisheit, welcher Art sie auch sey, verlassen sollten. Man vergleiche Joh. Arnds wahres Christen-

thum, besonders das 3te, 5te und 6te Buch, und werde vor allen Dingen Nichts, wie dort geschrieben steht. Das ist die wahre Empfänglichkeit.

In der folgenden ausgehobenen Stelle (Bl. III. 75) werde ich der Willkühr der Benennung beschuldigt, und beziehe mich hier zuerst auf das oben Gesagte. Es ist dabey in den angeführten Worten in der Ev. K. Zeit. ein Druckfehler: »nur von ihm Entzündetes«, soll heißen: »neu von ihm Entzündetes.« Der Beurtheiler sagt nun: »Wirkt eine Naturkraft, so ist der Zustand natürlich; wird eine Naturkraft mittelbar oder unmittelbar vom h. Geist erregt, so tritt ein übernatürliches Agens ein.« Ich habe nicht gesagt: »vom heil. Geist erregt«; sondern ich habe gesagt: «da die starre Natur durch eine sie meisternde Kraft frey wird« — »nicht als etwas neu von ihm Entzündetes« rc. — Was aber »aus schlafender Naturkraft sich regt«, das muß ein Zustand seyn, welcher über der jetzigen gemeinen Natur ist, und da die jetzige gebundene Natur des Menschen ursprünglich im göttlichen Ebenbilde, mithin in der Freyheit des heiligen Geistes stand, welches Eigenthum des Menschen in ihm verkehrt, verfinstert und gefesselt ist: so kann zwar nur eine gänzliche Verwandlung ihn zu seiner erstmaligen Würde erneuern, und er-

höht diese sogar noch weit vermöge der göttlichen Kräfte der Erlösung; jedoch ist schon jede Art und jeder Grad der Entbindung des Innern zur Freyheit des Wahrnehmens, Empfindens, Wollens und Wirkens, etwas worin das ursprüngliche Geistesleben sich wiederum regt und an den Tag gibt, sey es auch so wenig als es wolle. Dahin gehören eine Menge psychologische Erscheinungen. Das Wort mittelbar in jener Stelle der Blätter ist also der unmittelbaren Einwirkung des heil. Geistes entgegengesetzt, und heißt so viel als: vermittelst der in die Urnatur des Menschen gelegten Kräfte des heil. Geistes kommt eine solche Entwickelung (nicht als Act, sondern als Status, eine solche Entwickeltheit) auch von ihm her, wenn irgend eine meisternde Kraft, als nächstes Mittel, die starre Natur entbindet. Was dabey der Beurtheiler von der öftern Abhängigkeit der manipulirten Kranken von ihrem Magnetisirarzt u. s. w. aus Schubert beybringt, gehört ganz wo anders hin; man kann von einer Seite frey seyn, und von der andern gebunden. Sogar können die intellectuellen Kräfte des Menschen sich sehr frey bewegen, und die moralischen unter der Sünde gefangen seyn, oder auch umgekehrt. Man merke aber besonders Folgendes. Wenn einem leib-

lich Blinden das leibliche Gesicht geschenkt wird, so hat er die gemeine Naturfreyheit des Sehens wieder. Wenn einem seelisch Blinden, wie wir insgemein sind, das Gesicht für seelische Gegenstände, für das Fernsehen, Zukunftsehen u. s. w. sich aufthut, so hat er die mittlere Sehfreyheit; und diese kann er durch irgend eine Kraft oder Veranlassung, die nicht der heil. Geist ist, von innen oder außen erhalten, in ihrer Vollkommenheit und höchsten Beziehung aber, wie die biblischen Propheten, nur durch den heil. Geist, wo er dann selbst recht eigentlich im Geist ist (ein Ausdruck der auch wohl die Entzückung oder Ekstasis überhaupt bezeichnen kann), und wo sein Geist an diesem Schauen vollen Antheil nimmt. Daß aber das seelische Sehen an sich auch bey natürlichen, bey ungebesserten, ja bey sehr bösen Menschen Statt haben kann, beweisen unzählige Beyspiele.*)

*) Seitdem die Bremer Missethäterin Gottfried geb. Timm Menschen vergiftet hatte, bekam sie Visionen, worunter man wenigstens die anfänglichen mit Unrecht für bloß subjective Folgen der Gewissensbisse halten würde; denn sie sündigte höchst leichtsinnig fort. Hiemit stimmt überein, daß man dieses »andre Gesicht« häufig an Thieren beobachtet hat, die keinen Geist, folglich auch kein höheres sittliches Bewußtseyn wie der Mensch, aber eine kräftige Seele haben, besonders an Pferden und Hunden. Daß

Endlich wenn wir gründlich erkennen unser Nichts, unsere Thorheit und Sünde, und den Heiland, der uns rechtfertigt, heiligt und selig macht: so schließt sich uns geistig Blinden das höchste Sehen, dessen wir im jetzigen Leben insgemein fähig sind, das Sehen unsers Geistes auf im Glauben *), den allein der heilige Geist »neu entzündend« wirkt, und »unmittelbar erregt«, als ein »übernatürliches Agens« (wobey es gleichgültig ist, ob wir leiblich und seelisch blind oder sehend sind), künftig aber, bey der verklärten Auferstehung des Leibes, uns alles Sehen unschiedlich und im höchsten Grad erneuern und erhöhen wird.

»Daß die Scheidung zwischen Natur und Geist Gottes nicht eine willkührliche, sondern eine von der heil. Schrift gemachte ist«, ist sehr wahr. Die heil.

---

wohl ein Thier seelisch mehr sehen kann als selbst ein Weissager, zeigt die Geschichte Bileams, 4 Mos. 22, 23 ff. Das Sehen des Knechtes des Propheten Elisa, 2 Kön. 6, 17, war auch kein prophetisches von jener geistigen Hoheit, obgleich ihm der Herr die Augen öffnete, nämlich die der Seele, deren Blick sich mit dem leiblichen vereinigte; er hatte nur zu schauen, nicht zu prophezeihen. Man vergl. übrigens das an Beyspielen des seelischen Gesichts reiche Werk: Horsts Deuteroskopie 2c. 2 Bändchen, Frankfurt a. M. bey Heinr. Wilmans 1830.

*) Daher dann die Armuth des Geistes, Matth. 5, 3. Vg. Joh. 9, 39.

Schrift macht aber auf der andern Seite keine Scheidung zwischen dem Geiste Gottes, der die Natur hervorgebracht hat, und der sie wiedergebiert. Es ist ferner eben so wahr, daß die Wirkungen des Geistes Gottes in der heil. Schrift und von Christo selbst häufig mit Naturwirkungen verglichen werden, eine Analogie, die ohne innere Verwandtschaft gar nicht möglich wäre. Es ist nicht minder wahr, daß Gott und sein Geist persönlich in Naturformen, als Licht, Feuer, Wind u. s. w. sich bezeichnen und erscheinen. Doch wenn dieses der Beurtheiler aus Mangel an Erkenntniß des Zusammenhangs und der angestammten Symbolik der Dinge für unerheblich erklären wollte, so bleibt wenigstens übrig, daß Gott allerwärts wirksam, und, wenn auch durch Stellvertretung, gegenwärtig ist, außer in der Sünde, die denn diejenige Natur constituirt, welche mit Gott einen absoluten Gegensatz macht. Wenn er aber sagt: »Wo Höheres [soll wohl heißen Göttliches] sich im Magnetischen wirklich zeigt, da sind es die Wunder der Gnade im begnadigten Herzen des Kranken, nicht Wunder des Magnetismus als solchen« — so weiß ich nicht, wo ich jemals das Gegentheil gesagt hätte.

Man sage aber doch: War das Manna in der Wüste eine natürliche oder eine übernatürliche Speise?

War es eine natürliche: wie kann es in der Schrift Himmelsbrod und Engelbrod heißen? War es aber eine übernatürliche: wie sagt doch der Herr, nein, Er sey das Brod vom Himmel? Wer nun dieses beantworten kann (es ist zwar in den Blättern geschehen), der kann sich auch auf meines Beurtheilers Bedenklichkeiten antworten.

Man sage doch: War Bileam ein göttlicher Prophet oder ein teuflischer? War er ein teuflischer: wie nennt er denn Jehova seinen Gott, ob er gleich nicht von Israel war, und erhält Weissagung von ihm? War er ein göttlicher: wie geliebte ihm doch der Lohn der Ungerechtigkeit so, daß er Unzucht stiftete, und dafür ein Ende mit Schrecken nahm?

Man sage doch: Haben die Weisen von Morgenland (mit dem auffallenden Namen Magier betitelt) aus der Natur oder durch die Gnade gewußt, daß der Heiland geboren sey? Was trieb doch diese Heiden (denn daß sie Israeliten gewesen, ist eine ganz falsche Hypothese) zum Besuch im Jüdischen Lande? Und wie bekamen sie doch, als bloße Naturkündiger, Orakel im Traum gleich Joseph?*) Was war aber ihr Stern?

*) Matth. 2, 12 und V. 22 gleiche Ausdrücke.

Ging es natürlich oder übernatürlich zu, daß Jakob durch die buntgeschälten Stäbe so viel Vieh gewann? — Was hat dem göttlichen Propheten Moses die Weisheit der Aegypter genützt, daß er darin erzogen werden mußte, und worin bestand sie? — Warum wurden die Künstler der Stiftshütte mit dem Geist Gottes erfüllt, oder warum Simson von dem Geist des Herrn angethan, da er doch nur Muskelkraft zu üben hatte? Sind das etwa Hebraismen?

Aber ich werde gar umgekehrt angeklagt, daß ich die Sinnlichkeit und Materialität mit der Sünde verwechsele, während ich die Natur ehre, und sie mit der Gnade und dem Geist Gottes vermischen soll. Wie läßt sich das erklären? Unstreitig muß entweder mein Beurtheiler oder ich in den Unterschieden und Verwandtschaften nicht zurecht wissen. Wenn er aber bey einer Argumentation von mir sagt: »Herrscht hier nicht reine Verwirrung?« so finde ich keine, es sey denn die er selbst hineingetragen hat; es wird daher schwer werden, ihm meine Meinung zu verdeutlichen. Mag noch Folgendes hier stehen. Das Natürliche ist gar vielerley; sofern es aber dem göttlich Geistigen und dem heil. Geist entgegengesetzt ist, so ist es insonderheit 1) das Seelische, und 2) das Materielle oder die gemeine Sinnenwelt,

in deren Banden und Trieben die menschliche Seele durch die Sünde von Natur liegt, und mit ihr gemeinschaftlich so verdorben wie verkettet ist, daher sinnlich und seelisch hier gleichbedeutend wird. Aus diesem Grunde nennt die erste Epist. an die Korinth. 2, 14 den unwiedergeborenen oder ungeistlichen Menschen einen seelischen (psychischen), d. i. bey dem die am Sinnlichen klebende Seele die Uebermacht über das edlere Bewußtseyn des Geistes hat; und wenn Luther das einen natürlichen (physischen) übersetzt, so ist es zwar mit obiger Bemerkung übereinstimmend, aber doch unscharf und untreu; die Berichtigung liest sinnlichen, weil dieses ein gemeinverständlicheres Surrogat für seelisch ist. Dieß auf die Note S. 133, und auf beyde Noten, über deren letzte jedoch schon oben das Weitere. Wenn nun der Beurtheiler an das Fleisch, an den Leib der Sünde und des Todes erinnert wird, und hiemit all das Unzählige verbindet, was die heil. Schrift in dieser Beziehung sagt und beyspielsweise vor Augen hält, so wird er meine wahren Ansichten von Sinnlichkeit und Materialität nicht für unbiblisch erklären können. Alle fernere Consequenzen, die er mit vielen Worten aus meinen Aeußerungen zieht, würden sich ihm anders darstellen, wenn es mir

möglich wäre, ihm diejenige Consequenz anschaulich zu machen, in welcher Gott und die Schöpfung von oben herab durch die Leiter stehen, worauf Gottes Boten und Kräfte ununterbrochen auf und niedersteigen. Weitere Erörterungen könnten nur zu Wortstreitigkeiten führen, welche am besten dadurch abgeschnitten werden, daß ich jedem Leser und dem Beurtheiler insonderheit seine Meinung lasse, sollte er auch in offenbaren Vorurtheilen befangen seyn (z. B. daß der Hades aus dem N. Testament unerweislich sey), und auf 1 Kor. 4, 1 ff., besonders auf die Worte verweise: »Darum richtet nicht vor der Zeit« ꝛc. Zum Schluß aber wollte ich mir noch zweyerley ausbitten, nämlich:

1) Daß wenn man an meinen Sagopalmen etwas Genießbares findet, man das Uebrige denjenigen überlassen möge, die etwas daraus zu machen wissen. Denn das Palmengeschlecht liefert Mancherley zu verschiedenem Bedarf, und selbst die »Stacheln« haben ihren Nutzen.

2) Daß wenn mir freundliche Achtung bezeigt wird, solches nie auf Unkosten Anderer, z. B. des Dr. **Kerner**, geschehen möge; daß vielmehr, wenn Jemand aus seiner Erfahrung Dinge an den Tag gibt, die wir nie erlebt haben, die uns unglaublich

scheinen und widerwärtig sind, wir ihn nicht sofort verurtheilen, sondern die Sache dahin gestellt seyn lassen und nur fragen mögen, ob ein solcher Mann sich als Gegner des christlichen Glaubens bewiesen habe oder nicht. —

Aber indem ich hiemit schließen wollte, werde ich später aufs neue gemahnt mich zu verantworten, wenn gleich der Angriff nicht ausdrücklich auf mich gerichtet ist. Es geht so in Einem hin, und hängt mit Obigem genau zusammen; es wird also nicht unerlaubt seyn, weil ich doch einmal reden soll. In dem Märzheft der Ev. K. Z. Nr. 22 wird in der Geschichte der Margaretha Peter zu Wildispuch der Wahn derselben, verlorene Seelen erlösen zu können, erklärt aus »einem in Südteutschland besonders verbreiteten Irrthum«, nämlich »der phantastischen Ansicht vom Hades, als einem unbestimmten, schwebenden Mittelreich, in welchem Bös und Gut in seltsamer Mischung kämpfend durch einander wogt, und zur Entscheidung des Kampfs oft menschliche Hülfe — von der [heißt es] die Schrift, selbst mißverstanden, nichts weiß — in Anspruch nimmt. Die sogenannte Seherin von Prevorst ist ein eben so bekanntes als klägliches Opfer dieses Wahns; sie ist aber auch merkwürdiger Weise ein Beweis, wie

sehr sich der christliche Glaube dagegen sträubt« u. s. w. Ganz anders, heißt es, hätten es die altglaubigen Prediger gemacht. »Sage dem Geist, belehrte grade vor hundert Jahren ein Sächsischer Prediger eine Bauernmagd, die ihm über solche Erscheinungen klagte, daß wenn er gestorben sey, so sey er selig gestorben, und dann brauche er keine Hülfe, oder unselig gestorben, und dann habest du weder Beruf noch Pflicht ihm zu helfen; sage ihm, du habest nicht in der Bibel gelesen, daß Abgeschiedene wieder auf der Erde erscheinen um selig zu werden, wohl aber daß der Teufel erscheine in allerley Gestalt, um die Menschen zu verführen!«

Dieses bequeme Dilemma ist nun grade so viel werth, wie seine hundertjährige Quelle, nämlich die damalige Kirchenlehre, besonders eines Theils der Evangelischen, daß die Verstorbenen alsbald entweder ewig selig oder ewig verdammt seyen, und daß alle, oft unläugbare Spukereyen ganz allein dem tausendgestaltigen leidigen Satan zugehörten, worüber der dickleibige höllische Proteus des Erasmus Francisci verglichen werden kann. Etwas vorsichtiger hat sich in dieser Sache benommen der selige Spener in einem theologischen Bedenken über die Frage: »Ob nach der heutigen meisten Theologen

»Meinung alle Geister oder deren Erscheinungen »pure und absolute vor Teufel oder Teufelsgespen»ster zu halten?« wo er antwortet: »Teuflische Gespenster und englische Erscheinungen können wir nicht läugnen; ob aber außer denselben beyden Arten noch andre Erscheinungen seyn mögen, darüber kann ich zu keiner Gewißheit kommen. Unmöglich kann ich alle solche Erscheinungen, davon mir manche bekannt worden sind, und an deren Umständen ich nicht zu zweifeln habe, dem Teufel zuschreiben; hingegen hat es auch viele Schwierigkeiten, wem ich sonsten dieselben heimschreiben wollte, maßen sich bald gefährliche Folgen vor Augen stellen« — nämlich die Furcht vor einem Riß in die angenommene Kirchenlehre.

Ich habe mehrmals über den Hades geschrieben, zuerst in dem so betitelten Büchlein zur Vertheidigung meines sel. Freundes Jung-Stilling, hernach in den Blättern und anderwärts. Wenn nun der Verfasser des angeführten Aufsatzes den Hades (nebst der Fürbitte und Predigt des Evangeliums an die Todten) einen Irrthum, einen Wahn schilt, und ihn ferner als phantastisch zu charakterisiren sucht, so wird es erlaubt seyn, ihm zu sagen, daß er übel unterrichtet sey. Daß die Seherin von Prevorst ein klägliches Opfer dieses Wahns, zugleich auch ein Be-

weis sey, wie sehr sich der christliche Glaube dagegen sträubt, ist etwas durchaus Neues, das nur in der Vorstellung des Verfassers entstanden. Es wäre fürwahr besser, Dinge von denen man nichts weiß, dahin gestellt seyn zu lassen wie der ehrwürdige Spener, und für das Eine, das noth ist, mit seinen eigenen Waffen zu streiten, als diejenigen anzufechten, welchen zu gleichem Zweck andre, und wohl nicht unweisere, verliehen sind. Jener Tadel geht allerdings mich an, der von sich reden soll.

Es kommt aber noch etwas Weiteres. Es heißt dort: »Ein anderer Satz dieser Lehre« (des Vicar Ganz, der auf die Schwärmer zu Wildispuch so großen Einfluß hatte) »ist der, daß das eheliche Verhältniß eine Folge des Sündenfalls sey, ein Satz, der hinreicht, um einen Blick auf eine lange Kette von Irrthümern thun zu lassen, welche zwar zunächst nur die Geschichte der Schöpfung und des Paradieses betreffen, aber eben deßwegen die gesunde biblische Totalansicht des Urzustandes und der menschlichen Natur, wie sie war und seyn soll, auf das heilloseste verkehrt. Augenscheinlich entspringt daraus die falsche Askese, die wir schon früher bey Morf wahrnahmen, in der Ganz ihn bestärkte, und welche, da er dieser teuflischen Lehre (1 Tim. 4, 1 ff.) folgte,

gewiß nicht wenig dazu beytrug, daß er späterhin der Versuchung unterlag.«

Ich war vermuthlich der erste, der, außer den kurzen Anzeigen in den Zeitungen, über diese Geschichte schrieb (Bl. 5. und dann 6. Samml., welche man nachzusehen bittet), daher ich damals auch noch die Namen unterdrückte; ich erhielt die Nachricht sehr schnell von Augenzeugen. Daß der Leutpriester Meyer (den ich nicht kenne) gleichzeitig mit mir geschrieben hat, ist jedoch möglich. Die letzten Worte: »nicht wenig dazu beytrug« etc. könnte ich durch Particularia bestätigen; Margaretha hatte ihrem Schwängerer zuvor die leibliche Gemeinschaft mit seinem Weibe verboten, und fiel in einem schwachen Augenblick mit ihm. Wenn nun dieses (wie der Zwangs-Celibat) mit Recht ein teuflisches Verbot heißen kann, und das eheliche Verhältniß keine Folge des Sündenfalls ist, so ist doch die Lehre, daß die thierische Natur des jetzigen Menschen mit der Art ihrer Fortpflanzung eine Folge des Sündenfalls sey, daß die leibliche einfache Ehe dem entstandenen fleischlichen Triebe zur Ordnung gegeben worden, die für Manche drückend und ein Gegenstand der Selbstverläugnung, und deren Wohlthat für Manche nicht einmal zu erringen ist, und

daß die Keuschheit eine christliche Tugend sey, keine teuflische Lehre. Diese Lehre, die durchaus nicht mit dem schwärmerischen Verbot des ehelichen Beyschlafs verwechselt werden darf, verkehrt auch nichts, und bringt keine falsche Askese hervor, sondern bringt das Verkehrte und Heillose zurecht, und gibt Aufschluß über die tausend Räthsel und Qualen des jetzigen Geschlechtsverhältnisses, ja des irdischen Lebens überhaupt. Was der Verfasser für gesunde biblische Totalansichten von dem Urzustand und der menschlichen Natur hat, und wie er Matth. 19, 1 Korinth. 7, und viel Anderes in der h. Schrift erklären will, wird ihm mit Vergnügen anheimgegeben; er warte nur noch ein wenig damit. Wahrscheinlich hat er hin und wieder etwas bey mir gelesen, das ihn in Eifer gesetzt hat, wie der Hades. Daß ich jedoch bey dem jetzigen Zustande des Menschen die leibliche Beywohnung der Ehe für Gottes Ordnung halte bey Allen, denen nicht ausnahmsweise das Gegentheil gegeben ist (Matth. 19, 11), wird man hoffentlich schon meiner gesunden Vernunft zutrauen, wonach ich nicht wähnen kann, daß die Welt aussterben soll. Ich glaube es aber auch längst erklärt und bewiesen zu haben.

Was man übrigens über mich und meine

Schriften ferner in der Ev. K.-Z. direct oder indirect sagen mag, darauf sey mir vergönnt zu schweigen, indem die Zeit Manchem, der mich zu richten vermeint, von selbst klar machen möchte, was eine dreyßigjährige Führung in den Wegen Gottes mich gelehrt hat.

Nach dem Abdruck obiger Erklärung hat der Herausgeber der Seherin aus Prevorst (Dr. Justinus Kerner) Blätter aus Prevorst erscheinen lassen, woraus man noch ein Mehreres über den oben so genannten Wahn, und wiefern sich der christliche Glaube dagegen sträubt, ersehen wird. Wogegen sich aber der christliche Glaube wirklich sträubt, das ist, was in einem öffentlichen Blatt in einer Recension jener Blätter gesagt wird: »Wir glauben, daß unmittelbar nach dem Tode, wenn die Hülle des Irdischen von uns abfällt, auch unser Geist von seinen Täuschungen und Nebeln befreyt wird, und daß dann jenes ursprüngliche reine und edle Wesen in uns hervortritt, welches sich nur momentan im somnambulen Zustande zeigt.« — Das wäre nicht nur ein sehr kurzer, sondern auch bloß physischer Proceß der Wiedergeburt, ist aber nichts weiter als eine Täuschung, die unserer Sicher-

heit und Selbstgefälligkeit schmeichelt, ein Satz, der alle Verantwortlichkeit des Menschen aufhebt. Auf die Weise kämen Mörder, Boshafte, Lasterhafte, kurz alle Sünder, unmittelbar in das Reich Gottes, und ein Jeder könnte nur auf seinen Tod warten, um selig zu werden, wie es denn auch üblich ist, jeden Verstorbenen einen Seligen zu nennen. Daß jenes ursprüngliche reine und edle Wesen in uns sich momentan im somnambulen Zustande zeigt, geschieht bey Personen, die wir mit Recht, aber nur relativ, unschuldig nennen, die sich daher glücklich fühlen, von den Banden des Leibes auf Augenblicke frey zu seyn, und soll uns darauf aufmerksam machen, daß wir die sündlichen Triebe, die im Fleische wohnen, zu bekämpfen und zu unterwerfen haben, um uns im leiblichen Tode auch ihrer Tödtung und der Befreyung von ihnen getrösten zu können. Unterlassen wir es aber, so bleibt die Seele mehr oder weniger von ihnen angesteckt, und dieses Gift muß ihr erst durch die Läuterungen des Zwischenorts, wo möglich, genommen werden. Wer als ein Thier oder Bösewicht gelebt hat, aus dem kann mit dem Tode kein reines und edles Wesen hervortreten, sondern das, was er bey Leibes Leben gewesen ist, ein Vieh, oder ein Teufel. Darum preisen wir mit Christo

die Kinder selig, bey denen sich die Sünde vor ihrem Heimgang nicht entwickeln konnte, und darum reden die bessern Somnambulen stets von Christo und von der Sündenreinigung in der Kraft Christi. Das in jener Recension ferner angewandte Gleichniß von den Arbeitern, die zu verschiedenen Stunden gedungen worden, ist dabey ganz unpassend. Hier in diesem Leben werden Menschen zuweilen noch vor dem Tode zur Erkenntniß gebracht und begnadigt, aber dort ist der Weg der Buße weit schwerer anzutreten, das verschmähte Heil rächt sich an den Ungehorsamen, und Niemand kann der unbußfertigen, verfinsterten Seele versprechen, wie bald sie drüben zur Besinnung kommen werde; denn ihr Geist fehlt ihr, und hätte sie ihn, so würde sie von sich selbst nur immer wieder läugnen und dem h. Geist widerstehen, wie sie hier in ihrem sophistischen Unglauben gethan hat. Darum muß das Brandmaal im Gewissen dort erst aufbrechen, und sie durstig machen nach dem lebendigen Wasser, das sie hier verachtet hat. Und darüber können Jahrhunderte hingehen, wenn es je dazu kommt.

VI.

Das Verdienst Christi.

Das Verdienst Jesu Christi ist eine dogmatische Redensart, welche nirgends in der Bibel vorkommt. Gleichwohl ist der Ausdruck richtig, denn die Sache steht überall. Fragen wir, worin das Verdienst unsers Heilands bestand? so wird zwar der neologische Moralist es in ein Thun setzen, nämlich in die Aufklärung, die Jesus von Nazareth gewirkt, in das reine Sittengesetz, das er auf die Bahn gebracht, in die Erlösung von Jüdischem und heidnischem Aberglauben, die er gestiftet habe. Dieser schwache Lehrsatz, der etwas Unmögliches behauptet, und die wundervollen Wirkungen der Erscheinung Jesu auf Erden, auch die moralische Wirkung, unerklärt läßt, ist nicht das Verdienst, welches die wahre Dogmatik

meint. Letzteres besteht vielmehr in seinen Leiden, die er an unserer Statt getragen, in seinem Tode, wodurch er uns erkauft und mit sich in ein neues Leben eingeführt hat. Er hat uns Gnade und Seligkeit erworben, nicht durch Thun, sondern durch Leiden. Er hat Sünde, Tod und Teufel für uns überwunden, nicht durch Thun, sondern durch Leiden. Daher ist das Verdienst und die Passion des Herrn gleichbedeutend.

Wir haben früher von der Genugthuung geredet, welche der Herr der ewigen Gerechtigkeit an unserer Statt geleistet habe. Wir haben dabey bemerkt, daß auch der Mensch in seiner Nachfolge gewissermaßen genugthun müsse. Wir setzen hinzu, daß eben hierin ein Verdienst liegt, welches der Mensch nach dem Vorbilde des Mittlers aus göttlicher Gnade zu erwerben fähig ist, nicht bloß für sich, sondern auch für Andre. Das erfordert nähere Erklärung.

Sofern der bekehrte Mensch für seine eigenen Sünden büßt und Kreuz trägt zu seiner Läuterung und Vollendung, obgleich ihm die Sünden umsonst vergeben sind, welches die erste Rechtfertigung ist: so erwirbt er dadurch die zweyte, die ohne die erste nicht möglich wäre. Er verdient dadurch wirklich etwas für sich, denn er gewinnt die Heiligung; aber

daß er diese so verdienen kann, ist Gnade, welche sein Verdienst, wenn er sich dessen als sein rühmen wollte, von Anfang her aufhebt. Ueberdem ist sein Ringen nach diesem Verdienst nichts als eine geistliche Klugheit, womit er Niemand mehr nützt, als sich selbst. Indem er aber vor Gott und Menschen würdig erscheint, die verheißenen Früchte der willig erduldeten Züchtigung zu ernten, so dürfen wir sagen, er habe sich solche verdient, wie er zuvor mit Sünden den Tod verdiente, zu denen die Feinde seiner Freyheit ihn trieben, und wie, wenn ich Jemanden um Lohn dinge, den er ohne mich niemals erworben hätte, und er leistet was ich von ihm fordere, er sich den Lohn verdient, ob es gleich bloße Barmherzigkeit von mir war, daß ich ihn annahm, und ich ihm vielleicht viele Fehler nachsehen muß. Ein jeder Knecht aber leidet mehr als er thut; er thut nicht freywillig zum Besten Anderer, sondern er leidet seines Herrn Befehl, mit Mühe und Plage, wider seinen Willen, aber mit seines Willens Ergebung. Auch sieht der Herr mehr auf den Willen des Knechts, als auf sein Thun, und verzeiht dem gutwilligen leichter.

Nun aber, wenn fromme und heilige Menschen leiden, geschieht es bloß für sie selbst? Wir sagen

doch, das Leiden diene zur Heiligung; aber diese sind heilig. Wird Gott einen Frommen verdammen oder vergeblich peinigen? Elihu predigte zwar dem Hiob die reinigende Kraft der Trübsal, und gewiß dient das, was anfangs reinigte, dem Reinen zur immer vollkommnern Veredlung; denn es ist Niemand rein vor Gott, Niemand vollkommen im Vergleich mit ihm. Allein werden wir glauben, daß Gott auch die unschuldigen Kindlein jenseits plagen lasse, denen Christus das Reich Gottes zuspricht? Nein, weil Gott sie lieb hat, nimmt er ihrer so unzählige von der Welt, ehe das Böse sich in ihnen entwickelt. Nun sind aber den Kindern alle Menschen gleich, die in der neuen Geburt stehen, und um ihrer selbst willen möchten sie wohl ferner ungestraft bleiben. Daher mißbilligt zwar der Herr die Reden des Elihu nicht; aber dessen Ansicht, auf Hiob bezogen, ist zu jung und einseitig. Der Herr hält dem Dulder die Wunder der sichtbaren Natur vor, um von deren Unbegreiflichkeit für den Menschen ihn auf die Dinge der unsichtbaren Welt schließen zu lassen, deren Ordnung die Leiden des Heiligen erfordert, oder woraus derselben Absicht allein verständlich wird. Und dieser Zweck ist mehrfach. Außer der höhern und besondern Vollendung, weß-

wegen wir überaus selig preisen dürfen die da geduldet haben, außer ihrer Bewahrung vor jedem Rückfall in dieser Welt, vor vielen Versuchungen zur Sünde, und ihrer stets fortschreitenden Verneuerung, ist es die Ueberweisung des Satans von seinem Unrecht, wie schon anderwärts bemerkt worden ist; es ist aber auch eine Art von Verdienst für Andere, das in der Aehnlichkeit und Gemeinschaft von Christi Verdienst sich der Leidende zu erwerben gewürdigt wird. Er wird nicht allein Vorbild und Lehrer der Geduld, und der aus ihr fließenden Tugenden; sondern er wird auch in so fern dem Herrn ähnlich, daß er von den Leiden, welche die Menschheit ertragen muß, bey geringerer Schuld, und der Unschuld wiedergegeben, ein großes Maaß übernimmt, der Sündern Schuld unverhältnißmäßig büßt, und an seinem Theil für die Menschheit geopfert wird. Wohl möchte dieses eine harte und stolze Rede scheinen, wenn uns die Sache nicht geoffenbart wäre. Sagen wir aber doch auch, es werde dieser oder jener aufgeopfert, er opfere seine Habe, seine Gesundheit, sein Leben auf für Andere, wo es deren irdisches Wohl gilt. So Eltern für Kinder, Krieger für den Staat. Sollte es nicht auch eine Aufopferung für das ewige Wohl anderer Menschen, und zwar außer der Leh-

rertreue u. dgl. geben? Hiemit wird nicht eine Aufopferung der eigenen Seligkeit gemeint, wie es wohl einem Moses und Paulus zu Sinne kam, aber vor Gott nicht Statt fand, sondern ein stellvertretendes Leiden auf Erden. Der glaubige, fromme Christ könnte gleich selig werden, gleich zum Frieden gelangen durch den Tod, aber Gott läßt ihn noch lange hier kämpfen, und das unter andern um einer Ursache willen, deren beyläufig Paulus gedenkt, indem er spricht (Col. 1, 24): »Nun freue ich mich in meinem Leiden, das ich für euch leide, und erstatte an meinem Fleisch, was noch mangelt an Trübsalen Christi, für seinen Leib, welcher ist die Gemeine.« Der Apostel gebraucht ein Wort, welches ungefähr klingt wie statterfüllen, anstatt Andrer erfüllen (ἀνταναπληροῦν). Wer läugnet, daß in dieser Aeußerung ein stellvertretendes Leidensverdienst des Apostels ausgesprochen ist? Die Gemeine muß ein gewisses Maaß von Leiden erfüllen; Paulus freut sich, daß er einen überschwänglichen Theil desselben auf sich nehmen, seinen Mitchristen abnehmen darf. Hieraus erklären sich vollständig die schweren Trübsale so vieler Frommen, insonderheit so vieler treuen Seelenhirten. Die Menschheit überhaupt, die Christenheit insbesondre, muß leiden; wer mehr leidet als Andre,

eide mit für sie. Man kann auch im Großen sagen, die Christenheit leide für die übrige Menschheit, und in der Christenheit grade die wahrsten Christen für Mitchristen und Mitmenschen. Das Haupt aber ist Christus, mit welchem gelitten wird, und um welches willen das Leiden der Unschuld verdienstlich ist. Wie das Haupt litt für die Welt, so auch seine wahren Glieder. Was der Menschheit zu gut kommen kann vor dem ewigen Recht und wider den Verkläger, das tragen sie mit, thun mit genug (s. den Aufsatz über die Genugthuung in der 8. Samml.), und verdienen dadurch Andern Erleichterung, sich die Herrlichkeit. Denn die Genossen der Trübsal Christi sind auch in gleichem Maaße Genossen dieser. Der sel. Prälat Bengel, der dieses Verhältniß wohl einsah, redet in seinem Gnomon zu der Stelle weit gründlicher davon, als neuere Exegeten, die nicht einmal den Buchstaben des angeführten Zeitworts gehörig auszulegen wissen, und fügt eine eben so richtige kirchliche Bemerkung hinzu. Er sagt: Fixa est mensura passionum, quas tota exantlare debet ecclesia. Quo plus igitur Paulus exhausit, eo minus et ipsi posthac et ceteris relinquitur. Hoc facit communio sanctorum. Inde pontificii merita statuunt pro aliis: ut in illorum systemate per-

multi errores ex subtili veritate indiscrete accepta nati sunt. („Es ist ein Maaß von Leiden bestimmt, welche die ganze Gemeine erschöpfen muß. Je mehr also Paulus erschöpfte, um so weniger bleibt ihm hernach und den Andern übrig. Das macht die Gemeinschaft der Heiligen. Daher behaupten die Päbstlichen ein Verdienst für Andre: wie denn in ihrem System sehr viele Irrthümer aus einer feinen Wahrheit, welche unterscheidungslos aufgefaßt wurde, entstanden sind“.) Er meint hier die überflüssigen guten Werke der Heiligen, deren ergänzende Kraft viel zu weit getrieben wurde; aber er erkennt, daß, was Irrlehre wurde, auf einem richtigen Grunde beruht, und die Römische Kirche diesen festzuhalten berechtigt ist, so wie andre Kirchen ihn der Schrift nach anzunehmen.

Es ist Alles Gnade, willkührliche Leiden oder Büßungen sind so wenig werth vor Gott als willkührliche gute Werke; und wenn gleich Gott in diesem Allen den guten Willen liebt, so liebt er uns doch weit mehr und von Anbeginn ohne alles Verdienst, welches wir uns vor ihm geben möchten. Die Erfahrung bringt mit sich, daß uns besondre Gnadenerweisungen manchmal grade dann zu Theil werden, wenn wir uns ihrer am wenigsten würdig

machen, wenn wir irdisches Vergnügen genießen u. dgl. Dieß hat einmal den Zweck, uns von der Welt ab und zu Gott zu ziehen, aber auch uns zu zeigen, daß uns Gott nicht um unserer guten Werke, Büßungen oder gesetzlichen Strenge willen, sondern umsonst liebt, und wir ihn dagegen eben so umsonst, nämlich ohne Sucht nach Gaben, um seiner Vollkommenheiten willen und aus Dankbarkeit lieben sollen; alsdann wird er sich uns selbst, und mit sich alle Gaben geben, die uns nütze und die edelsten und ewigsten sind. Wollten wir es aber drauf wagen und muthwillig wandeln, so ist dann die Gabe unmittelbar darnach eine tiefe Zerknirschung, die uns wieder zurechtbringt und uns lehrt, Gott liebe zwar ohne Verdienst, aber nicht die, welche die einmal empfangene Gnade in den Wind schlagen, und es versäumen, sich in deren Kraft zu beherrschen und in der göttlichen Gegenwart zu behaupten. Auch diese Reue, diese göttliche Traurigkeit, ist Gnade, und ihr Verdienst oder Lohn, wenn wir drein willigen, uns ihrer nicht entschlagen, sondern sie recht austrauern in der Stille, in Erkenntniß unsers Sündenelends, ist ein neuer Schritt zur Freyheit und zum ewigen Leben.

Es ist hier der »uneigennützigen Liebe« gedacht,

welche allerdings von einigen frommen Seelen auch zu weit getrieben wurde. Sie nahmens ungefähr so, als ob sie gar nichts von Gott haben wollten, raubten ihm damit sein Verdienst, und ordneten sich ihm beynahe gleich. Dieß ist die Uneigennützigkeit des Stolzes. Die wahre uneigennützige Liebe zu Gott ist erstlich eine dankbare Liebe; denn durch seine Wohlthaten macht er seine Liebenswürdigkeit uns kund, und verdient unsere Liebe dadurch; er will auch nichts umsonst haben. Wir haben ja Alles von ihm. Aber wenn wir ihm dienen wie ein vortheilischer Knecht seinem Herrn, und nur immer Geschenke von ihm wollen, und zwar nichtige, irdische, bleiben sie aber aus, uns murrend von ihm kehren, so ist das die rechte Liebe nicht; denn wir verdienen gegen ihn gar nichts, wir haben ihm kein gutes Werk vorzurücken, und es bleibt auch Gnade, um seinetwillen leiden zu dürfen. Merkt nun Gott ein solches knechtisches Wesen noch an uns, oder vielmehr, will ers uns an uns selber merken lassen, so hält er seine Gaben zurück, um uns auf den schuldigen Dank zu führen für alle bisherige Erweisungen, und für die größte von Allen, daß er seinen Sohn für uns dahingegeben hat, und uns an diejenige Uneigennützigkeit zu gewöhnen, welche sei-

nen Willen sucht, anstatt unserer Neigungen, anstatt dessen was wir gerne hätten. Dieser sein Wille ist aber die edelste Gabe, weil er unser Glück ist nach göttlichem Maßstabe gemessen, auf göttlicher Wage gewogen. Suchen wir nun seinen Willen, so lieben wir ihn recht, und lieben ihn wahrhaft uneigennützig, obschon zu gleicher Zeit höchst eigennützig. Während wir nun, von Dank entzündet, seine Vortrefflichkeiten, seine unaussprechliche Güte betrachten, und ihn wirklich lieben weil er Gott ist, nämlich das höchste Gut: so dürfen wir ihn dennoch um alle Gaben bitten, sofern sie gut, sofern es sein heiliger Wille sey, sie uns zu gewähren. Auf diese Weise werden wir schon glücklich, auch ohne andre Gabe; wir werden mit unserm höchsten Freund innig zufrieden, und rühmen uns deß, der uns gibt und nicht gibt nach Maaß des Guten. Wir lieben ihn immer mehr, und seine Liebe macht unsere Herzen wiederum froh, wenn Trauer der Entbehrung sich ihrer bemeistert hat. Also liegt schon in der Liebe der eigne Nutzen, obgleich nicht der niedere Eigennutz. Wer Gott recht liebt, kann nie wahrhaft unglücklich seyn, und Gott lieben heißt das höchste Gute genießen. Entzieht er uns auch dessen Geschmack, so ergebe man sich nur, und halte es

fest durch Unterwerfung, so kehrt die Süßigkeit wieder, zwar immer reiner, immer geistiger, der Sinnlichkeit unmerkbarer, aber desto fester und bleibender. Kurz, die wahre uneigennützige Liebe ist die, welche nicht bloß schwelgen will in geistlichen Reichthümern und Genüssen (viel weniger in leiblichen, wie der Heiden Götter ihnen zum Lohn geben), als wodurch wir der Gefahr des Hochmuths, der Schwärmerey und der abscheulichsten Verirrungen preis gegeben würden, sondern die stets vergnügt ist mit ihrem Liebhaber, weil sie des festen Vertrauens lebt, er sey und mache Alles gut.

Man merke auch noch dieß. Ein dienender Knecht verdient Lohn; um was er mit seinem Herrn einig wird, das wird ihm. Dienen wir nun irdisch im Gesetz, so wird uns ein irdischer Lohn gegeben, als Gesundheit, langes Leben, Wohlstand, wie den Juden. Dienen wir aber im Geist, und gehen von der Knechtschaft zur Kindschaft über, so wird der irdische Lohn dünne; es heißt dann: Mein Sohn, was mein ist, das ist dein. Wie Christus auf Erden nichts verdiente als Elend, Noth und Tod, so verdienen wir oft als Kinder mit ihm nichts denn herbe Schläge, und im Glück selber Gallenbitterkeit. Nämlich wie wir Kinder für Knechte werden, so

wird unser Lohn Erbtheil. Wir verdienen dann eigentlich nicht mehr, aber wir bekommen endlos geschenkt. Nur nicht hier sichtbar. Was mein ist, spricht der Herr, das ist dein; hier Leiden, dort Herrlichkeit. Unterwerfen wir uns aber dem hiesigen Gesetz des Kreuzes, den Seinigen verordnet: so wirft dieses auch seinen Lohn, sein Verdienst ab, schon hier, nämlich allerley geistliche Güter, Heiligung, innern Frieden, Weisheit, sofern dergleichen auf Erden möglich; und eine jede Entbehrung, eine jede Versagung, eine jede Dürre und Verlassenheit, zieht für das Kind der Gnade eine neue Gabe nach sich, von der es zuvor nichts verstand. Es kann uns endlich ein wirkliches Angeld auf die Güter einer künftigen Welt werden, an dessen Wesentlichkeit kein Zweifel bleibt. Eben dadurch wird uns Gott so unendlich liebenswürdig, so ganz zutrauenswürdig, daß er nie scheint, sondern mehrentheils das Gegentheil scheint, und dann plötzlich ist und gibt, wie wir nicht erwartet hätten. Scheint er aber und gibt dann nicht, so liegt der Grund des Irrthums in uns; wir sollen aufmerksam werden, ihn nicht zu erwarten wie wir meinen; wir sollen ihn gewähren lassen, er wirds wohl machen; auch sollen wir einen etwa zu früh ausgesprochenen Dank nicht zurückneh-

men, Gott wird uns nichts schuldig bleiben, sondern wo er ein dankbares Herz findet, uns seiner Zeit mehr geben, als wir bitten und verstehen.

Sollte es aus dem Obigen nicht klar seyn, wie wir das Verdienst verstehen, so wollen wir unumwunden erklären, daß der Mensch durch sein natürliches Wollen und Thun Zorn, Strafe und ewige Verwerfung von Gottes Angesicht verdient. Im Ganzen ist die menschliche Natur aus Gut und Böse gemischt; im Einzelnen ist ein Mensch besser oder schlimmer als der andre, je nach den verschiedenen Tugenden oder Lastern, wozu seine Natur geneigt ist. In allen aber hat die Sünde ein entschiedenes Uebergewicht, und ohne die verborgene Gnade Gottes würden wir lauter Sünde seyn; denn die Sünde würde das wenige Gute, das wir mit auf die Welt bringen, vollends verschlingen, und uns zu Bürgern des Reichs der Finsterniß machen. Unser Wille ist mehrentheils Eigenwille, unser Sinn Wollust und Hochmuth, Habsucht und Grimm; und hiernach handeln wir. Von dieser Knechtschaft der Sünde hat uns Christus losgekauft, und will uns davon frey machen; das ist sein Verdienst. Erdulden wir sein Werk an uns, mit Hingabe unsers Willens und mit Entsagung auf unsere Begierden, so wird

Christi Verdienst an uns wirksam, und wir werden dergestalt in dasselbe verflochten, daß wir gleichsam mit verdienen. Das Capital ist sein, die Berufung kommt von ihm, er lehrt uns arbeiten, und unser wird der Wucher. Er verdient uns; wir können ihn und seine Gnade nicht verdienen. Er läßt uns gewinnen was er hervorgebracht hat, wie man etwan ein schwaches Kind das Spiel gewinnen läßt. Aber ein Spiel ists nicht, es braucht Anstrengung, Mühe und Seufzen. Anfangs mühen wir uns mit Werken, zuletzt mit der Geduld, indem wir immer mehr inne werden, wie unfähig, wie schlecht, wie kraftlos und ungöttlich wir sind; und wenn wir keine Würde, kein Verdienst, kein Vermögen mehr an uns kennen, wenn wir uns endlich gar der Gleichgültigkeit und Widerspenstigkeit in den Wegen der Heiligung anklagen müssen, so verdient uns die vollendete Demuth alle Dinge. Wollten wir wissentlich sündigen und nicht Gutes thun, wie könnten wir es uns verzeihen? Wir würden uns unerträglich seyn. Aber wir wissen nicht mehr um unser Gutes; wir wissen nur, daß wir vor Gott nicht das mindeste eigene Verdienst haben, und der Herr allein unsere Gerechtigkeit ist. Leiden wir daher auch oft unaussprechlich über unser Sündenelend, so sind

wir doch freudig, und hoffen, der in uns angefangen hat das gute Werk, werde es auch vollenden. Denn in einem Kampfe geht es ohne Wunden nicht ab; die Wunden sind die Versündigungen, die Unreinigkeiten, in die wir oft unversehens gerathen. Wir möchten darüber aus der Welt, wir möchten aus uns selbst hinauslaufen; aber das wäre uns nicht gut. Sie überzeugen uns von unserm Nichts, damit unser böses Ich vollends hinausweiche, und Gott Alles in uns werden könne. Er nun mag wohl in uns verdienen, und überflüssig verdienen, nicht bloß für uns, sondern auch für Andre. Zu glauben, daß wir es im eigentlichen Sinne thun, wäre der lächerlichste Stolz.

Damit aber des Herrn Werk an uns und durch uns vollbracht werde, ist neben der Geduld auch vorsichtiger Wandel nöthig, daß wir uns hüten vor Sünden so weit möglich, in der Gegenwart dessen, der in uns wirken will. So bleiben wir tüchtige Werkzeuge, die auch im Schmerz über die Sünde doch ein gutes Gewissen bewahren, weil wir uns des Wollens bewußt sind. Christus aber hat es verdient, daß wir auch vollbringen können, so viel er will. Käme es auf das Maaß unserer Werke an, oder daß wir nie aus Schwachheit fehlen, so

könnte kein Mensch selig werden. Nun aber dulden und trachten wir, meiden das Böse, befleißigen uns des Guten, und ergreifen, der Seligkeit zur Versicherung, Christi allvermögendes Verdienst. Nur dieses macht uns auch von den Fehlern frey, die uns beständig anfechten, und die wir durch eigne Macht nicht besiegen können.

Es entsteht endlich auch noch die Frage: wenn die zweyte oder heiligende Rechtfertigung gleichsam verdient werden müsse, ob denn diejenigen Menschen, die sich erst kurz vor ihrem Tode bekehren, doch noch unselig werden, da ja dem Schächer am Kreuz der alsbaldige Besitz des Paradieses verheißen worden sey? — Wir haben nicht gesagt, daß die erste Rechtfertigung nicht ohne die zweyte, sondern daß die zweyte in ihrem vollen Verstande nicht ohne die erste möglich ist. Der Mensch ist in Gottes Hand wie der Thon in des Töpfers Hand (Jerem. 18, 6). Gott kann mit dem Glauben auch plötzlich seinen Sinn verwandeln, und ihm die Heiligung schenken, ohne die Niemand den Herrn schauen wird, auf allen Fall eine solche, die einen leidenfreyen Zustand nach dem Tode zur Folge haben kann. Ein solcher Zustand liegt als nothwendig in der Sündenvergebung, die ohne lebendigen Glauben, mithin ohne

einen gewissen Grad von Sinnesänderung und Heiligung nie geschieht. Wen aber der Herr durch Leiden vollenden will, der hat den Vorzug der Aehnlichkeit mit ihm voraus, und seine Seligkeit wird größer. Der Schächer litt am Fleisch als Gekreuzigter nicht wenig; um so reiner wurde der in ihm erwachte Glaube. Er ging hierauf mit Jesu ins Todtenreich (in die Hölle), wo sich ihm Schrecknisse genug zu seiner völligen Läuterung darbieten konnten; aber diese Durchfahrt geschah an der Hand seines Erlösers, mit welchem er dann, des Paradieses fähig, zu diesem aufstieg. Was an ihm augenblicklich geschah, um seine Erwählung fest zu machen, das wird in einem leidenvollen Leben auf Erden, oder auch an Halbbekehrten nach dem Tode, mit der Weile vollbracht. Auch ist das Paradies noch nich die ewige Seligkeit. Kinder sterben gewiß in einen friedlichen Zustand hinüber, aber sie haben noch weit zu wandern′ bis sie dahin kommen, wohin der Herr endlich aufgefahren ist. Eben so der begnadigte Missethäter hat je nach Verhältniß noch eine große Schule zu durchlaufen, worin er sich dennoch wohlbefinden kann. Der ganze Mißverstand liegt darin, daß man nicht einsieht, daß in des Vaters Hause viele Wohnungen sind.

VII.

Bedarf es des äußerlichen Abendmahls?

Diese Frage ist schon in vorigen Aufsätzen beyläufig vorgekommen, worauf wir verweisen*). Entschieden bejaht wird sie in allen herrschenden Kirchen, verneint von der Gesellschaft der Freunde, wie sie sich nennen, oder von der Gemeine der Quäker, welche behaupten, daß Christus den Jüdischen Gebrauch, am Schlusse der Mahlzeit nochmals Brod und Wein mit Danksagung herumzugeben, nur dazu benutzt habe, ihm eine kräftige sinnbildliche Erinnerung an seinen Tod für Juden anzuheften, welches für uns überflüssig und mit dem Jüdischen Tischgebrauch erloschen sey. Die Genießung des Leibes und Blutes Jesus Christi sey bloß geistlich zu verstehen und zu üben. Sie verwerfen die äußern Sacramente gänzlich.

*) Siehe besonders 3. Samml. S. 80 ff.

Indessen ist so viel gewiß, daß wir Christen aus allen Heiden nicht eine besondre Christusreligion, sondern diejenige haben, welche zu den Juden und zunächst für die Juden gekommen und von ihnen weiter ausgegangen ist. Das Heil, sagt der Herr, kommt von den Juden. Wir tragen nicht die Wurzel, sondern die Wurzel trägt uns, die wir eingepropfte Zweige sind, sagt der Apostel. Und eben derselbe Apostel der Heiden sieht ihre Aufnahme in das Christenthum als eine Aufnahme in die Bürgerschaft Israels zum Mitgenuß der Güter und Verheißungen desselben an. Dieses ist kein falscher Jüdischer, sondern der reinste welthistorische Begriff. Unserer geistlichen Geburt nach sind wir Israel und Abrahams Same. Allerdings von der Freyen; aber nirgends wird von demselben Heidenapostel, der wider den Glauben an den Ceremoniendienst eifert, auch die Haltung des Abendmahls zu dem Thun der Knechtschaft gerechnet. Ueberdem gehörte jener Tischgebrauch nicht zum eigentlichen Mosaischen Gesetz, war nur eine fromme Gewohnheit, welche in seiner Art auch ein Heide üben konnte. Sollten wir nun dem Judenthum oder Israelitenthum, unserer geistlichen Herkunft, so abhold seyn, daß wir eine Sitte desselben, die der Herr geweihet hat, verschmäheten: wo bleibt

die Demuth und Erkenntlichkeit? wo die Achtung vor dem, was der Herr geehrt und nicht verschmähet hat? und verschmähen wir hiedurch nicht vielleicht ihn selbst? Oder fürchten wir den Mißbrauch des Hängenbleibens an der äußern Handlung, den Glauben an die Verdienstlichkeit der Ceremonie: welches Außenwerk bringt nicht gleiche Gefahr mit sich? Wir dürften dann weder zur öffentlichen Erbauung zusammenkommen, noch mit dem Munde beten.

Thatsache ist: Jesus hielt das Passahmahl als Hausvater mit seinen Jüngern; in dieser Eigenschaft übte er die hergebrachte Sitte, am Schlusse des Festmahls nochmal ungesäuertes Brod (Maza) zu nehmen, das gewöhnliche Dank- und Segensgebet zu sprechen, das Brod zu brechen und auszutheilen, und eben so hernach mit dem Kelch zu verfahren; wobey er aber etwas nie zuvor Gehörtes sagte: Nehmet, esset; das ist mein Leib — trinket, das ist mein Blut ꝛc. Es kann dem natürlichen Wortverstand nach hiemit erstlich zweyerley gemeint seyn: Stellt euch hierunter meinen Leib und mein Blut vor, sofern sie für euch geopfert werden; und: Stellt euch hierunter meinen Leib und mein Blut vor, sofern sie wesentlich von euch genossen werden oder in euch eingehen, und in euch eingehen müssen, wenn

ihr unsterbliches Leben haben wollt, wie ich euch bereits gesagt habe (Joh. 6). Weil aber keine Gelegenheit näher und kein Mittel kräftiger gedacht werden kann, wo dieses wunderbare Geheimniß an dem Glaubigen verrichtet werden sollte, ein Wunder, das so anstößig schien, daß viele Anhänger sich darüber von Jesu trennten (Joh. 6, 66); keine Gelegenheit und kein Mittel, sage ich, geeigneter, als die Feyer jenes Gebrauchs, Brod und Wein zu segnen, und im Andenken an den Herrn und seinen Opfertod zu genießen: so kommt nothwendig der dritte Sinn hinzu: Betrachtet diesen leiblichen Genuß, im innigen Andenken an mich, in der glaubigen Begierde, wesentlich nach Geist, Seele und Leib mit mir vereinigt zu werden, mir durch eine neue Geburt anzugehören, mich inwohnend zu haben, und durch dieses mein Wesen in euch ein geistliches und ewiges Leben zu erlangen, betrachtet diesen Genuß von Brod und Wein als Erfüllung und Versiegelung eben dieses eures Wunsches; ich selbst gebe mich euch hiemit zu essen und zu trinken, wie ich ehedem (bey Johannes) so räthselhaft, für Viele so anstößig, verkündigt habe. Und eben darum ordnete er, daß so oft sie jenen alten Gebrauch nach der Mahlzeit übten, sie es in diesem Sinn und zu seinem Gedächtniß

thun sollten; ohne auszuschließen, daß wenn sie es abgesondert von dem Passahmahl oder einer sonstigen Mahlzeit thäten, es in gleichem Sinn gethan gleichen Segen, gleiche Kraft, gleiche Verheißung haben werde.

Aber ist nun dieser äußere Genuß zu dieser Wirkung der Vereinigung mit Christo, oder dazu daß wir gleichsam sein Fleisch und Bein, sein Leib und Blut, seiner verklärten Menschheit theilhaftig werden, schlechterdings erforderlich? Dawider streitet das ganze, mehrmals angeführte 6. Capitel Johannis; dawider streitet sogar das wahrhaftige geistliche Leben, das wir, als die Frucht, woran wir die Menschen erkennen sollen, an Leuten finden, welche aus irrigem Grundsatz das äußere Abendmahl verwerfen, und nach dem innern oder geistlichen Essen und Trinken Jesu Christi desto begieriger sind. Offenbar empfangen diese nach ihrem Glauben, und sie scheinen gesetzt, um in der noch so äußerst unvollkommenen Gemeine des Herrn auf Erden, selbst durch einen Mißverstand zu retten, was durch neue Offenbarung vom Himmel noch nicht allgemein klar gemacht werden kann. Die herrschende Kirchenlehre bindet den Genuß des Wesens Jesu mehr oder weniger an die äußern Gestalten. Der Quäker spricht:

Das Fleisch oder die äußere Gestalt ist kein nütze; die Väter der Juden haben sogar Manna in der Wüste gegessen und sind gestorben; esset ihr nicht geistlich das Fleisch des Menschensohns und trinket sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch; gesegnetes Brod und Wein helfen so wenig als gemeines. Fast eben so reden die Zwinglianer, obgleich sie das Mahl zur symbolischen Erinnerung halten. Die Römische Kirche sagt: »Durch die Segnung des Brodes und Weins geschieht eine Verwandlung der ganzen Substanz des Brods in die Substanz des Leibes Christi, und der ganzen Substanz des Weins in die Substanz seines Bluts, welches eine Transsubstantiation genannt wird;« *) in den so verwandelten sichtbaren Gestalten ist nicht mehr Brod und Wein übrig, ist der ganze Christus sammt seiner Gottheit, er wird nicht bloß unter dem Genuß empfangen, bleibt in der einmal consecrirten Hostie u. s. w. **) Luther glaubt sich in der Unmöglichkeit zu befinden, eins oder das andre zuzugeben, und schwebt daher, übereinstimmend mit den alten Kirchenvätern, in der geheimnißvollen Mitte, erklärt sich, weil Menschenworte kein Geheimniß fassen, bald stärker bald schwä-

*) Concil. Trident. Sess. XIII. de Eucharist. Cap. IV.
**) Ibid. Canon I. sqq.

cher, wie sogar die heilige Schrift selbst in ihren Ausdrücken: das ist, Gedächtniß, Gemeinschaft, Leib des Herrn ꝛc., vergleicht einmal das geweihete Abendmahlsbrod mit einem glühenden Eisen, welches Eisen und Feuer zugleich sey, und stellt als heiliges Räthsel anheim, wie in, mit und unter genossen werde. Der Heidelberger Catechismus findet Luthers Vorstellung noch zu materiell, und wird über der Vergeistigung kraftlos und unverständlich. Uns dünkt, jeder dieser Lehrbegriffe solle eine Schutzwehr für die Wahrheit gegen den andern bilden, Luther aber sey seiner Zeit unter denen, die sich darüber kirchlich ausgesprochen haben, der Wahrheit am nächsten gekommen. Sogar die Römische Kirche muß das anerkennen, wenn sie ihren richtigen Begriff vom Sacrament in besonderer Bedeutung dieses Ausdrucks berücksichtigt: Verbum jungitur elemento, fit sacramentum (das Wort verbindet sich mit dem Element, so wird ein Sacrament). »Es verbindet sich damit«, nicht: das Element wird in das Wort verwandelt. Wie das Wort Fleisch oder Mensch ward, so wird das Abendmahl Christus; wie der Mensch Christus Gott ist, so ist Brod und Wein Christi Leib und Blut. Nämlich mit der Menschheit Jesu verband sich die

Gottheit des Sohnes, und der Mensch Jesus blieb Mensch. Eben so wird Christi göttliche Menschheit mitgetheilt für uns dem Brod und Wein, die doch Brod und Wein bleiben. Hiebey ist nicht die Sache unverständlich, sondern das Wie der Sache; und darum ist es ein Geheimniß. Die Sache ist eben so verständlich, als wenn ich sage, Feuchtigkeit und Sonnenschein vereinigen sich mit dem Samenkorn, um eine Pflanze, und mit dieser um Blumen und Früchte hervorzubringen; und in Absicht des Wie ist sie eben so unverständlich.

So gewiß wir nun glauben, daß bey dem Genuß des geheiligten Brods und Weins eine Verbindung derselben mit dem Leib und Blute des Heilandes vorgehe, um sich uns mitzutheilen, ja daß diese Verbindung schon durch die Einsegnung als Bestimmung zu diesem Gebrauch geknüpft werde, weil wir sonst die Kraft des Gebets läugnen müßten, während der Segen nur für den Gebrauch ein Segen seyn kann, für den er ausgesprochen wird;*)

*) Dieses läßt die Römische Kirche nur bey den andern Sacramenten gelten, indem sie sagt: »Das allerheiligste Abendmahl hat zwar mit den andern Sacramenten das gemein, daß es Sinnbild einer heiligen Sache und eine sichtbare Form unsichtbarer Gnade ist; aber das findet sich an ihm vorzüglich

so gewiß wir ferner von der Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit des von Christo verordneten und von den Aposteln uns überlieferten äußern Abendmahls überzeugt sind, und es mit vielem Segen selber genießen: so wenig können wir uns überreden, daß der Herr diese Mittheilung seines Wesens, diese Gemeinschaft seines Leibes und Blutes, auf die Austheilung von Brod und Wein habe beschränken wollen. Derjenige verkennt unstreitig die Sache, welcher das Mittel für die Sache nimmt. Wäre das die Meinung Jesu bey seiner sinnvollen Rede im 6. Capitel Johannis gewesen, nämlich man könne ihn nur in der künftig zu stiftenden Eucharistie genießen, so wären seine Reden daselbst weit unerklärbarer, und der Tadel geringer, der die Unglaubigen traf. Wie konnten sie ahnden, was er zu stiften sich vorgenommen hatte? Setzen wir aber, wir äßen ein Brod und tränken einen Wein, in einem fremden Lande

und besonders, daß die übrigen Sacramente erst dann eine heiligende Kraft haben, wann man sie gebraucht, im Abendmahl aber der Urheber der Heiligung selbst [der Christus darin] vor dem Gebrauch ist; denn die Apostel hatten das Abendmahl noch nicht aus der Hand des Herrn empfangen, als er dennoch mit Wahrhrit selbst versicherte, es sey sein Leib, was er darreichte.« Concil. Trident. Sess. XIII. Cap. III.

gewachsen und bereitet: so würden wir darin gewißlich auch die Luft jenes Landes mit genießen. Reiseten wir aber in das Land selbst hin, so athmeten wir seine Luft nur um so gewisser ein, und sie würde sich mit unserm Blut und Säften vermischen. Oder wenn wir die Wohlgerüche Arabiens und die Würzen Indiens in unserm Norden riechen und verschlingen, so saugen wir den Sonnenstrahl ein, der sich ihnen im Vaterland eingeleibt hat; wir könnten aber die Strahlen der südlichen Sonne auch unmittelbar im Lande seblst erfahren, wenn wir hingingen, und ihrer Lebenskräfte theilhaftig werden. Eben so muß das, was selbstständig an sich ist, das verklärte Wesen des Herrn, sich uns auch ohne Brod und Wein mittheilen können; und die heil. Schrift weiß von einer solchen Beschränkung, wonach nur mit dem Genusse der äußern Zeichen die gesegneten Wirkungen, welche sie begleiten, verbunden wären, nichts. Ohne diesen Genuß ist Brod und Wein keine Eucharistie, kein Sakrament; aber der Genuß des Sakraments kann ohne Brod und Wein Statt haben. Die äußern Mittel sind Hülfen unsers schwachen Glaubens, deren wir uns daher gerne bedienen sollen. Wer aber der äußern Communion aus irgend einem Grunde entbehren muß, oder ohne

sich über sich selbst zu täuschen in so vollkommenem Glauben steht, daß er ihrer zur Genießung des Heilands nicht bedarf: an dem wirkt der Herr nach dem Hunger seines Glaubens mächtiger, als an dem Satten, der nicht nach ihm hungert, und doch von dem geweiheten Brod ißt. Wer da isset, heißt es auch hier, der isset dem Herrn; und wer nicht isset, thut es auch dem Herrn. Keiner richte den Andern. Wir sollen beherzigen, was die alten Kirchenväter sagen, die doch dem leiblichen Abendmahl nicht entgegen waren, und was Gottfr. Arnold *) namentlich aus Origenes, Augustinus und andern anführt: »Wir trinken das Blut Christi nicht allein in dem Gebrauch des Sacraments, sondern auch wenn wir sein Wort annehmen, darin erst das Leben besteht. Gleichwie er auch selbst gesagt hat: Meine Worte sind Geist und Leben.« — »Das heißet erst recht essen, wenn man diese Speise genießt, und diesen Trank trinket, in Christo bleibet, und ihn in sich bleibend hat. Und dahero wer in Christo nicht bleibet, und in dem Christus auch nicht bleibet, der isset ohne Zweifel nicht geistlicherweise sein Fleisch, und trinket nicht sein Blut, ob er gleich mit den Zäh-

*) Wahre Abbildung der ersten Christen, Th. 1. S. 335.

nen leiblich das Sacrament beißet.« — »Was bereitest du die Zähne und den Bauch dazu? glaube nur, so hast du schon gegessen«. — »Wenn wir dieses also thun, so schärfen wir nicht also die Zähne zum Zerbeißen, sondern wir brechen das Brod mit einem lautern Glauben, und theilen es, indem wir Göttliches und Menschliches fein unterscheiden.«

Des Gottmenschen geistlicher Leib, sein verklärtes Fleisch und Blut, welches er aus unbegreiflicher Milde, um uns aus unserm alten sündigen, irdischen Wesen in sein himmlisches neu zu gebären, den Gnadenbegierigen wesentlich mittheilt, auf daß wir hier und dort ewiges Leben haben mögen, ist, wie gesagt, nicht an die Gestalten des Brods und Weins gebunden, ob es gleich bey deren geheiligtem Genuß insonderheit wahrhaftig gegenwärtig ist. Könnten wir nach allem dem, was die heil. Schrift über die Mittheilung und Inwohnung Jesu unabhängig von der Eucharistie sagt, noch daran zweifeln, so wird uns doch endlich die Wahrheit überführen, daß der Mensch nicht allein vom Brode lebt, sondern von Allem, was aus dem Munde Gottes geht. Man bedenke, daß diese Worte bey Moses vom Manna gesagt werden, mit welchem

Christus sein Wesen als ein weit höheres und eigentliches Himmelsbrod vergleicht. Kann nun der Allmächtige den leiblichen Menschen ohne Brod ernähren, wie vielmehr unser unsterbliches Leben nach Leib und Seele mit seinem verborgenen Manna ohne alles irdische Zwischenmittel? Das Wort, im leiblichen Abendmahl dem vermittelnden irdischen Element verbunden, ist frey und mächtig genug, auch unmittelbar in uns einzugehn. Es gehört aber hiezu ein sehr großer Hunger des Herzens, und wird nicht geschehen noch lebendig empfunden werden, es werde denn in allen seinen Theilen erfüllt was geschrieben steht: »Er demüthigte dich, und ließ dich hungern, und speisete dich mit Man, das du nie gekannt hattest, und deine Väter auch nicht gekannt hatten; auf daß er dir kund thäte, daß der Mensch nicht lebe vom Brod allein, sondern von Allem, das aus dem Munde des Herrn gehet« (5 Mos. 8, 3).

Man will wissen, eine fromme Person habe in entzückter Andacht in der Kirche die aufgestellte Hostie leuchten sehen. Ist dieß wahr, so beweist es noch keineswegs, daß jede Hostie durch die Consecration in den Leib Christi verwandelt wird oder ihn in sich behält. Im Dornbusch erschien der Herr seinem Propheten Mose im Feuer. Der Busch war nachher

vermuthlich was er zuvor gewesen, wiewohl er durch des Herrn Gegenwart geheiligt war.

Man wird jedoch eben darum das geweihete Brod und den geweiheten Wein, wenn sie nicht genossen werden, als durch den Segen ehrwürdig und dem Heiligthum verbunden, vor Mißbrauch zu bewahren wohlthun; obgleich die Wandelung im harten Sinn des Tridentinischen Conciliums eine verwerfliche Vorstellung ist, da die Gestalten, als Naturkörper, physischer Veränderung unterworfen bleiben. Dieses ist in Liebe zu sagen erlaubt, nachdem das Tridentinische Concilium mit seinem durchgängigen erschrecklichen: Anathema sit! jener Vorstellung keine größere Würdigkeit verschaffen kann.

Zur Verhütung alles Mißverstandes beantworten wir die aufgestellte Frage: Bedarf es des äußerlichen Abendmahls? noch kurz dahin: Ja, zur Stärkung unsers schwachen Glaubens, welcher sichtbare Mittel braucht, um unsichtbare Gaben zu empfangen; Nein, sofern davon die Rede ist, daß wir das unsichtbare Wesen und Leben des Heilandes täglich in glaubiger Andacht in uns aufnehmen sollen; ein Geheimniß der allwaltenden Gnade Christi, welches wir nicht glauben würden, hätte uns der Herr nicht durch die Stiftung des sichtbaren Abendmahls und dessen stets fortwährenden Ge-

brauch leibhaftig davon überzeugt. Unsere Rede hat also keineswegs die Absicht, das äußere Sacrament für überflüssig zu erklären, sondern bemerklich zu machen, was die Hauptsache dabey ist, und vielmehr zu ermahnen, es gern und oft, aber im rechten Sinne zu genießen.

VIII.

Aus dem Wunderbüchlein.

Zu den wenig bekannten Büchern gehört die mir von Freundes Hand mitgetheilte »Gründliche Nachricht von einer begeisterten Weibsperson, Annen Elisabeth Lohmannin von Horsdorf in Anhalt-Dessau, aus eigener Erfahrung und Untersuchung mitgetheilet von Gottlieb Müllern, Probst und Superintendenten in Kemberg, auch Ehrengliede der Gesellschaft der freyen Künste in Leipzig«, Wittenberg bey Ahlfeld 1759; und »Anhang zur gründlichen Nachricht« rc. Frankfurt und Leipzig 1760. Bey Lesung dieses Buchs weiß man nicht, ob man mehr die Begebenheit selbst bewundern soll, oder die gewissenhafte Vorsicht des ehrwürdigen Verfassers, verbunden mit systematischem, kirchlich orthodoxen Unglauben, an welchem auch, obwohl endlich nicht so

ehr bey ihm, als bey seinen Gehülfen, die gehoffte plötzliche Heilung der Leidenden scheiterte. Denn er selbst mußte sich zuletzt von Dingen überzeugen, die er längst methodisch abgewiesen hatte, und es wurde der Kranken durch ihn wesentliche Hülfe zu Theil, obgleich ihre völlige Genesung in dieser Schrift nicht, sondern nur die Abnahme des Uebels aufgezeichnet ist. Diese Lohmannin war, als sie zu ihm kam, einundzwanzig Jahr alt, ein unschuldiges, christliches, verständiges Mädchen vom Lande. Sie behauptete, von einem jungen Jägerburschen, mit welchem sie keine Gemeinschaft haben wollen, bezaubert worden zu seyn, und dessen und seines Vorgesetzten verdächtige Aeußerungen machten das Unglaubliche eben so glaublich, als die Krankheit des armen Mädchens selbst es that. Diese war nicht mehr und nicht weniger, als eine sich abwechselnd äußernde Besessenheit, bey einem außer den schrecklichen Paroxysmen meist gesunden Befinden, weßwegen die leiblichen Arzneyen vieler und geschickter Aerzte durchaus nichts verfangen wollten. Viele hundert Personen aber waren Augenzeugen von der Sache, und der Verf. lud Jedermann, besonders die Gelehrten, zur eignen Ueberzeugung ein, zumal da es nicht an Mißdeutungen und falschen Gerüchten fehlte. Zu unserer Zeit

würde man sogleich an Magnetismus und Somnambulismus gedacht haben, was deßwegen so unrecht nicht wäre, weil zu diesem Reich im Allgemeinen alle ekstatische Zustände, weß Ursprungs sie auch seyn mögen, gehören, und weil sich auch hier Erscheinungen einstellten, die mit den gewöhnlichen magnetischen Aehnlichkeit und vermittelst der Nervenaffection wirkliche Verwandtschaft haben. Doch möchte der beliebte Subjectivismus, der Alles glaubt, nur nicht was an der Sache ist, hier um etliche Schritte zurücktreten müssen, es gelänge ihm denn, aus einer Anzahl redender und handelnder Subjecte ein einziges, oder was dasselbe ist, aus einem viele zu machen, wie in gewissen Comödien geschieht. Man hätte ihm auch weit neuere Beyspiele ähnlicher Art entgegenzuhalten; doch die Lohmannin mag für jetzt genügen. Ihre Krankheit fing mit einem plötzlichen Reißen in den Füßen an, es folgte Ermattung, und von da die schrecklichsten Convulsionen und Verdrehungen der Glieder, wobey das Uebel in verschiedenen Theilen des Körpers umherirrte, bis endlich »das Böse« in der Person des Jägerburschen aus ihr zu reden anfing, dann aber auch nach und nach vier Engel mit verschiedenen Stimmen durch ihren Mund redeten und sangen, und in Gemeinschaft mit den Seelsorgern

die finstere Gegenmacht bekämpften, die Leidende ermahnten, trösteten und im Vertrauen auf die göttliche Hülfe stärkten. Sie selbst hielt zuweilen so vortreffliche Reden in ihrer Entzückung, daß der Verf. behauptet, nur die vereinigten Gaben der berühmtesten Kanzelredner hätten etwas Aehnliches hervorbringen können; sie sprach aber zu schnell, als daß Alles hätte können aufgeschrieben werden, zumal bey der unerträglichen Hitze, welche die Anwesenheit von ein oder mehrern Hundert Menschen verursachte. Sie sang auch improvisirte Lieder, die freylich nicht kunstgerecht und mit Reminiscenzen untermischt waren, und nach den Proben zu urtheilen, mehr das Bedürfniß ihre Empfindung auszuströmen bewiesen, als daß sie ihren geistreichen Aussprüchen und Bitten in ungebundener Rede gleich kämen. Neben den mündlichen Bedrohungen des Bösen von Seiten der Seelsorger kommen Besänftigungen durch Handauflegen, Zu- und Abneigung der Kranken gegen ihre Behandler, Wahrnehmung verborgener Dinge und dergleichen, wie in den magnetischen Krisen vor. Man würde aber die Geschichte mit Unrecht für eine solche magnetistische halten, wobey nur körperliches Leiden und Wirken, etwa mit festem, frommen Willen zu helfen verbunden, und nicht ein Mehreres vorhanden

gewesen wäre, wie aus dem treuen Bericht, dessen Verf. zwar noch nichts vom Magnetismus wußte, erhellt. Einem bloß telluristischen Magnetisirarzt, »der da ist von der Erde und redet von der Erde«, hätte es dabey wohl so schlimm ergehen mögen, als den Söhnen Skevas. Hier bedurfte es geistlicher Hülfe. Wir wollen aus dem Buch selbst ein Paar Stellen ausziehen, welche die Form und den Verlauf der Krankheit kurz andeuten. Anhang S. 107: »Die Patientin gibt zu erkennen, daß zu der Zeit, wenn die Krankheit ruhet, sie doch ihren Sitz bald unter den kurzen Rippen der linken Seite, bald gleich über der linken Hüfte, bald grade unter der Herzgrube, über oder unter dem Diaphragmate, zu haben scheine, und manchmal daselbst fühlbar-schwer ruhe, manchmal aber sich, gleichsam als eine hin und her laufende Maus, bewege, und von da, wie es auch der Augenschein gibt, sich zuweilen auf einmal und plötzlich in alle Glieder, zuweilen in ein und ander Glied besonders, zuweilen in einige Glieder, die mit einander verbunden sind (z. E. aus der Brust in den Hals und Arme, vom Halse in den Mund, Lippen, Nase, Augen und Stirn, und von da wieder nach gerade herunter bis in die Füße u. s. f.), zuweilen aber in einige Glieder mit Ueberhüpfung der

Zwischenglieder (z. E. aus dem Unterleibe bloß in die Finger, von da bloß in die Augen u. s. f.) erstrecke« — wozu denn Starrkrämpfe, Lähmungen, Convulsionen, Auftreibung des Leibes, Schwanken in demselben wie wallendes Wasser, Schlucken, Schmatzen, Klatschen mit der Zunge und viel andre wunderliche Bewegungen kamen. S. 111: »Von der Osterzeit 1756 an ist es eine bloße außerordentliche, heftige und convulsivische Nerven-Krankheit gewesen. Hiezu hat sich eben um diese Zeit im folgenden Jahre 1757 eine sogenannte böse Sprache oder Begeisterung gefunden, da die Patientin in der Person des Jägerburschen, Tietzens, öfters geredet, [gelacht] gehetzet und gepfiffen, auch verschiedene seiner Handlungen, als Trinken, Schnupftaback nehmen, den Degen umschnallen, nachgemacht; auch dieses Böse seit dem Julio oder August 1759 öfters ausdrücklich und ohne Verstellung als einen bösen Geist sich zu erkennen gegeben und also geredet hat. Um Fastnachten dieses gegenwärtigen Jahres 1759 ist auch eine sogenannte gute Sprache oder Begeisterung hinzugekommen, da die Patientin mehrentheils in der Person eines Engels, oder ihres Schutzgeistes, lange begeisterte Reden gehalten, auch in ihrem Namen begeisterte Gebete gesprochen hat. Seit dem 2. Jun. 1759 hat auch die-

ser Engel meistentheils, und zwar bald allein, bald in Gesellschaft zweener andern Engel, mit veränderten Discant- Alt- und Tenor-Stimmen in Versen gesungen und geredet; wozu noch seit dem 1. August 1759 der vierte Engel mit einer übermäßig hohen Discantstimme gekommen; welche Engel sich Gabriel, Goel, Elisy und Eli nennen, und sonderlich seit dem Ende desselben Monats ausdrücklich versichern, daß zwar der eine ihr beständiger Schutzengel gewesen sey und allzeit bleiben werde, die andern drey aber demselben zum Beystand wider den Satan, der mit seinem höllischen Heere den Leib dieser Tochter quäle, von Gott zugeordnet wären, wie sie denn auch alle viere, wenn ihnen sichtbare Engel, Diener Christi, mit Gebet und Gottes Wort zu Hülfe treten würden, die Feinde gänzlich zurückschlagen, und hierauf die drey letztern Engel auch von der Patientin Abschied nehmen würden; wobey sie denn auch versichern, itzt sey die Sache zur Beförderung der Absichten Gottes recht angefangen, und es sey nicht mehr zu besorgen, daß die Handlung der Diener Christi, wie die zwey vorigen Male, da keine völlige Hülfe erfolget, vergeblich seyn werde, dafern dieselben nur dabey freudig und glaubensvoll wären, immaßen auch die Kraft des Allerhöchsten mich und die andern Diener Christi

unterstützen werde.« — S. 114: »Die Krankheit ist anfangs ungemein heftig und wüthend gewesen, so daß sich auch solche Zusammenziehungen und Verdrehungen des Körpers und der Gliedmaßen vor- und hinterwärts, auch sogar seitwärts dabey gefunden, die man Emprosthotonos und Opisthotonos u. s. f. nennet, da auch zuweilen die Rippen mit einem Knacken aus- und nach dem Paroxysmo wieder eingesprungen sind. Allein seitdem die außerordentlichen Tröstungen durch die gute Sprache gekommen, nämlich seit Fastnachten 1759, sind solche Zufälle hinweggeblieben, die Schmerzen sehr gelindert, und die Patientin ist jedesmal nach einer begeisterten Rede wieder völlig gesund und munter worden«, u. s. w. — Was die zweymal mißlungenen oder nur halb gelungenen Versuche eines feyerlichen Exorcismus betrifft, so gilt auf die Frage: »Warum konnten wir ihn nicht austreiben?« noch immer die Antwort: »Um eures Unglaubens willen« (Matth. 17, 20). Wenn der Verf. dazu (nach langem Zweifeln an diesem Beruf) Diener der Kirche oder Priester zu verlangen scheint, indem die Berührungen oder Bedrohungen an den bösen Geist von Layen niemals Wirkung gethan, vielmehr Schmerzen zurückgelassen, so hat er in so fern Recht, als er S. 126 sagt: »Ich

weiß von solchen und dergleichen Dingen keine andre Ursache anzugeben, als diese, daß der Satan vor denjenigen, die sein Ueberwinder sich zu Gesandten und Boten erwählet, und die dem Reiche des Satans durch den Vortrag des göttlichen Worts Abbruch thun, so ohnmächtig und schwach sie gleich für ihre Person sind, Furcht und Schrecken empfinden müsse, und daß sich Gott an seinen Knechten verherrlichen, auch dadurch anzeigen wolle, daß er zu seiner Zeit der Patientin auch vermittelst des Beystandes seiner Diener völlige Hülfe schaffen wolle.« — Denn der Unterschied zwischen dem geistlichen und weltlichen Stande kann an sich, selbst in Folge der Ordination, keine Verschiedenheit in der geistlichen Kraft bewirken; er ist seit aufgehobenem Levitismus eine menschliche Einrichtung, die Gaben werden nicht nach äußern Ständen verliehen, und nicht alle begabte Christen sind Heiler und Wunderthäter (1 Kor. 12, 9. 10. 28 —30); Timotheus sollte erst die Gabe in sich erwecken, die ihm durch Handauflegen mitgetheilt war (2 Tim. 1, 6. 1 Tim. 4, 14), die Aeltesten oder Presbyteri der Gemeine (bey denen allerdings die meiste Glaubenskraft vorauszusetzen war) sollten nicht durch ihren Stand, sondern es sollte an ihnen »das Gebet des Glaubens dem Kranken helfen« (Jak. 5, 15),

und unser Verf. selbst erklärt, daß Müdigkeit und Schwäche der Andacht dem Wirken, welches hier erfordert wurde, bey ihm hinderlich gewesen sey. S. 125: »Woher kommt es, daß, wenn meine geistlichen Kräfte schwach sind, die Andacht ermattet, oder das Gemüth wegen andrer Vorfallenheiten zerstreut oder beunruhigt ist, daß alsdann mein geistlicher Beystand von weit geringerer Wirkung als sonst ist?« — Er verwahrt sich auch gegen die Mißdeutung seines Exorcismus, S. 127 Anm.: »Nur erinnere ich denen zu Gefallen, welche sich von einem Exorcismo keinen richtigen Begriff machen, daß ich kein Beschwören, Teufelsbannen u. dgl. unternommen habe, sondern ein solches Schelten, Bedräuen und Gebieten wider den Satan, dergleichen die reinsten und größten Lehrer unserer Kirche, z. E. Luther, Chemnitius, Scriver, Dannhauer u. a. selbst unternommen oder gebilligt haben.« — Wer übrigens deßwegen, weil der böse Geist und die Engel aus der Kranken oder durch ihren Mund geredet und gesungen haben, folgern wollte, daß dergleichen Geister gar nicht dagewesen, sondern die Patientin alle diese Rollen, wo nicht als Betrügerin, doch als Verrückte selbst gespielt, der sehe nur die Dämonischen des N. Testaments an, wofern er sie dafür hält. Geistige Wesen reden häufiger als

wir denken aus Menschen, die ihre Werkzeuge sind. Aus den Jüngern Christi redet der heil. Geist (Matth. 10,20). Eine häufige Redensart, die ihren Grund hat, ist: »Das redet kein guter Geist aus dir!« So heißts auch bey Hiob: »Mit wem redest du? und wessen Odem geht von dir?« (C. 26, 4. vergl. 1 Kön. 22, 22. 24.) — Die Begebenheit gehört unstreitig unter die Besitzungsgeschichten. Wer nur die mindeste Kenntniß aus ähnlichen Berichten hat von der Art, wie sich der niedrige Pöbel der Hölle (denn auch hier ist Unterschied) in den Besessenen zu betragen und auszudrücken pflegt, was bey den Dämonischen des N. T. deßwegen nicht ganz wahrzunehmen ist, weil ihre unanständigen Reden in so heiligen Schriften nicht aufgezeichnet werden konnten; wer zusammenhält, was in dieser charakteristischen Art an sehr entfernten Orten und Zeiten von bösen und von guten Geistern geredet worden ist (deren letztere auch nicht gleiche Kraft und Weisheit besitzen): der kann, er läugne denn die Schrift, nicht an dem objectiven Thatbestand zweifeln, und macht sich außerdem zum Richter über Streitfragen, von denen er weder die Theorie noch die Acten studirt hat, wohl aber, wie ein fauler Justizmann, eine selbstbeliebige Einbildung an deren Stelle setzt. Es kommt hier

nicht auf die Lohmannin oder andre Gequälte, sondern auf das Wort Gottes an, das man aus hohler Selbstweisheit zum lügenhaften Volksbuch machen will. Man möchte wohl sehen, was ein solcher Erklärer dazu sagen würde, wenn er eine Criminalgeschichte zu referiren hätte, und man ihm entgegnete, daß das Alles in seiner Art liege, die Sache anzusehn. Der doppelte Subjectivismus, wonach erstlich die Berichte für Sachansichten der Erzähler erklärt werden, und wenn sich ähnliche Dinge zur Bestätigung unter unsern Augen zutragen, sie für bloße Einbildungen der Sehenden gehalten werden, ist selbst nur eine beliebige subjective Vorstellung, die sich uns wider die Bibel und den klaren Augenschein zur Norm des Urtheils aufdringen will. Sehr lächerlich haben gewisse sogenannte Philosophen den Schreiber und Herausgeber dieses bezüchtigen wollen, als wittere er überall den Teufel, Andre, besonders Theologen, haben ihn überhaupt zu einem Geisterseher gemacht. Er will nichts als das Ansehn der geoffenbarten Wahrheit retten, und behauptet, daß eine Geschichte wie die der Lohmannin, anstatt vergeblicher Furcht, vielmehr mit der Verachtung des Reichs der Finsterniß große Glaubensstärkung darbiete. Die modische Lehre aber von der allgemeinen Subjectivität der Geisterer-

scheinungen ist einer der feinsten Kunstgriffe, womit Satan der Weltklugen spottet, und den Unglauben auf die Spitze führt. Ehedem sagte man: Was die Augen sehen, das glaubt das Herz; aber heut zu Tage heißt es: Was deine Augen sehen, das darf dein Herz nicht glauben; es ist bloßes Phantasma, aus deiner schöpferischen Imagination hervorgegangen. Da gilt also recht: »Sie werden nicht glauben, ob auch Jemand von den Todten auferstünde.« Denn was nicht handgreiflich ist, das ist Einbildung, wenn auch subjectiv unläugbar. Die ganze unkörperliche Welt, auch die in der Bibel geschilderte, ist ein Traum.

Im Literaturblatt des Morgenblatts von 1831, Nr. 107, wird eine lehrreiche Schrift angezeigt: »Skitze einer allgemeinen Diagnostik der psychischen Krankheiten, von Dr. J. B. Friedreich.« Darin ist von dem »Zusammenhang des religiösen Irrseyns mit der Sexualsphäre« die Rede, oder der Verwandtschaft zwischen frommer Schwärmerey und Sinnlichkeit, deren erstere häufig aus Mangel an Befriedigung der letztern entspringt. Hiebey wird gesagt: »Die Prophetin Poniatowna hörte auf zu

weissagen, als es ihr glückte, einen Mann zu heirathen; die vielfach exorcisirte Lohmann wurde eine vernünftige Hausfrau, als sie die Befriedigung der ehelichen Liebe genoß« — »Dieses Wechselverhältniß zwischen dem religiösen Irrseyn und der Geschlechtssphäre ist endlich noch so stark, daß sogar solche Stoffe, welche auf die Genitalien wirken, diese Form des psychischen Erkrankens besonders hervorzurufen im Stande sind« — z. B. die Datura. Wir erfahren also hier, daß die Lohmannin wirklich heil geworden sey und geheirathet habe; dieß letztere ist von der Christina Poniatowna aus der zweyten Periode ihres Lebens gleichfalls bekannt. Daß aber die Seherin Poniatowna sich in einem religiösen Irrseyn befunden habe und hievon durch die Befriedigung des Geschlechtstriebs genesen sey, ist weder historisch noch psychologisch richtig. Dasselbe wird nun auch von der Lohmannin zu behaupten seyn. Beyde hatten wirkliche und nicht Wahnekstasen; krankhaft aber kann Alles heißen, was von dem normalen, gemeinen Zustand abweicht. Daß zu dessen Herstellung die Stillung des sinnlichen Bedürfnisses beytragen und ihn befestigen kann, daß diese Richtung auf eine andre Art der Liebe, des Genusses und der Gemüthsbeschäftigung, den Rück-

schritt in die vorige Beschaffenheit des innern Lebens hindert, ist wahr und bey übrigens kräftigen Personen, deren natürliches Lebensrad nur augenblicklich aus der Bahn getreten ist, möglich. Aber die Sache hat einen andern Grund als das Irrseyn oder den Wahn, und nicht alle Verrückung der innern Thätigkeit ist Verrücktheit im Sinne des Wahns, wir wissen nur am meisten von dieser. Warum springen wir sogleich von der gemeinen Norm zum Auswuchs der ungemeinen hinüber? Wenn Jemand Anlage zur Mechanik hat, muß er darum sogleich ein künstlicher Dieb werden? oder wer Anlage zur Zeichenkunst hat, spöttische Zerrbilder hervorbringen? oder ein poetischer Kopf rasend werden? Der Geschlechtstrieb ist die natürlichste Leidenschaft des Menschen, und die unschuldigste im Verhältniß zu Hochmuth, Zorn und Geiz, wenn diese auch mit ihr in Verwandtschaft ständen. Er ist eigentlich das große Triebrad aller irdischen Bewegung, verzweigt sich durch die Künste und bis ins Geistige, wo sein Ursprung ist. Hier ist die Quelle der Liebe, die durch die seelische (ästhetische) Region in die physische ausläuft, und in dieser oft genug durch grobes Eingemische verschlämmt wird. Wenn sich nun der natürliche Trieb zu seinem Ursprung wendet, und dort

anschaut und genießt, was ihm in der niedern Gestalt versagt ist; oder wenn sein Geschäfte dadurch schweigt, daß ein anderes, oft edleres Interesse, oder eine andre Gewalt, sich des empfänglichen Gemüthes bemeistert, und er wieder laut wird, wenn diese verschwindet, ja wenn er durch öftere Sättigung seines Verlangens nun dem Leben eine Gewohnheit mittheilt, welche es den übersinnlichen Eindrücken entfremdet: ist es hier erlaubt, sogleich von Irrseyn und Wahnwitz zu reden, der durch die körperliche Lust geheilt worden sey? Daß dieses bey hysterischen Leiden häufig geschieht, ist nicht zu läugnen; aber nicht alle Ekstasis ist Hysterie, wenn auch dieses Uebel Ekstasen erzeugt. Schon Theokrit sagt mit Recht, es sey für die Liebe kein andres Heilkraut gewachsen als die Poesie, und alle warme Herzen haben von jeher ihre Sehnsucht in Gesängen ausgeströmt und durch die Kunst getröstet. Dieß ist der Geschlechtstrieb in seelisch-geistiger Gestalt und Stillung. Ist der Sinn zu Gott gezogen, so werden Stimmen der Andacht daraus, oder auch plastische Darstellungen der frommen Begierde; und dieser kommt zuweilen wesentlich entgegen, was ihr mächtiger Hunger verlangt. Die Einbildungskraft ist das Organ der Mittheilung, der Mund und das Auge

der Seele, aber die Sache darum nicht Einbildung, bloß subjectiv oder Wahnsinn. Ueberhaupt aber sind diejenigen Menschen am thätigsten, welche mit starken sinnlichen Reizen behaftet sind und mit ihnen zu kämpfen haben. Die Thätigkeit kämpft solche nieder, und das ist eigentlich der Grund aller Mühen dieses Erdenlebens und des Hausstandes insonderheit, weil bey bequemer Trägheit der Naturtrieb mit seinem üppigen Gefolge die höhere Natur des Menschen vollends unterdrücken würde. Darum wird seine Befriedigung erschwert und verbittert, und wenn er nun eine bessere Richtung nimmt als die thierische, wäre sie uns auch unbegreiflich, oder er gar nicht mehr kennbar darin, eine ganz umgestaltete Geschäftigkeit unsers nie ruhenden Strebens, ein ganz anderartiges Wachwerden desselben daraus wird: wer gibt uns das Recht, es ohne Unterschied Irrseyn und Wahnsinn zu nennen? Werden wir dann nicht etwa Jenen gleich, welche sprachen: Sie sind voll süßen Weins? — Physisch genommen ist allerdings auch die göttliche Begeisterung eine Krankheit, denn sie kommt nicht von Fleisch und Blut, und thut diesen sogar weh, der Mensch ist manchmal wie ein Todter, wenn das höhere Reich der Dinge sich ihm kund gibt, wie wir aus der Bibel wissen (vergl.

Dan. 7, 28. C. 8, 27. C. 10, 8. 9. 16. 18. Offenb. 1, 17). Aber das sind eben die Gegensätze des niedern und höhern Lebens, die sich hiebey an den Tag geben, »des Fleisches und des Geistes,« wovon eins das andre unterdrückt. Sinnliche und übersinnliche Liebe, höheres und niederes Geschäfte, stehen mit einander in Feindschaft, und dennoch sind sie aus Einer Wurzel, gehen darum leicht in einander über, vermischen sich auch auf halbem Wege, und gebären alsdann bald herrliche und erbauliche Ideale, bald Wechselbälge des Aberglaubens, des Lasters und des Fanatismus, je nachdem das Himmlische oder das Irdische bey der Hervorbringung die Oberhand hat, ja das Höllische influirt. Ein ander Mal ertränkt sich die Liebe im Wein, ein ander Mal stürzt sie sich in den Abgrund der Wissenschaften, schafft dort endlich Wassertonnen, hier geistreiche, gelehrte Männer. Beydes ist in den Klöstern geschehen, wo durch die Vereinzelung der Geschlechter sich der Naturtrieb in den mannigfachsten Gestalten durch alle Stufen hindurch von der höchsten und heiligsten bis zur schmutzigsten und abscheulichsten ausgeboren hat. Nur aus dieser Uebersicht der Verhältnisse erwächst ein gesundes psychologisches Urtheil, aber nicht aus der Einseitigkeit der bloßen Körper-

wissenschaft, so wenig als aus der Schwärmerey, die alles Ungemeine heilig spricht, und von der Verbindung zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren, zwischen dem Guten und Bösen, wenig ahndet. Die getödtete Sinnlichkeit bringt Früchte des Geistes, sie steht in einer Art von Verklärung wieder auf als wahre Weisheit und himmlische Liebe; die getödtete Geistlichkeit bringt Früchte des Fleisches und der Sünde. Von Natur sind wir todt für das Geistliche, darum handelt sichs vom Absterben, aber freylich nicht vom eigenwilligen, sondern von derjenigen Zähmung der sinnlichen Leidenschaften, welche das Wort Gottes und unser Geschick uns vorschreibt (vergl. Gal. 5, 16. 17. Coloss. 3, 1 ff.). Kommen bey diesem frommen Verhalten besondre Gaben über einen Christen, so hat er wohl auf seiner Hut zu seyn, um sie zu bewahren; denn versinkt er wieder in die alte Natur, so verschwinden sie, und das vielleicht auf immer. Wird aber eine Person wie die Poniatowna, wie die Lohmann, nur auf einige Zeit zur Zeugin göttlicher Macht und höherer Wahrheit gebraucht, so kann ohne ihr Verschulden ihr besonderer Auftrag, ihre Last, zu Ende gehen, und sie wird dann dem normalen Leben zurückgegeben, um irdische Geschäfte zu verrichten, Kinder zu zeugen,

hauszuhalten. Das nennen wir dann *geheilt*, und vom leiblichen Standpunkt aus mit Recht; halten wir aber das vorhergegangene Befinden unbedingt für eine Seelenkrankheit, so kann unser Urtheil selbst überaus krank seyn. Im Gegentheil wirkt jene vermeinte Krankheit in der Folge bey Menschen guten Willens eine bleibende geistige Gesundheit, standhaft frommen und verständigen Sinn, wenn sie fortan im gewöhnlichern Wege fortgeleitet werden, und es ist ein Beweis des Rückfalls in Sünden und des Abfalls, wenn sie das, was ihnen begegnet ist, läugnen oder für Spott achten; ihre Verantwortung ist dann sehr groß (vergl. Hebr. 6, 4—6). Man erkenne aus dem Gesagten, das ja doch wahrlich ganz unparteyisch ist, und den Irrwahn so wohl zugibt bey außergewöhnlichen Zuständen als das Wesentliche, wie äußerst schwer es ist, wissenschaftlich recht zu richten in der Theorie und deren Anwendung, ohne das Wort Gottes und dasjenige Licht hinzuzunehmen, welches aus ihm uns leuchtend Alles allein aufklärt und zurechtlegt. Die eine Aufklärung durch den eigenen Geist suchen, sind irre, und das ist mehrentheils das Schicksal der heutigen Gelehrsamkeit. Wenn wir nicht umkehren und Kinder Gottes werden, so kann uns weder das Kopf-

brechen der Logik, noch der reichste Schatz an Büchern und Erfahrung weise machen; alle Schärfung des Urtheils und alle Bereicherung des materialen Wissens, welche uns nach jener gottseligern Periode, der noch ein Leibnitz lebte, zugewachsen ist, ist und bleibt dann zwecklos, unfruchtbar, täuschend und gefährlich.

2.

Schon in der ersten Sammlung der Blätter für höh. Wahrh. S. 351 ff. ist vor falschen Weissagungen oder deren unrichtiger Anwendung gewarnt worden, und die Wiederholung dieser Warnung ist besonders in stürmischen Tagen nöthig, wo die Leute ängstlich harren der Dinge, die da kommen sollen. Man greift nach alten und neuen Prophezeihungen ohne Unterschied, traut ihnen ohne Prüfung, und die Unglaubigen beweisen sich hier meist abergläubischer als die Glaubigen. Diesen genügt das Wort Gottes; die sich aber auf Menschenwort verlassen zum Unglauben, thun es auch zum Aberglauben. Die entferntesten Gesinnungen treffen zusammen in der menschlichen Schwachheit. Hier machen sich Schwärmer ein eigenes Geschäfte daraus, ihre Einbildungen an Mann zu bringen, sind aber noch achtungswerth gegen die, welche bloß aus Gewinnsucht prophetische Raritäten ausbieten, oder die sich

gar nur an dem Leichtglauben der Menschen belustigen wollen, dabey die Absicht haben, wenn ihr Betrug entdeckt wird oder sie ihn endlich selbst eingestehen, damit allen Glauben umzustoßen. Mystificationen der letztern Art, erlogene Wunder und Weissagungen, gehören dem Vater der Lüge an, und die er hiebey zu Werkzeugen gebraucht, werden sein Loos zu theilen haben (Offenb. 22, 15). Das Buch der Weissagung, von Gott selbst aufgeschlagen und von Zeit zu Zeit gemehrt, rächt seine falschen Zusätze wie seine Minderung (s. das. V. 18. 19). Der sogenannte fromme Betrug unterliegt nothwendig einem Gericht, wobey dessen Zweck wird gewogen werden, der unfromme aber der Verdammniß. Nie zwar kann der Zweck die Mittel heiligen, wenn diese in sich böse sind, aber die pia fraus kann aus thörichter Unwissenheit begangen werden, aus der Meinung, man thue Gott einen Dienst damit. Die impia fraus weiß, daß sie mit ihrem faulen Wind das Glaubenslicht auslöschen will, indem sie hofft, wenn die Wahrheit an den Tag komme, werde Jedermann sagen müssen: So steht es mit allen diesen Dingen! — Aber sachte! wir haben ein festes prophetisches Wort, an das der Glaubige sich hält und sicher ist; man kann ihm das weder durch Läugnen

noch durch bejahende Gaukelspiele nehmen. Ließe er sich auch durch falsche Münze für den Augenblick täuschen, so wird man ihn damit nicht überreden, daß all sein Gold gleicher Art sey; vielmehr könnte es ja keine falsche Münze ohne ächte geben, und wer zuletzt Schande davon hat, ist der Falschmünzer allein. Es ist eine geringe Kunst, Mährchen der Wahrheit ähnlich zu schmieden; Kinderwärterinnen können sie, und kein Romanschreiber ist so unbedeutend, der sie nicht besitzen müßte. Viel größer aber ist die Kunst, sich zu rechtfertigen, wenn man die Welt betrogen hat, und es ist da, wo sichs von heiligen Dingen wie Wunder und Weissagungen handelt, durchaus kein Scherz verzeihlich. »Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!« Die Zukunft ist Gottes Eigenthum; wer es verletzt, den wird es verzehren, und wer mit Wundern Lüge treibt, den werden sie verschlingen, daß er sich wundern wird.

Eine bezweifelte und doch sehr merkwürdige Prophezeihung ist:

Die zauberische Vision der Katharina von Medici.

Mündlichen Angaben zufolge hätte sich der handschriftliche Bericht hierüber in dem Privatnachlaß

Ludwigs XV. gefunden; die Geschichte war aber längst vor dessen im J. 1774 erfolgten Tode gedruckt. Inzwischen fragte schon Hauber nach dem Französischen Original, und ich weiß nicht zu sagen, ob es seitdem von einem Bücherkenner entdeckt und angezeigt worden ist. Die nähere Quelle ist der Europäische Niemand, der sich auf die Mémoires de Mr. Haillon beruft. Aus ihm schöpfte Hauber, ließ die Erzählung im 10. Stück seiner Bibliotheca magica im J. 1739 abdrucken; und nicht lange hernach erschien sie, ebenfalls von dort entlehnt, in dem »Europäischen Staatswahrsager«, und in den »monatlichen Unterredungen von dem Reiche der Geister«, überall vor der Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo man nicht wußte, was man aus dem Ende des Gesichts machen sollte. Später, zur Zeit der Französischen Revolution, wurde sie aufs neue hervorgezogen. Hauber sah sich nach den Mémoires de Mr. Haillon um, und verfiel auf die Histoire de France und den Etat de France von Bernard de Girard Sr. du Haillan, die aber nicht bis auf Katharina von Medici reichen (s. dessen 15. Stück), zweifelte daher an dem Daseyn der Originalschrift und an der Wahrheit der Geschichte, und nannte sie endlich (im 26. St. v. J. 1741) ein »fabelhaftes, altes

und ungegründetes Mährchen.« Der Europäische Niemand spricht hierüber also: »Sollen wir sagen, es sey die ganze Relation eine Erfindung eines sinnreichen Kopfs, so streitet es wider die historische Wahrheit. Denn das Buch, darinnen diese Geschichte zu befinden, ist sehr alt, und Monsieur Hanillon« [so steht, vielleicht falsch, an dieser Stelle im Europ. Staatswahrsager gedruckt, vorher Haillon] »hat zu einer solchen Zeit gelebt, da er nicht hat errathen können, was sich lange nach seinem Tode zugetragen.« — Bey der Menge der Bücher und Zeitschriften ist es kaum möglich zu wissen, ob jetzo die Mémoires de Mr. Haillon oder Hanillon gefunden sind, wenn man nicht zufällig auf eine solche Notiz geführt wird. Sollte aber Mr. Haillon selbst ein Europäischer Niemand seyn, oder sollte die Zauberscene selbst erdichtet seyn, so bleibt ihr Schluß höchst auffallend, indem sie nicht später als in den ersten zwanzig Jahren der 59jährigen Regierung Ludwigs XV. (reg. von 1715—1774) erfunden seyn könnte. Dann bliebe noch die Frage, wer oder welche Partey sie ersonnen hätte, und was der Zweck dabey gewesen wäre. Doch wir ziehen, ohne den Prolog zu verlängern, den Vorhang der nekromantischen Bühne auf.

Katharina, die Tochter Lorenzo's von Medici, Herzogs von Urbino, und Schwester Alexanders, des ersten Herzogs von Florenz, wurde 1533 mit König Heinrich II. von Frankreich vermählt. Sie war eine große Freundin von magischen Künsten; daß sie deren weiße oder schwarze Natur nicht sorgfältig unterschied, läßt sich von dieser ränkevollen Frau und nachherigen Mitanstifterin der Bartholomäus-Blutnacht (1572) vermuthen. Unter die Beweise ihrer Begierde nach verborgenen Dingen und für die Wahrheit der Mantik zählt man, daß laut einer alten Nachricht ein bekannter Florentiner Astrolog, Namens Lucca Gaurico, auf ihr dringendes Verlangen, zu wissen welches Todes ihr Gemahl sterben werde, ihr zur Antwort gegeben, er werde im Duell sterben; welches ganz unglaublich geschienen, weil der König von Frankreich nicht verbunden war, eine Herausforderung zum Zweykampf anzunehmen. In der That aber geschah es, daß als Heinrich bey der Hochzeit der Prinzessin Elisabeth im Turnier als Kämpfer auftrat und mit dem Grafen von Montgommeri stach, die Splitter von dessen gebrochener Lanze ihm durch das Visier des Helms ins Auge fuhren, und er einige Tage nachher (im Juli 1559) an dieser Wunde starb. Ob es nun Gaurico oder ein andrer Schwarz-

künstler gewesen, der den Vorwitz der Königin im Folgenden befriedigte, weiß der Erzähler der Geschichte nicht mit Bestimmtheit anzugeben, sondern nur, daß um zu erfahren, was ihr Gemahl und die künftigen Könige in Frankreich für ein Schicksal zu gewarten hätten, sie mit großer Mühe und Kosten einen berühmten Schwarzkünstler von Florenz herbeygerufen habe, welcher vermuthlich der genannte gewesen sey. Als derselbe angekommen war und das Verlangen der Königin gehört hatte, so sagte er zu ihr: daß er zwar dieses Alles bewerkstelligen könnte, jedoch müsse er ganz allein mit ihr in einem Zimmer seyn, darin sie solche entsetzliche Dinge zu sehen bekommen würde, daß sie, wie er gewiß glaube, nicht standhaft genug wäre, solches ohne tödtlichen Schrecken anzuschauen, da sie doch in der größten Lebensgefahr seyn würde, wenn sie ein Wort redete oder einen lauten Ton von sich hören ließe; ja, wenn sie alsdann aus Furcht davonlaufen wollte, so würde sie von den grimmigen Geistern in Stücke zerrissen werden. Allein diese Vorstellungen waren nicht fähig, die Königin abzuschrecken; sie war sehr ve rwegen, und ihr Vor witz überwog die weibliche Furchtsamkeit. Sie sagte zu dem Zauberer, sie wolle ihre Person rechtschaffen spielen, er solle nur das Seinige redlich thun, und

zwar so bald als möglich. Die Ausführung sollte auf dem großen Saal im Louvre vor sich gehen, und zwar in der Nacht. Die Königin vertraute sich Niemand als ihrem Hofmeister und einer alten Kammerfrau, welche sie bis in ein an den großen Saal stoßendes Zimmer mit sich nahm, wo diese beyden blieben, jedoch hernach von demjenigen, was in dem Saal vorging, nicht das Geringste hörten, obschon sie so nahe dabey waren.

Als die Königin mit ihrem Nekromanten in den Saal eingetreten war, und er die Thür hinter sich zugeschlossen hatte, so ermahnte er sie nochmals, sich wohl zu prüfen, und lieber ihre Neugier zu verläugnen, als sich in Gefahr zu stürzen, wofern sie nicht Muths genug hätte. Sie blieb aber bey ihrem gefaßten Entschluß, und befahl ihm, seine Künste ohne fernern Verzug sehen zu lassen. Demnach machte er mitten im Saal einen Kreis um sich herum, und fing seine Beschwörungen mit unbekannten barbarischen Worten an, worauf ein grausames Gepolter entstand, und ein königlicher Thron erblickt wurde. Sodann erschien ihr Gemahl, König Heinrich II., setzte sich auf den Thron, und fiel nicht lange hernach von demselben plötzlich auf die Erde. Der Zauberer hatte zuvor die Königin verständigt, daß diese-

nigen Könige, welche herunter gehen und verschwinden würden, eines natürlichen Todes sterben sollten, diejenigen aber, welche herunterfielen und verschwänden, würden gewaltsamer Weise umkommen. Wie nun oben angeführt, so starb Heinrich an einer Wunde im Haupt, und es wäre möglich, daß in Folge der Vision Katharina näher in die Art des Todes einzudringen begehrt hätte. Ferner hatte der Nekromant sie benachrichtigt, daß je länger ein König auf dem Thron bliebe, desto länger würde er in der Wirklichkeit regieren. Nach diesem stieg einer auf den Thron, welcher, wie der Ausgang lehrte, Franz II., der Königin ältester Sohn war. Er blieb aber nicht lange darauf sitzen, sondern begab sich bald wieder herunter und verschwand; wie denn dieser König nicht lange regiert hat (kaum anderthalb Jahr, vom Juli 1559 bis Dec. 1560). Hernach setzte sich einer hinauf, welcher weit länger sitzen blieb, bis er auch herunterging und unsichtbar wurde: des vorigen Bruder Karl IX. (von 1560—1574, anfangs als minderjährig unter Katharinens Regentschaft). Sodann kam ein andrer, der mit großem Tumult herunterfiel: Heinrich III., Katharinens dritter Sohn, von dem Dominicanermönch Jakob Clement ermordet (v. 1574 — 1589).

Nachdem nun die Königin das Schicksal ihres Gemahls und seiner nächsten Nachfolger, ihrer Söhne, gesehen hatte, so begnügte sie sich damit nicht, sondern fragte den Schwarzkünstler, ob er nicht noch mehr Könige zeigen könnte. Als er dieß bejahete und fernere Beschwörungen anstellte, so stieg eine kleine Person auf den Thron hinauf, worüber die Königin voller Zorn und Verwunderung ausrief: Hélas! voicy le petit Bearnois. Dieses Geschrey bekam ihr übel, indem die bösen Geister mit Ungestüm auf sie los stürmten, und ihr ohne Zweifel Schaden zugefügt haben würden, wenn der Künstler sie nicht mit Gewalt zurückgetrieben hätte, wiewohl es bey ihr nicht ohne Zittern und Beben abging. Die Ursache ihres Geschreyes war, daß sie diesem Prinzen, den sie aus Verachtung jederzeit le petit Bearnois nannte, von ganzem Herzen feind war. Es war nämlich der von dem kinderlosen Heinrich III. zum Nachfolger ernannte Sohn des Königs Anton von Navarra, nachmals Heinrich IV. oder der Große, Vater Ludwigs XIII. und Großvater Ludwigs XIV., im J. 1610 von Franz Ravaillac umgebracht. Als nun dieser König oder sein Schattenbild eine Zeit lang auf dem Thron gesessen hatte, dann herunterfiel und verschwand, so wollte der Florentiner in

seinem Handwerk nicht ferner fortfahren, sondern sagte: Weil er wohl sehe, daß die Königin sich des Redens nicht enthalten könne, so sey es besser, hier abzubrechen, damit sie nicht noch in größere Gefahr gerathen möchte, zumal da sie doch nunmehr schon Begebenheiten genug gesehen hätte. Sie wurde aber durch diese Ermahnung nur begieriger, und ersuchte ihn fleißig, in seiner Arbeit nicht müde zu werden, indem sie sich schon hüten werde, ihre Stimme nicht wieder hören zu lassen, bis die Erscheinung völlig zu Ende sey.

Daher ließ der Schwarzkünstler wieder einen König auf den Thron steigen, welcher eine lange Zeit, der nachfolgende aber noch länger sitzen blieb; beyde aber gingen, einer nach dem andern in ihrer Ordnung, wieder herunter und verschwanden. Diese waren, wie es die folgenden Zeiten klar gemacht haben, Ludwig der XIII. (von 1610—1643, mithin 33 Jahr) und Ludwig der XIV. (von 1643—1715, 72 Jahr).

Hierauf fing der Zauberer an, die Königin von neuem auf das inständigste zu bitten, sie möchte nichts Weiteres von ihm begehren, wofern ihr das Leben lieb wäre; denn sonst würden solche Dinge erscheinen, worüber sie nothwendig vor Furcht überlaut

schreien und hernach von den Geistern in tausend Stücke zerrissen werden würde. Allein sie wollte durchaus noch mehr sehen. Demnach fuhr er fort, und als kaum wieder ein König erschienen war, so entstand ein gewaltiger Sturmwind; die Fenster zitterten, der Saal schien sich zu bewegen, es erregte sich ein stinkender Dampf, als ob Pech und Schwefel brennte; endlich kamen verschiedene Ungeheuer hervor, welche sich auf das grausamste zerzauseten und herumbissen. Ihre Gestalt war so entsetzlich, daß es keine Zunge aussprechen kann; Löwen, Bären, Tiger, Drachen, Schlangen, Eydechsen und dergleichen Thiere und Ungezierer, wären gegen diese abscheulichen Ungeheuer für die angenehmsten Creaturen zu halten gewesen. Die Königin biß die Zähne zusammen, um nicht zu schreyen; jedoch hatte ihr Muth nun auch ein Ende, indem sie in Ohnmacht zur Erde niedersank, da immittelst die Ungeheuer wieder verschwanden. —

So lautet fast wörtlich und im Wesentlichen der überlieferte Bericht. Als in den 90r Jahren die Französische Revolution zu ihrem Gipfel stieg, so wurde man auf dieses Vorgesicht wieder aufmerksam, und deutete die Unthiere auf die bekannten Menschen und ihre Handlungen. In einem Büchlein: »Pro-

phezeihungen aus alten und neuen Zeiten auf die gegenwärtige große Staatsrevolution in Frankreich«, mit dem angeblichen Druckort Paris 1794, steht auch ein Abdruck, worin aber statt Ludwig XIII. und XIV. wie Hauber und der Europ. Staatswahrsager haben (vermuthlich nach dem Europ. Niemand, den ich noch nicht gesehen), gelesen wird: Ludwig XIV. und Ludwig XV. Dieses stimmt aber mit der Erzählung nicht überein, indem der zweyte von jenen Königen länger als der vorhergehende sollte auf dem Thron geblieben seyn, während Ludwig XV., obgleich lang, doch kürzer als Ludwig XIV. regierte. Freylich fehlt alsdann ein König; denn als der letzte erschienen war, so erhob sich schon der Sturm u. s. w. War dieser zuletzt erschienene Ludwig XVI., so fiele Ludwig XV. heraus. Hier zeigt sich also ein innerer Grund des Bedenkens gegen die Aechtheit der Geschichte. Allein entscheidend ist dieser Umstand nicht. Der Bericht kann an dieser Stelle mangelhaft seyn; die Weissagungen sind öfters im Hintergrund an sich selbst unvollständig; schon unter Ludwig XV. bereitete sich die nachherige Staatsumwälzung in den Gesinnungen und Sitten vor; es wehete schon der gefährliche Wind, und manche Bebungen begannen. Der Thron Ludwig XVI. ver-

schwindet gleichsam hinter dem luftverfinsternden Dampf, und »endlich« kommen die Ungeheuer zum Vorschein. Auf eine oder die andre Weise läßt sich die Erzählung vertheidigen, wiewohl man hier, auch der glaubwürdigen Nachrichten ungeachtet, welche im Eingang angedeutet sind, nicht gesonnen ist, die Sache für unwidersprechlich wahr zu erklären, sofern eine Beurkundung aus der Zeit Heinrichs II. dazu verlangt wird. Um jedoch so weit wie möglich zurückzugehn, bleibt weitere Nachsuchung, und zwar zunächst nach den angeblichen Memoiren von Haillon wünschenswerth.

Später bekam ich zu sehen 1) die älteste Ausgabe des Europäischen Staatswahrsagers: Bremen bey Nathanael Saurmann 1741, und 2) den Europäischen Niemand, 12 sogenannte (ganz dünne) Theile in einem Band mit Registern und mit Kupfern, ohne Druckort, 1717—1719 in 8. In des letztern 2tem Theil von 1717 steht die Geschichte. In der oben angeführten Stelle hat auch die älteste Ausgabe des Staatswahrsagers Hanillon, allein der Europ. Niemand hat Haillon, wie anfangs; folglich ist Hanillon ein bloßer Druckfehler. Bey

der Erklärung der zwey letzten erschienenen Könige nennt auch der Eur. Niemand: Ludwig XIII. und Ludwig XIV. Die Lesart des angeführten Büchleins: XIV. u. XV., ist also gänzlich falsch. Wenn nun auch die Worte des Europ. Niemand: »Rosimenes sagete: Ich besinne mich gleich jetzo auf ein altes Buch, les Mémoires de Monsieur Haillon genannt, darinnen eine sonderbare Historie zu befinden« rc. keinen Glauben verdienten: so ist doch dieses Stück des Europ. Niemand schon 1717, folglich zwey Jahre nach dem Regierungsantritt Ludwigs XV. erschienen, und das Concept wohl noch älter. Freylich war damals schon Ludwig XIV. todt, und man wußte daß er länger als sein Vorfahr regiert hatte. Allein da jetzt wieder ein neuer König auf dem Thron saß, so mußte dieß ja bey dem Verfasser des Europ. Niemand selbst Bedenklichkeiten erregen, und er kann wenigstens nicht der Erfinder der Erzählung gewesen seyn.

Ein gelehrter Literator hat wieder neuerlich (1831) nach den Mémoires de Mr. Haillon geforscht, aber nichts finden können. Auch dieses beweist noch nichts, und das Problem erwartet noch seine Erledigung.

IX.

Nachträge und Fragmente.

Die Auferstehung der Heiligen bey dem Tode Jesu. Bey der Stelle Matth. 27, 52. 53. findet sich eine doppelte Bedenklichkeit: 1) Standen die Heiligen alsbald auf, und verweilten sie in ihren Grabgewölben bis nach der Auferstehung des Herrn? oder auch, da eine verschiedene Interpunction im 53. V. möglich ist, gingen sie sogleich aus den Grabmählern, und kamen erst nach Christi Auferstehung in die Stadt Jerusalem? oder verhält sich solches anders, um so mehr da 2) 1 Kor. 15, 20. 23. Christus der Erstling unter den Entschlafenen, und Coloss. 1, 18. der Anfang und Erstgeborene von den Todten heißt? Einige nehmen an, diese Benennungen bezeichneten nicht sowohl den zuerst Auferstandenen nach der Zeit, als nach der

Macht und Würde, da in ihm selbst der Grund jener Auferstehung der Heiligen gelegen habe. Ferner wollen Einige übersetzen, nicht: »nach seiner Auferstehung«, sondern »nach seiner Auferweckung« (ἔγερσιν), und es activ auslegen: nachdem er sie auferweckt hatte. Man muß zuerst wissen, daß ἔγερσις und ἐγείρεσθαι eine zwiefache Bedeutung, und zwar im N. T. selbst hat: es heißt eben sowohl aufstehen, vom Sitzen, Liegen, Fall, als aufwachen, aufgeweckt werden, und das Substantivum sowohl die Auferweckung als die Auferstehung. Die Worte aber lauten buchstäblich so: »Und die Grabmähler wurden aufgethan (die Gräber öffneten sich), und viele Leiber der entschlafenen Heiligen wurden auferweckt (oder: standen auf); und herausgehend aus den Grabmählern (Gräbern), nach seiner Auferweckung (Auferstehung), gingen sie in die heilige Stadt, und erschienen (wurden sichtbar) Vielen.«

Die einfachste und wortgemäßeste Erklärung scheint folgende zu seyn. Die Natur schauderte von dem vergossenen Blut des Gottessohnes, die Erde bebte, in die Gräber und ihren Leichen drang Leben ein. Dieses Leben seines Blutes regte zunächst das körperliche Leben der Entschlafenen, die Leiber an,

die hier ausdrücklich genannt werden; der Funke der Auferweckung war in sie gefahren; sie wurden erweckt, aber später standen sie wirklich auf: beydes drückt das Wort ἠγέρθη aus. Erst nachdem Christus selbst auferweckt und auferstanden war, vereinigten sich mit ihren allmählich zur Verklärung erwachten und umgewandelten Leibern (ein Vorgang den kein Sterblicher sehen konnte) auch ihre Seelen, so daß sie wirklich mit Bewußtseyn auferstanden, die Gräber verließen, und in die Stadt kamen um sich zu zeigen. Das Participium: herausgehend (ἐξελθόντες) knüpft diesen ersten Satz des 53. Verses genau an das: sie gingen hinein (εἰσῆλθον), beydes läßt sich nicht wohl trennen; dagegen ist das: sie erwachten, wurden erweckt (ἠγέρθη) im 52. V. in diesem Sinne selbstständig, und schließt sich nur im Sinn von der wirklichen Auferstehung an V. 53 an. So bleibt also Christus recht eigentlich der Erstling unter den Auferstandenen, auch der Zeit nach; denn erst »nach seiner Auferstehung« wurde die Auferweckung und Auferstehung der Heiligen vollendet. Sie hatten in der Verwesung gelegen; er war zwar todt, wurde aber seinem Leibe nach bloß verwandelt, welches augenblicklich geschehen konnte, und die Wiedervereinigung der Seele und des Geistes

mit den abgestorbenen Körpern wurde erst durch die Kraft seines neuen Lebens begründet. Wenn wir daran denken, daß die Gebeine des Elisa einen Todten wieder ins alte Leben brachten (2 Kön. 13, 21), so ist der Fall gegeben, daß in einer Leiche Lebenskraft wohnen kann, ohne daß noch sie selber aufersteht. Eben solche Lebenskraft durchdrang die Leiber der Heiligen, und wirkte stärker als in dem des Elisa; aber die Auferstehung derselben kam erst durch die Wiedervereinigung mit den abgeschiedenen unsterblichen Theilen, die bis zur Auferweckung des Herrn darauf harren mußten.

Man denke sich, daß ein Holz lange fortglimmen kann, und immer heller glimmt, ehe es durch Zuströmen der Lebensluft in Flammen geräth. Eben so verhielt es sich mit den heiligen Leibern, die erst durch die Eingießung ihrer geistigen Theile lebendig und verklärt wurden.

Henochs Wandeln mit Gott. Von dem Erzvater Henoch (sein Name bedeutet: der Geweihete) sagt die Schrift, er habe mit Gott gewandelt, sey mit ihm umgegangen (1 Mos. 5, 22. 24). Luther übersetzt: »er führete ein göttlich Leben«; dieses ist nicht unrichtig: wer Gott im Herzen trägt, der lebt

und wandelt mit Gott, und führt ein Leben nach Gottes Sinn und Wohlgefallen, ein göttliches oder gottseliges Leben. Denn die Gottseligkeit ist die Richtung der Seele auf Gott, und die Uebereinstimmung mit seinem Gesinnen an uns. Aber das Wandeln mit Gott, wie es eigentlich heißt, begreift noch mehr. Ebendasselbe wird von Noah gesagt (C. 6, 9). Gott befiehlt dem Abraham, als er einen Bund mit ihm macht, seinen Namen ändert und ihm die Beschneidung gibt (C. 17, 1): »Ich bin der allmächtige Gott; wandle vor mir und sey fromm« (vg. C. 24, 40). David sagt von sich (Ps. 16, 8): »Ich habe den Herrn allezeit vor Augen«, oder eigentlich: »Ich habe den Herrn beständig vor mich hin gestellt«, setze mir ihn stets vors Gesicht. Ehe Moses mit der Erscheinung des Herrn persönlich redete (4. Mos. 12, 8), heißt es von ihm: »Er hielt sich an den Unsichtbaren, als sähe er ihn« (Hebr. 11, 27). Ohne Zweifel hatte Henoch, wie Noah und Abraham, Erscheinungen von Gott, und dieses ist alsdann der Umgang mit Gott im buchstäblichsten Sinne. Der allgemeine Sinn aber des Wandelns mit oder doch vor Gott kann es nicht wohl seyn, weil der Herr, indem er dem Abraham erschien, und dann wieder verschwand, ihm das Wandeln vor ihm,

also vor dem Unsichtbaren, als Gebot hinterließ. Mit Einem Wort: es ist die Vergegenwärtigung Gottes, welche eine Sache des Vorsatzes und der Uebung ist, und darin besteht, daß wir uns Gott stets als gegenwärtig vorstellen, und ihn im Grunde unsers Gemüths fühlen oder ihm nachspüren (vg. Apostelg. 17, 27. 28). Dieses Fühlen der inwendigen Nähe Gottes in einer geheiligten Seele, ist soviel als das Ergreifen der Regungen seines Geistes; und die Vorstellung von Gottes Gegenwart außer uns, weil wir uns nichts Uebersinnliches vorstellen können, geschieht im Ahnen eines unsichtbaren, geistigen Alles erfüllenden Lichts, oder in der Gestalt, welche er sich für uns gegeben hat, in der Vergegenwärtigung des Sohnes, unsers Heilandes. Es begegnet Manchem, besonders in den heiligen 40 Tagen nach Ostern, daß er sich angeregt fühlt, sich den auferstandenen Herrn als um und neben ihm wandelnd zu denken. Und weil Gott allgegenwärtig ist, mit seinem Geist in uns wohnen will, und unser Herr gesagt hat, er sey bey uns alle Tage bis an der Welt Ende: so ist ein solches Ergreifen der Nähe Gottes etwas vollkommen Richtiges, Erlaubtes und Pflichtgemäßes. Auch haben die heiligsten Männer in der Christenheit es mit dieser Uebung in der göttlichen Gegen-

wart also gehalten, und sie als den Schlüssel der Heiligung und der Vereinigung mit Gott empfohlen. Sie haben sich an den Unsichtbaren gehalten, als sähen sie ihn; sie haben ihn sich nicht ferne, sondern ganz nahe gedacht, haben auf diese Weise tief in und aus dem Herzen mit ihm geredet, und so die rechte Art des Betens erlernt, nicht zu dem Gott der ferne, sondern der nahe ist. Sie sind auf diese Weise zu einem frommen Ernst und einer heiligen Scheu gestimmt worden, mit vieler Freudigkeit verbunden, haben alle Furcht und Beängstigung verloren, und sich immer freyer von der Herrschaft der Sünde und allen unlautern Gedanken gefühlt. Sie haben in jeder Lage des Lebens, bey Arbeit und Beschäftigung, so wie bey Erholung und Genuß, die Vergegenwärtigung des Angesichts Gottes, vor dem sie wandeln sollten, sich angelegen seyn lassen; und so oft sie diese heilige Gegenwart aus den Gedanken verloren, sie bald wieder ergriffen, und hiedurch sie festzuhalten sich gewöhnt. Sie haben davon den Nutzen erfahren, welcher in der obigen Psalmstelle ausgedrückt ist, wenn es heißt: »Ich habe den Herrn allezeit vor mein Angesicht gestellt; weil er mir zur Rechten ist, so kann ich nicht wanken«; nämlich die Festigkeit in ihrem Gnadenstand, in dem Wege des

Heils. Dasselbe liegt auch in den Worten Gottes an Abraham: »Wandle vor meinem Angesicht und sey fromm«, oder eigentlich: vollkommen. Kreuz und Leiden sind ihnen dadurch erträglich und süß geworden, und in Gefahr haben sie den Muth nicht verloren, sich vielmehr sehr stark gefühlt. Sie haben auch erkannt, daß nichts natürlicher und vernünftiger ist, als den Allgegenwärtigen wirklich als gegenwärtig sich zu denken, und solches als das vollkommenste Bewahrungsmittel vor Sünden und Schrecknissen, und es als das größte Glück anzusehn, die lebendige Liebe und Weisheit allzeit um und bey sich zu haben. Denn die Luft, ohne die wir nicht athmen können, und die uns überall umgibt, kann nicht wesentlicher in unserm Körper und um ihn seyn, als der ewige Geist, von dem Alles Leben und Odem hat, und ohne den auch die Luft nicht wehet, in unserm Inwendigsten und in allen Räumen, die wir betreten, ohne Raumschranke vorhanden ist. »Er ist nicht ferne von einem Jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir« (Apostelg. 17). Der abwesende, nur hoch über den Sternen wohnende Gott, ist kein Gott; es ist nicht der Gott, von welchem der 139. Psalm so trefflich singt: »Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? und wo soll ich

hinfliehen vor deinem Angesicht?« u. s. w. Der abwesende Gott kann auch der Gott der Philosophen (Epikurus ausgenommen) nicht seyn. Was säumen wir also, uns im geistigen Anschauen seiner erhabenen und höchst lieblichen Gegenwart zu üben? Ein Mann, der dieses besonders that und rühmte, war Bruder Lorenz von der Auferstehung, von dem man in Gerh. Tersteegens Lebensbeschreibungen heiliger Seelen (und in dem Baseler Auszug daraus, 1. Heft. S. 55 ff.) das Nähere lesen kann. Wer in der Gegenwart Gottes zu bleiben sucht, für den hat auch der Tod keine Schrecken mehr; er ist schon voraus da, wo er ewig zu seyn wünscht. Er geht nur vom dunkeln Bild in das klare Wesen über. Da dieser Umgang mit Gott sich auf die heilige Schrift gründet, auf Meidung des Bösen, Aneignung und Ausübung alles Guten, auf klare Selbsterkenntniß und Gewissenhaftigkeit abzielt: so kann er unmöglich mit Schwärmereyen verwechselt werden, die sich durch ihre Früchte kund thun. Das Kennzeichen des Wahren ist das Gute. Viele haben sich englischer und göttlicher Erscheinungen gerühmt aus phantastischer Eitelkeit, Beruf und Antriebe vorgegeben, deren Grund ein zerrütteter Verstand, ein unlauteres Herz und die Verführung der Finsterniß war. Vor solchen Thorheiten

bewahrt vielmehr die Uebung der Gegenwart Gottes. Wer Gott vor Augen hat, kann in keine Sünde willigen. Wer den Willen hat, Gott nahe zu seyn und in seinem Lichte zu wandeln, entgeht eben hiedurch den Täuschungen der geistlichen Feinde. »Ich habe den Herrn allzeit vor mein Angesicht gestellt, sagt David, darum werde ich nicht wanken.« Die Nebel, die den Verstand, und die Lockungen, welche die Seele betrügen, alle Berückungen verschwinden, wo der Gott der Wahrheit ergriffen und festgehalten wird in reiner Einfalt und Demuth des Gemüths, wo man nicht nach Erscheinungen und Wundern, sondern darnach verlangt, daß man vor seinem allsehenden Auge bestehen und ihm wohlgefallen möge; wo man seine uns umwaltende Leitung allem Eigenwillen und Eigendünkel vorzieht. Der Gedanke: Gott ist überall! ist der wahre Eingang zu jener gnadenreichen Gegenwart Gottes, die allmählig immer näher, immer gesegneter wird. Wer sich aber göttlicher Eingebungen und Gesichte rühmt, hat schon dadurch, daß er sich ihrer rühmt, die Vermuthung wider sich; und weil der Berufer ohne Zweifel den Berufenen auch beglaubigen wird, so ist dieser schuldig irgend ein Creditiv aufzuweisen, dessen vollkommen guter, daher auch schriftgemäßer Zweck nichts Bedenkliches

übrig lassen darf. Außerdem hüte man sich vor solchen Leuten. Den heiligen Geist zu empfangen, und durch ihn in alle seligmachende Wahrheit geleitet zu werden, sind alle Christen berufen; gleicherweise in diesem Geist, im Licht und vor Gottes Angesicht zu wandeln. Eigentliche Weissagung und sichtbarer Umgang mit einer höhern Welt, sind Wenigen nöthig, Wenigen nütze; darum sind sie selten, und die solche außerordentliche Dinge und Entzückungen erfahren, werden wie die Apostel handeln, und sie nicht gemein machen, am wenigsten ihren Stolz damit befriedigen oder andre zeitliche Vortheile dabey suchen. Wir leben im Glauben und nicht im Schauen, auch wenn wir uns zu üben suchen in der Gegenwart Gottes. Hiemit wird aber dem wahren Sehen nicht gewehrt, was ja Niemand kann; auch soll eine bescheidene Bekanntmachung solcher Gesichte nicht getadelt werden, deren Absicht Buße und Glaube ist, und die eben hiezu unserer Zeit gegeben seyn können, auch wirklich gegeben sind, viel verlästert werden. »Den Geist dämpfet nicht, die Weissagung verachtet nicht; prüfet aber Alles, und das Gute behaltet« (1 Thess. 5, 19 — 21).

Dante's Weissagung, Bl. V. S. 356. In der Stelle bey Plinius vom Vogel Phönix (h.

n. X, 2) stehen in Absicht auf dessen fabelhafte Lebensdauer oder neue Erscheinung verschiedene Lesarten in den verschiedenen Exemplaren. Bald heißt es, er lebe 509 Jahre (vivere annis DIX), bald 660 (DCLX). Solinus (polyh. 33), der dem Plinius nachschrieb, las 540, also DXXXX oder DXL; Salmasius zu dieser Stelle des Solinus bezeugt, daß sich die Lesart DXL auch wirklich im Plinius vorfinde. Möglich wäre es daher, aber es ist eine bloße Hypothese, daß Dante in seiner Handschrift des Plinius noch anders gelesen hätte, nämlich DXV, so daß das V aus dem L corrumpirt gewesen, und er in seinen Worten auf den Phönix anspielte. Seine Meinung wäre also gewesen, es werde kommen »ein Phönix von Gott gesandt« (un fenice messo di Dio). Allein wenn diese Vermuthung eines Bezugs auf den Phönix auch weniger willkührlich wäre als sie ist, so bleibt doch die chronologische Uebereinstimmung mit der Reformationszeit in den 515 d. i. 1515 merkwürdig, und diese Beziehung stets dabey im Hintergrunde. Diese Bemerkung, die sich mir beym Nachforschen über den Phönix zufällig dargeboten hat, soll nur zum Beweis dienen, daß ich eine natürliche Aufklärung nicht verschmähe, wiewohl sich das Wunderbare dabey wenig vermindert. Sonderbar ist

auch, daß wenn man 515 mit dem Todesjahr des Dante 1321 addirt, die ominöse Jahrzahl 1836 herauskommt.

Dreyeinigkeit. Meine Erklärung des Mosaischen Segens in der Vorrede zum 1. Theil des Bibelwerks, an deren Richtigkeit Einige zweifelten, und die ich nirgends gelesen hatte, findet sich auch bey Joh. Arnd an mehrern Orten, s. besonders Paradiesgärtlein 2. Th. 25stes Gebet. Vergl. 1. Th. 4. Gebot, 23. Gebet, am Ende; 2. Th. 1. Gebet, am Ende. Sie war folglich längst anerkannt, ob ich gleich nicht weiß, wer sie zuerst gegeben. Der scharfsinnige Bengel (s. dessen Leben und Wirken von M. J. C. F. Burk, S. 354) gründete hier nicht so tief wie sonst, indem er sagt: »Man trägt kein Bedenken, in dem bekannten Segenswunsche: Der Herr segne uns, eine Anspielung auf die Dreyeinigkeit zu finden, obgleich, außer der dreyfachen Wiederholung des Segens, in den Prädicaten wenig vorkommt, das auf einen persönellen Unterschied hindeutet; mir sind daher diejenigen Stellen noch wichtiger, wo auch dieses zugleich Statt findet.« Es kommt im Gegentheil in den Prädicaten viel vor, und deutet Alles auf den sogenannten persönlichen Unterschied, wie das Ganze auf die wesent-

liche Einheit. Bengel sagt hernach richtig: »Das Wort Person entspricht dem Hebräischen Panim und dem Griechischen πρόσωπον. Auch die Juden nennen Christum Maleach Panim. Man muß ein Wort haben, wenn man von der h. Dreyeinigkeit reden will, sonst kann man sich oft nicht ausdrücken. Unter allen Wörtern findet man kein tauglicheres als dieses, bey dem freylich noch etwas fehlt; aber Gott sieht es gerne nach, weil wir es nicht anders machen können« ꝛc. Vermuthlich wurde Bengel dadurch an dem Mosaischen Segen irre, daß dem Vater nicht auch eine Person, Panim, zugeschrieben wird; aber das ist eben das Wichtige hiebey, weil der Vater nur in den beyden Panim der Gottheit, den Sohn und Geist, anschaulich, faßlich wird. In so fern kommt dem Vater eigentlich keine Person zu, nämlich keine Begreiflichkeit für das Geschöpf. Wenn Bengel ferner (ebendas.) sagt: »Die Ansicht der Herrnhuter, daß der Herr, der sich im A. Testament geoffenbart hat, der Sohn, Christus sey, kann man am besten mit Hebr. 1, 1 widerlegen, wo die Offenbarung Gottes durch den Sohn der Offenbarung durch die Propheten entgegengesetzt wird« — so verkennt er den Umstand, daß der Vater sich eigentlich nur durch die Offenbarung seiner selbst,

welche der Sohn oder das Wort ist, offenbaren kann, und der Sohn in jener Stelle nur nach seinem Auftreten im Fleisch den Propheten entgegengesetzt ist. Er geräth dadurch in Tritheismus; auch ist die Ansicht keineswegs den Herrnhutern eigenthümlich. Petrus sagt (1, 1, 11) ausdrücklich, der Geist Christi sey in den Propheten gewesen, und wenn Bengel im Gnomon das auslegt: Spiritus Christi, testans de Christo, so ist das zwar wahr, aber unvollständig. Er weiß sich daher auch bey 1 Kor. 10, 4. 9. nicht ganz zurecht zu finden.

Das Einhorn. Durch die von Dr. Eduard Rüppell aus Afrika gesandten Giraffen ist erwiesen, erstlich daß das Männchen des Kamelparders drey, das Weibchen nur zwey, mit Fell überzogene und in einen schwarzen Haarbüschel ausgehende Hörner hat, wovon das vordere beym Männchen nur halb so hoch als die andern oder zwey hintern sind; zweytens als Folge hievon, daß abweichend von dem gewöhnlich angenommenen Bildungsgesetz für die Hörner der Wiederkäuer, ein einzelnes Horn (was man bisher für unmöglich hielt) mitten auf dem Kopfe, also auf der Stirn- oder Pfeilnath (sutura sagittalis) entstehen könne. Nämlich »die Hörner der

sämmtlichen Wiederkäuer entstehen aus der Haut, und lehnen sich an einen mit ihrem Wachsen zunehmenden Knochenfortsatz (Stirnzapfen genannt) an, der aus den Stirnbeinhöckern (tubera frontalia) gebildet ist. Die Hörner des Kamelparders dagegen sind eigenthümliche besondere Knochen, statt Fortsätze eines andern zu seyn, und mit den unter ihnen liegenden durch eine Schuppennath verbunden.« Man sehe hierüber den Atlas der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt, 3tes Heft, S. 23 ff. Daraus erweist sich drittens die Möglichkeit eines Einhorns, welches schon die ältesten Bibelübersetzer in dem Hebräischen Rem oder R'em (ראם, ראים, רים) erkennen wollten, namentlich die Alexandriner, die dieses Thier durchgängig Einhorn (*μονοκέρως*) übersetzen (4 Mos. 23, 22. 5 Mos. 33, 17. Ps. 22, 22. Ps. 92, 11. Hiob 39, 9). »Man wird versucht«, heißt es in dem angeführten Aufsatz, »als bestimmt anzunehmen, daß sie das Thier, welches die heilige Schrift R'em nennt, als Einhorn gekannt haben.« Es heißt daselbst weiter: »Der Reisende (Rüppell) berichtet uns, daß das Einhorn im Kordofan gekannt sey und den Namen Nillekma führe; er sagt — »»Die Nachrichten welche ich über das Nillekma von Personen sehr verschiedenen Stan-

des erhielt, stimmen alle darin überein, daß dieses Thier einen röthlichen Balg habe, die Größe eines kleinen Pferdes, den schlanken Bau der Gazellen, und daß das männliche ein langes, grades, dünnes Horn auf der Stirne trage, welches dem weiblichen fehle. Einige fügten hinzu, daß es gespaltene Hufe habe, Andere nannten es einhufig. Es bewohnt nach den Aussagen die von Kordofan südlich gelegenen Wüstensteppen, läuft ungemein schnell, und kommt nur zufällig an die das Kordofan begrenzenden Sclavenberge des Koldagi. Selbst drey verschiedene Araber sprach ich, welche das getödtete Thier mit eigenen Augen gesehen hatten. Von meinen Sklaven gab mir einer aus eigenem freyen Antrieb, als er die von Herrn Hey in der Wüste von Korti erlegten Antilopen sah, eine mit den später eingezogenen Nachrichten vollkommen übereinstimmende Beschreibung des Nillekma. Er hatte von demselben in seinem Vaterlande gegessen, und schilderte mir dessen Körper als von einem sehr schönen Thier. Dieser Sklave ist von Koldagi, und ich habe Gelegenheit gehabt mich von der Aufrichtigkeit seiner Aussagen vielfältig zu versichern, da seine vorhergegangenen Beschreibungen der Thiere, die wir später erhielten, immer wahrhaftig waren.«« Bey einer andern Gelegenheit wurde

Rüppell nochmals durch Araber von dem Vorkommen des Einhorns in den oben angeführten Wüstensteppen unterrichtet. Diese nannten es Anase. Er berichtet darüber Folgendes: »»Die Beschreibung dieser Araber, welche das Einhorn gesehen hatten, als sie einen südlichen Streifzug längs den Ufern des Bahhar Abbiad machten, stimmt mit derjenigen, die ich im Kordofan und von meinem Sclaven erhielt, vollkommen überein. Von ihnen wurde mir als bestimmt angegeben, daß dasselbe gespaltene Hufe habe.«« — Wir dürfen demnach erwarten, daß dieses räthselhafte Thier sich in kurzem unter uns zeigen werde. Ob es mit dem R'em der heil. Schrift einerley ist, darüber kann immer noch gestritten werden. Doch verschlägt dagegen nichts, daß die Araber mit diesem Namen eine weiße Art der Gazelle bezeichnen, wie auch die Lexicisten anerkennen, namentlich Gesenius, der, weil diese Gazelle mit den Verbindungen nicht übereinstimmt, worin der R'em als unbändig, wild und stoßend geschildert wird, mit einigen andern Philologen den wilden Büffel versteht, mit der Bemerkung, daß nach Bochart die Araber das Hirsch- und Antilopengeschlecht wilde Ochsen nennen, diese Begriffe ihnen mithin für verwandt gelten; gleichwie auch βούβαλος und βούβαλις eine Gazellenart sey,

und ein Pflanzennamen oft in verschiedenen Provinzen drey bis vier verschiedene Pflanzen bezeichne. Allerdings gibt es hier auch Uebergänge, und im Gnu finden sich Gazelle, Pferd und Ochse zusammen. Man kann noch eine in obigem Aufsatz angeführte Abhandlung vergleichen: Dr. Friedr. Albr. Ant. Meyer Versuch über das vierfüßige Säugethier Reem der heiligen Schrift, als Beytrag zur Naturgeschichte des Einhorns, aus dessen zoologischem Archiv besonders abgedruckt, Leipzig 1796. Der Wurzelbedeutung nach würde R'em ein hohes oder mit einem hohen Horn versehenes Thier bezeichnen. Ohne Zweifel ist auch das Afrikanische Einhorn ein unbändiges, wildes und durch sein spitzes Horn gefährliches Thier, das vielleicht im hohen Alterthum sich noch von größerer Stärke vorfand, und wenn auch selten gesehen, darum doch zum Dichterbilde dienen konnte. Weil aber der Name allmählig mehr als einem Thiere beygelegt worden zu seyn scheint, so konnte darunter Verschiedenes verstanden werden, wenn es nur zur Verbindung paßte. — Allein auch Tibet soll ein Einhorn haben. Nach der officiellen Zeitung von Calcutta (s. Journal de Francfort 1830 Nr. 89) hätte der Major Latter, Commandant des Bataillons von Rangpore sich voll-

kommen davon überzeugt. »In einer Tibetanischen Handschrift, sagt er, welche die Namen verschiedener Thiere enthält, und die ich vor einigen Tagen bekommen habe, steht das Einhorn in der Reihe der Hufspalter, und heißt das einhörnige Tsopo (Zopo). Da wir fragten, was das für ein Thier sey, so machte der Mann, der das Buch gebracht hatte, uns eine genaue Schilderung von dem Einhorn der Alten. Es ist im Innern von Tibet einheimisch, ungefähr von der Größe des Tattou, sehr wild und ungezähm; man fängt es selten lebendig, aber man erlegt es oft und ißt sein Fleisch. Der Mann, der mir diese Auskunft gab, hatte es oft gesehen, es geht in Heerden wie die wilden Büffel« (man merke hier was oben gesagt ist), »es findet sich häufig an den Grenzen der großen Wüste von Mittelasien, ungefähr einen Monat weit von Lhassa, in dem von nomadischen Tataren bewohnten Theile Tibets. Auf mein Verlangen zeichnete mir der Berichterstatter das Thier auf ein Blatt Papier; die Unregelmäßigkeit der Zeichnung abgerechnet glich es ganz dem Einhorn.« Die Zeitung von Calcutta setzt hinzu, Major Latter habe ein Horn eines jungen Einhorns erhalten; »wir haben es jetzt vor uns, es ist zwanzig Englische Zoll lang, fünftehalb im Umfang dick, an der Wurzel

ist es dünner, und endigt in eine Spitze; es ist schwarz und an beyden Seiten etwas abgeplattet, hat fünfzehn Ringe, die aber nur auf einer Seite vorstehen, und fast grade.« Der Major Latter hatte noch gehofft, Kopf, Haut und Hufe des Thiers zu erhalten, starb aber darüber. Inzwischen haben schon die katholischen Missionarien, die im 17. Jahrhundert aus China durch Tibet und Nepaul (Nepal) nach Europa kamen, des Einhorns als vorhanden erwähnt in der großen Wüste, die China im Westen begrenzt, und wo sie durch die große Mauer kamen. Als Hauptmann Turner Tibet durchreiste, so erfuhr er von dem Radscha zu Butan, daß er ein lebendiges Einhorn nicht weit von Tassisadon gesehen habe. Bell in seiner Reise nach Peking beschreibt ein Einhorn, das sich verlaufen und an der südlichen Grenze von Sibirien gefunden worden. — Und so hat endlich (s. Nr. 166 des angeführten Blatts) die Asiatische Gesellschaft von Calcutta durch Hrn. Hodgson, Residenten der Ostindischen Companie zu Nepal, wirklich den Balg und das Horn des Tibetanischen Einhorns erhalten, das in der Menagerie des Radjah von Nepal gestorben war. Diese Antilope, die in den Himalayagebirgen wohnt, heißt daselbst nach verschiedener Aussprache der südlichen und nördlichen

Gegenden Tschiru oder Seru. Es hält sich besonders gern in der Ebene von Tingri auf, die im Süden der Tibetanischen Provinz Dzang liegt und von dem Arrun bewässert wird. Das Thal Couti am linken Ufer dieses Flusses enthält viele Salzlager, um die sich die Tschiru heerdenweise sammeln. Sie sind im wilden Zustande sehr scheu und flüchtig, stellen sich jedoch beym Angriff zur Wehr. Das Einhorn, dessen Haut Hodgson überschickte, war etwas gezähmt; es hatte die gewöhnliche Größe der Antilopen. Das Tschiru hat die zierliche Gestalt und die schönen Augen mit allen Antilopen gemein; seine Farbe ist oben röthlich oder rothbraun, wie die eines Hirschkalbs, unten weiß; es lebt von Kräutern; es hat ein langes, spitzes, schwarzes Horn, mit drey leichten Biegungen, und mit Ringen gegen das Untertheil, die vorn deutlicher als hinten am Horn vorspringen. Zwey Büschel Haare befinden sich außen an beyden Naslöchern, und die Nase und das Maul sind mit Wolle umgeben. Seine Haare sind hart, krauß und buschig, unter ihnen aber eine Lage von sehr feinem und zartem Flaum, wie beydes an den Thieren des Himalaya gewöhnlich ist. — Noch ein Mehreres vom Einhorn s. in Cuviers Umwälzungen der Erdrinde von Nögerrath, 2. Bd. S. 145 ff. woraus

wir noch folgenden Auszug hersetzen (S. 151): »Ludwig Barthema, eigentlich Ludwig Wartmann (Vertomanus), gibt in seiner Reisebeschreibung nach dem Orient, welche im fünfzehnten Jahrhundert erschien, nachstehende Nachricht: »»Auf der andern Seite des Tempels zu Mekka sind eingehegte Plätze, und in diesen zwey Einhorne. Sie werden von dem Volke als ein Wunder gezeigt, und sie verdienen dieses wegen ihrer Seltenheit und Sonderbarkeit allerdings. Eines derselben, welches weit höher ist als das andre, hat viel Aehnlichkeit von einem anderthalbjährigen Füllen. Auf der Stirne steht ein Horn, welches drey Ellen ($4^1/_2$ F.) lang ist. Das andere Einhorn ist ein Jahr alt und dessen Horn erst vier Palmen lang. Diese Thiere haben eine Isabellfarbe und einen Kopf wie ein Hirsch; der Hals ist aber nicht lang, und eine dünne Mähne hängt nach einer Seite. Die Beine sind dünn, wie beym Dammwild, die Hufe der Vorderfüße ungefähr wie bey einer Ziege gespalten; der äußere Theil der Hinterfüße ist stark mit Haaren bewachsen. Das Thier scheint etwas wild und störrig zu seyn, hat aber dabey etwas Angenehmes. Diese Einhorne hatte der Sultan von Mekka von einem Aethiopischen Könige zum Geschenk erhalten.««

Engel. Nach einer sehr alten Lehre sind die Cherubim die Engel der göttlichen Weisheit, die Seraphim die der göttlichen Liebe. Damit stimmen ihre Namen überein, indem Cherub etwas Bezeichnendes, Sinnreiches, Seraph etwas Brennendes bedeutet. In einer altteutschen Uebersetzung des Ambrosianischen Lobgesangs aus dem Ende des 12. Jahrhunderts zu München (s. Berl. Jahrb. für wiss. Kritik, Jul. 1831. Nr. 18 S. 144) steht daher in der Stelle tibi Cherubim et Seraphim, anstatt des erstern Worts: die guizzenuolle (Wissensvolle), und anstatt des letztern: die minnefiurige (Liebefeurige). So findet man auch auf altteutschen Gemälden die Cherubim blau oder in einem blauen Lichtschimmer, die Seraphim roth oder in einem rothen. Dieses hindert aber nicht, wenn der Cherubim zwey sind, in ihnen selber den eng verbundenen Dualismus von Weisheit und Liebe oder Wahrheit und Gnade zu sehen, wie in dem Gedicht am Schluß der 1. Sammlung dieser Blätter geschehen ist.

Erlösungslehre. Eine tiefgedachte Abhandlung unter der Aufschrift: »Das Strafrecht und die christliche Lehre von der Satisfaction«, verfaßt in Beziehung auf das in diesen Blättern und in den Schrif-

ten von Rudolf Stier hierüber Vorgekommene, steht in den neulich erschienenen »Zerstreuten Blättern aus den Hand- und Hülfsacten eines Juristen«, von K. F. Göschel (Erfurt 1832), einem Werke, das durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit wohlthätig bemüht ist, die menschliche Philosophie und das irdische Recht gemeinschaftlich mit der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit zu versöhnen, und dessen versprochene Fortsetzung daher sehr wünschenswerth erscheint. Man muß nur keinen Anstoß an Worten nehmen, der Quelle aller Mißverständnisse und Streitigkeiten. Denn so ist es z. B. eben so wahr, daß Gerechtigkeit und Gnade, und zwar in Gott selbst, einander entgegengesetzt, als daß sie in ihm und seiner Liebe eins sind, je nach dem Gesichtspunkt, woraus man sie betrachtet. Letzteres fließt schon aus der Einheit Gottes und seiner Eigenschaften, ersteres ist Folge dessen, was als difform zwischen diese Eigenschaften tritt und sie dergestalt scheidet, daß sie sich getrennt äußern müssen, der Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium um der Sünde willen, der in dem Erlöser sich ausgleicht.

Gnadenwahl. Seit dem Aufsatz hierüber in der 9. Sammlung ist eine ausführlichere Wi-

derlegung der Calvinischen Prädestinationslehre erschienen unter dem Titel: »Die Lehre der heiligen Schrift von der freyen und allgemeinen Gnade Gottes. Dargestellt mit Beziehung auf die Schrift von Booth: Der Thron der Gnade. Von J. P. Lange, evang. Pfarrer in Langenberg«. Elberfeld bey Becker, 1831. Diese empfehlungswerthe Schrift wird zwar so wenig wie ihre Vorgängerinnen das System der Prädestinatianer auszurotten vermögen, von denen man nicht begreift, wie sie als solche nach der Ermahnung Pauli (1 Tim. 4, 16) sich selbst selig machen können und die sie hören. Sie wird aber diesen Zweck um so mehr bey denen erfüllen, die in dem verzweiflungsvollen Absolutismus noch nicht erstarrt sind, indem sie die Ueberzeugung in ihnen befestigen wird, daß sie von der seligmachenden Gnade Gottes keinen ihrer Mitmenschen und auch sich selbst nicht auszuschließen haben. — Es wird übrigens erlaubt seyn zu bemerken, daß S. 120 den Gegnern ohne Noth zugegeben scheint, in der Stelle Hebr. 6, 6 stehe das Wort erneuern in passiver Bedeutung, wie es Luther nach der Vulgata genommen hat (man vergleiche das Bibelwerk); und daß S. 20 die berichtigte Uebersetzung ohne Grund getadelt ist über die Abänderung Hiob 33, 29: »Siehe das Alles

thut Gott zwey oder dreymal mit einem Manne«, wo Luther hat: »mit einem Jeglichen,« welches vorgezogen wird. Offenbar spricht die Stelle nicht von der Allgemeinheit der Gnade, sondern von deren Züchtigungen überhaupt, und so mußte das gebrauchte Wort gebher, Mann, andern Stellen gemäß gegeben werden, nämlich C. 3, 23. C. 4, 17. C. 10, 5. C. 16, 21. C. 34, 34. C. 38, 3, um nicht einen widerlegbaren Beweis darzubieten, wie auch anderwärts die alte Uebersetzung vielfach thut. Der Ausdruck bedeutet wohl, eben wie jener Teutsche, so viel als Jedermann, auch Jemand; ginge aber das nächste Absehen auf die Allgemeinheit, so müßte es hier nothwendig col-gebher (jeder Mann) heißen.

Kabala. In der 4. Samml. der Bl. S. 223 wird das Buch Sohar in den Anfang des dritten Jahrhunderts gesetzt; dieses sollte heißen des zweyten. Das dort ebenfalls genannte kleine Buch Jezira ist erschienen unter dem Titel: »Das Buch Jezira, die älteste kabalistische Urkunde der Hebräer. Mit den 32 Wegen der Weisheit. Hebräisch und Teutsch, mit Einleitung, erläuternde Anmerkungen und einem punktirten Glossarium der rabbinischen Wörter« rc. Leipzig bey Reclam, 1830.

Kreuzigung Christi. Joh. 19, 29 versteht man insgemein unter dem Ysop einen Stengel, dergleichen eine Art von diesem Kraut macht, und hält es für gleichbedeutend mit dem, was die Parallelen Rohr nennen. Allein es ist auch möglich, daß der Schwamm mit Essig um ein Büschel Ysop als ein aromatisches Kraut gelegt, und beydes zusammen auf ein Rohr befestigt, dem Gekreuzigten, wie man pflegte, zur Erquickung gereicht wurde. S. D. Th. Ph. Chr. Kaiseri Commentarius, quo linguae Aramaicae usus ad judicanda et interpretanda plura N. T. loca novis exemplis defenditur. Norimberg. 1831. pag. 6. not.

Metatron, Bl. IV. 186. Wenn die dort aufgestellte Etymologie dieses Namens (ὁ μετάθρονος), obgleich analog, irrig seyn sollte, so könnte der Ursprung desselben in mediator liegen. Suidas erklärt μιτάτωρ durch einen Boten, welchen ein Regent vor sich her sendet; allein es ist ungewiß ob dieses Wort Anwendung auf Metatron leidet. Noch weniger ist der Name des **Mithras** damit zu vergleichen.

Mystik. Prof. Görres sagt in seiner lesenswerthen Einleitung zu Suso's Leben und Schriften von Diepenbrock (Regensburg 1829), nachdem er viele Beyspiele von frommen Mystikern aus beyden Geschlechtern aufgeführt hat: »Wir sollten der Strömung, die uns durch so viele Jahrhunderte hindurchgeführt, nun noch weiter bis zu unsern Tagen hinunter folgen, und an den Geistern, die später erschienen, darlegen, wie jene Strömung, seit den Zeiten der Reformation in zwey verschiedene Arme sich getheilt, deren einer in der Richtung des alten Bettes innerhalb dem kirchlichen Gebiete fortgeflossen, und bis zur jüngsten Zeit herab merkwürdige und große Erscheinungen hervorgerufen, während der andere seitab mehr dem Profanen und der Wissenschaft in Jakob Böhm und Andern sich zugewendet, und zuletzt im Somnambulism ins Gebiet der Heilkunde eingetreten. Aber es kann nicht der Zweck dieser Blätter seyn, eine vollständige Geschichte des Mysticisms aufzustellen«, u. s. w. Diese Ansicht ist unrichtig, denn die wissenschaftliche Mystik war längst vor der Reformation in der Kirche oder Christenheit vorhanden, äußerte sich gleichzeitig mit der Reformation in solchen, die keinen Theil an dieser nahmen, wie Paracelsus und Agrippa, und nach derselben fanden sich

in beyden Kirchen fortwährend Geweihete beyder Arten der Mystik, wobey man für die des Herzens, oder die geistliche, oder die des beschaulichen, in Gott versenkten Lebens, Beyspiele aus der evangelischen Gemeinde genug, unter andern bey Kanne finden kann, wenn auch Zeit und Umstände ihr hin und wieder eine andre Gestalt gaben. Der Somnambulism aber ist gleichsam eine Wiedererweckung des verborgenen Lebens und Forschens aus dem Materiellen heraus, in das die Zeit ohne Unterschied der Kirchen tief versunken war, eine Auflockerung des todten Erdreichs durch tellurische Blitze, nachdem die Strahlen von oben es nicht mehr befruchten konnten. So gewiß böse Magie längst vor der Reformation vorhanden war, und nach dieser sogar (nicht eben durch eine negative Aufklärung) abnahm, eben so gewiß war reine magische (mystische) Wissenschaft seit den ersten Jahrhunderten da, und selbst der Magnetismus äußerte sich nur in andrer Form. Ueberhaupt gibt es hier keine scharf abgeschnittene Grenze, weder zwischen beyden mystischen Weisheiten, noch zwischen den Confessionen; der zwiefache Strom verflößt sich oft in eins, und wallt allerwärts wo Gott ihn hinlenkt, selbst, wenn auch seichter oder trüber, unter denen die Christum nicht kennen. Paracelsus

bedient sich einmal des sinnreichen Ausdrucks, es gebe außer den geistlichen Heiligen auch Naturheilige. Man spreche daher auch nicht zu leicht vom »Profanen,« sondern »was Gott geheiligt hat, das nenne du nicht gemein« (Apost. 10, 15).

Namen Gottes. Der Name Jehova ist den Juden auszusprechen verboten; sie lesen daher statt seiner Adonai, d. i. der Herr. Dieß gründet sich besonders auf 3 Mos. 24, 11. 16, wo das gebrauchte Wort nakab sowohl aussprechen, genau ausdrücken, nennen, als lästern bedeuten kann, ohne Zweifel aber der lästerliche Gebrauch zum Fluchen und Schwören verstanden wird (vg. Sir. 23, 8—10 Gr.). Nur zur Verhütung dieses Mißbrauchs bey der Leidenschaftlichkeit des gemeinen Volks scheint schon frühe das Verbot der Nennung bestanden zu haben. Schwerlich wird sich jedoch ein Beyspiel finden, daß die bloße Aussprache mit dem Tod bestraft worden wäre; der Talmud und die Rabbinen aber drohen dem, der den Namen mit seinen Buchstaben ausspricht, daß er keinen Theil an der zukünftigen Welt oder am ewigen Leben haben soll*). Schon

---

*) Eisenmengers entd. Jud. Th. 1. S. 216.

in der Mosaischen Stelle liegen jedoch Andeutungen für die Angemessenheit seiner ehrfurchtsvollen Verschweigung, mithin für eine bestehende Sitte, woraus dann ein förmliches Disciplinargebot scheint geworden zu seyn. Lange vor Christi Geburt ersetzt ihn die Alexandrinische Version durch Kyrios oder Herr, und ein Gleiches thut das Neue Testament. Mit Griechischen Buchstaben läßt er sich nicht wohl schreiben, und Christus und seine Apostel fanden auch vermuthlich keinen Grund, um der eingeführten Ordnung entgegen zu handeln. Unter mehrern andern Benennungen, die diesem hochheiligen Namen gegeben werden, heißt er: Schem hamphôrasch, oder der abgesonderte, dem höchsten Gott ausschließlich eigene, andern Wesen unmittheilbare Name *), und Schem ham'juchad, der eigenthümliche Name. Seit jenem Verbote nun durften bloß die Priester beym Segengeben im Tempel ihn aussprechen **). Sie sprachen ihn aber, nach Allem was wir darüber fin-

*) Ueber andere Bedeutungen dieses Worts s. Blätter 4. Samml. S. 265. Vg. auch 8. Samml. S. 372 ff.

**) Rabbinische Stellen hiezu u. zu dem Verbot selbst citirt Danz in der Hebr. Grammatik, in der Vorrede über die heil. Namen, welche zu vergleichen ist.

den, den masoretischen Punkten gemäß aus, nämlich Jĕhōvā oder J'hōwāh. Daß ihn der Hohepriester anders ausgesprochen habe, wird zwar angegeben, aber nicht näher erläutert und nirgends glaublich gemacht. Die Priester mußten demnach seine wahre Aussprache kennen; die Leviten und ein Theil des Volks vernahmen sie oft. Wie früh die Vokalzeichen zur Hebräischen Schrift hinzugekommen, ist sehr ungewiß; allein im Ganzen ist die Aussprache, welche damit bezeichnet wird, für alt und richtig zu halten. Gilt dieß vom Ganzen des A. T., so gilt es auch von der Punktirung des heiligsten Namens Gottes. Entweder müßte die Tradition hierüber ausnahmsweise falsch seyn, zu welcher Vermuthung kein hinreichender Grund vorhanden ist; oder die Bezeichnung müßte nicht ihm, sondern seinem Surrogat Adonai gelten, wie man allerdings behauptet. Allein daß die Vokalpunkte des Namens Jehova eben die des Namens Adonai seyen, ist nur gewissermaßen wahr, genau genommen nicht. Das durch Kateph verkürzte Patach ist dem einfachen Kateph oder Schwa nicht gleich, wenn auch das Patach in Adonai dem Aleph als einem Kehlhauch natürlich anhängt; wollte man mit den Punkten des Namens Jehova den Namen Adonai andeuten, welcher statt jenes hier auszuspre-

chen sey, warum druckte man die eigenthümlichen Vokale des letztern nicht vollständig, wie in andern, ähnlichen Fällen (z. B. wenn Elohim gelesen werden soll), aus? Obgleich der erstere der Name heißt, »welcher geschrieben aber nicht gelesen wird« (Schem hanichtaf velo nikra), so wird er dennoch punktirt, und wird mit Vokalen versehen, die keinem Stellvertreter zukommen. Bey näherer Ansicht ergibt sich also, daß die Punkte des Namens Jehova nur ihm selber zugehören und seine Aussprache bestimmen sollen. Wie läßt sich aber dann annehmen, daß wenn auch die Vokalzeichen eine sehr neue Erfindung wären, die gewissenhaften Masorethen diesen Namen, das Heiligthum Israels, entweder durch falsche Punkte wissentlich entstellt oder ihm solche angeheftet haben sollten, von deren traditioneller Gewißheit sie nicht völlig überzeugt gewesen wären? und was konnte leichter und gewisser als eben dieses Namens Aussprache überliefert seyn? Im umgekehrten Fall würden sie ihn überall unpunktirt gelassen und wenigstens einmal für immer an den Rand gesetzt haben: »Lies Adonai.« — So ungewiß wir nun ehedem über die wahre Aussprache des heiligsten göttlichen Namens, nach den durch neuere Philologen wieder aufgeregten Zweifeln, gewesen seyn mögen, so machen es doch

obige Betrachtungen uns immer einleuchtender, daß in der masorethischen Punktirung diese wahre Aussprache, wie sie Moses von Gott empfing (2 Mos. 3, 15), enthalten sey. Denn daß wegen des Ehjeh im vorhergehenden Vers die Form Jehovah nicht Statt haben könne, ist unwahr, vielmehr wird eben dadurch der Sinn dieses Wundernamens vorbereitet, welcher in jeh die zukünftige, in hov die gegenwärtige und in vah die vergangene Zeit ausdrückt, und das ewige Wesen der Wesen bezeichnet, das zugleich ist, war und seyn wird (vg. Off. 1,4). Denn so hängt dieser Name mit sich selbst zusammen; er hat drey oder beynahe nur zwey wahre, ausgesprochene Sylben: J'h-hov-vah oder J'how-wah. Die erste Sylbe ist unzertrennlich mit der zweyten verbunden, und die dritte nimmt ihren Ausgang unscheidbar von der zweyten, indem eben das Vav, welches das O bildet, auch zugleich das V ist. Dieser erhabene Name von drey Sylben in vier Buchstaben stellt gleichsam die sieben untern Sephiren vor, das Ausgesprochene und Aussprechbare von dem an sich unaussprechlichen Dreyeins. Was man von der geheimen Aussprache durch den Hohenpriester sagt, möchte sich der Wirklichkeit nach mehr auf die organische Betonung und auf den Geist, womit sie geschah, als auf andre Vokale be-

ziehen. Denn mit gleichen Selbstlautern konnte derselbe Name mehr oder weniger würdig und nachdrücklich hervorgebracht werden. — So lobenswerth ferner die alttestamentliche Scheu vor der Gemeinmachung dieses einzigen Namens war, so kann sie doch uns nur als Beyspiel zu ähnlicher Ehrfucht, aber nicht zur Unterdrückung des Worts verbinden, zumal da wir nicht mehr unter der Furcht des Gesetzes, sondern in der Freyheit des Evangeliums stehen. Auch erklären die Rabbinen selbst, zur Zeit des Messias oder in der zukünftigen Welt werde Jedermann den Namen Jehova frey im Munde führen dürfen. *) — Was den Namen Adonai betrifft, so halten Einige seine Form für eine plurale, wodurch theils eine Erhabenheit, theils die Mehrzahl im göttlichen Wesen angedeutet werde; Andre halten ihn für zusammengesetzt (aus Adon und hai), und erklären ihn: der Herr des oder jeden Wesens, des ganzen Daseyns. **)

---

*) Gemäß Sach. 14, 9. S. Danz a. a. O. und Eisenmenger Th. 2. S. 779.

**) So Danz a. a. O.

Schönheit und Erhabenheit. Das Gesetz der Schönheit ruht seinem Grunde nach (hat seine Wurzel), wie Alles, im Geistigen, mithin ursprünglich in Gott. Es tritt von dannen heraus in das Seelische, als die Region der Vermittelung, wo es subjectiv und objectiv ausgesprochenes Gesetz wird. Wir empfinden das Schöne nicht mit dem Verstande des Geistes, sondern mit der Vernunft der Seele, als harmonirend mit ihr oder ihrem Gesetz. Jedes Gesetz enthält eine Bestimmung, folglich eine Form. Wenn die Form des Objects mit dem in uns liegenden Formprincip übereinstimmt, so haben wir das Gefühl des Schönen. Form ist nicht bloß Umriß oder Gestaltung für das Auge, sondern auch die der Tonreihe für das Ohr (ein einzelner Ton kann so wenig schön seyn als eine einzelne grade Linie, weil beyde der Form entbehren); selbst Geruch, Geschmack, und die Art wie sich etwas anfühlt (dem Tastsinn darstellt), ist Form, wir pflegen aber hiebey das Wort schön nicht zu gebrauchen — obgleich man in einigen Provinzen Teutschlands (ohne Zweifel nicht zufällig) sagt: Das schmeckt schön — das riecht schön. So gebrauchen wir auch bildlich das Wort Geschmack für Schönheitssinn. Die Schönheit der Natur ist in die Form getretener

Gedanke des Schöpfers. Schönheit ohne Form ist unmöglich, Form gehört zu ihrem Wesen, selbst in dem was wir, bloß für die innere Anschauung erfreulich, geistige oder sittliche Schönheit (= Güte) nennen, z. B. eine schöne Seele, deren Worte und Handlungen die Linien ihrer Gestalt sind. Auch das Thier, das nur Seele und seelische Vernunft (Vernehmungsgabe), aber keinen Geist hat, liebt das Schöne, unterscheidet es vom Häßlichen. Der Mensch aber mit seinem Geist kann allein die Schönheit ganz und auf das würdigste empfinden, nämlich in derjenigen Potenz von ihr, wo sie central und zugleich geistig, auch sittlich wird, mithin geschieden von allem besondern Geschmack und niedern Interesse. Es gibt allerdings eine centrale oder absolute Schönheit; aber schon sie spaltet sich in Charaktere, hauptsächlich in der Menschengestalt, als der höchsten Darstellung des Schönheitsgesetzes, weil sie zugleich Versichtbarungsmittel der geistigen Schönheit ist. Jene Zersplitterung wird größer durch klimatischen oder nationalen Charakter und den ihm entsprechenden Geschmack der Völker und der Einzelnen, wobey die reine Schönheit und ihre Geistigkeit ab- und in gleichem Maaße das sinnliche Interesse oder das so mannigfach geartete subjective Gefühl für das Angenehme

zunimmt. Das Ideal der absoluten Schönheit wird nur von dem höchst reinen und vergeistigten Geschmack empfunden. Zweckmäßigkeit = Angemessenheit für etwas Anderes oder Nützlichkeit, ist nicht Schönheit. Allein Kant definirt die Schönheit: Zweckmäßigkeit ohne Zweck, d. h. so viel als: innere Angemessenheit, Harmonie mit sich selbst; den Werth dieser Definition lassen wir dahin gestellt. Ich würde lieber so definiren: Schön ist, was dem in der Seele liegenden Formgesetz entspricht — eine Definition, welche sowohl die absolute als die subjective Schönheit umfaßt. Will man aber allein die centrale Schönheit rein objectiv bezeichnen, so ist es, wie schon bemerkt, die göttliche Idee oder der in die Form getretene göttliche Gedanke; und diese Definition umfaßt alle Arten der objectiven Schönheit, schließt auch die Erklärung des Worts Ideal in sich, als des von allem Zufälligen befreyten Schönen. Da wo die Form sich von dem Gesetz entfernt, und der Geist vorherrschend wird, ist der Uebergang vom Schönen zum Erhabenen. Denn die geistige Schönheit ist erhaben in sich; das Erhabene potenziirt sich aber durch Größe, Kraft, Würde, Pracht, Kühnheit, Schauerliches, Gräßliches, welches Alles nicht Elemente der Schönheit, und doch der Natur und der

Kunst sind. Die Schönheit hat nur die Anmuth im Gefolge (Venus die Grazien), verbindet sich dann zunächst mit denjenigen Elementen des Erhabenen, welche und in welchem Maaße sie unserm innern Gesetz nicht widerwärtig sind. Denn das absolut Erhabene macht einen Gegensatz damit oder mit dem was wir lieben können, es ist nur Gegenstand unserer Bewunderung oder unsers Schreckens. Daher muß es, um für die Kunst zu taugen, noch von der Linie der Schönheit, von der Grenze des Maaßes umflossen seyn, dem *Μηδὲν ἄγαν* der Griechen. Das Urgesetz des Erhabenen liegt ebenfalls in der Gottheit, und verschmilzt daselbst mit dem Gesetz des Schönen, ist aber unserm innern Gesetz in dem Grade difform, als wir minder edel und groß im Verhältniß zur Gottheit sind. Daher liebt z. B. der sinnliche Mensch mehr die mythologische oder erotische Dichtung, als die höchste geistliche Poesie. Das was einen absoluten Gegensatz mit dem göttlich Erhabenen und dadurch zugleich mit der Schönheit macht, das Aeußerste des Mißgestalteten oder Gräßlichen, das Abscheuliche, widerstrebt zugleich dem innern Gesetz des Menschen so sehr, daß es tödtend für ihn werden kann; wie denn in dem zartfühlenden Athen, bey der ersten Aufführung

der Eumeniden des Aeschylus, Frauen vor Schrekken geboren haben und Kinder gestorben seyn sollen. Man kann dieses das höllisch Erhabene nennen, zwischen welchem und dem göttlich Erhabenen die reinsinnliche Schönheit (wie sie den Griechen darzustellen gegeben war) den Mittelpunkt bildet. Man kann noch hinzusetzen, daß die Quelle der Schönheit das Princip der Liebe, die Quelle des Erhabenen das Princip des Zorns ist, die anziehende und die abstoßende, oder auch die ausdehnende und die zusammenziehende Kraft. Beyde sind in Gott, obwohl ursprünglich eins in ihm. Daher läßt sich das Schöne noch näher dahin bestimmen: es sey der in die Form für die Anschauung getretene göttliche Gedanke der Liebe; das Erhabene aber: des Zorns. Beyde erscheinen in der Wirklichkeit nie rein oder einzeln, sondern vermischen sich sub- und objectiv auf das mannigfaltigste.

Seelenwanderung. Bl. IX. S. 267 ist nach den Worten: »von andern gemißbilligt wurde« hinzu zu lesen: »unter den Gnostikern, namentlich bey Basilides, Mani und ihren Schülern Aufnahme fand.« Man vergleiche hierüber Neanders genetische Entwickelung der vornehmsten gnostischen Systeme S. 39. 79, wo auch von den Jezdianern oder

Huschianern in Persien. Basilides deutete darauf Röm. 7, 9: Ich lebte einst ohne Gesetz — ehe ich in diesen Körper kam, lebte ich in einer Körpergestalt, die keinem Gesetz unterworfen war, als Vierfüßer oder Vogel; deßgleichen die Vergeltung bis ins dritte und vierte Glied, 2 Mos. 20, 5. — Daselbst S. 261 ist zur ersten Anmerkung nachzutragen: »Unter die spätern Pythagoreer, die sie als Lehrsatz annahmen, gehört auch der um gleiche Zeit mit Christo oder ein Paar Jahre früher geborene, zweydeutige Wunderthäter Apollonius von Tyana. S. Brucker Th. 3. S. 323. 330.« — Man vergleiche noch über die Lehre von der Seelenwanderung das überaus reichhaltige Buch von Schubert: Die Geschichte der Seele, S. 621 ff. Wenn daselbst S. 627 der (ohne Zweifel gegründeten) Lehre erwähnt wird, daß die Seele vom Vater auf die Frucht per traducem (durch Fortpflanzung) übergehe, so ist jedoch hievon der Geist zu unterscheiden, der von Gott kommt.

Tempel Salomo's. Dankbar erkenne ich die freundliche Rücksicht, welche die »Revision der jüngsten Forschungen über den Salomonischen Tempel« von Herrn Grüneisen im Kunstblatt des Morgenblatts von 1831. Nr. 73 — 80 meiner

Untersuchung hierüber schenkt. Da es sich hier nur zum Theil von ausgemachten Thatsachen, im übrigen von Wahrscheinlichkeiten handelt, so kann in Absicht auf letztere füglich kein Streit Statt haben, und ich fühle mich vielmehr verbunden, die im Einzelnen meinen Ansichten dort entgegengesetzten zur Vergleichung zu empfehlen, ohne daß ich mich noch für widerlegt halten könnte, was auch weniger die Absicht des würdigen Verfassers gewesen zu seyn scheint, als die Bedenklichkeiten, die sich gegen meine Darstellung erheben lassen, bemerklich zu machen. Er selbst sagt am Schlusse, er unterstelle meiner Prüfung zunächst seinen kritischen Versuch, und freue sich jeder Widerlegung, die zur Aufklärung des erhabenen Gegenstands diene. Ich bitte nur, meine in der Revision selbst angeführten Schriften damit zusammenzuhalten, um sich zu überzeugen, daß mehrere, besonders exegetische Erinnerungen, mir nicht entgangen waren. Dieß gilt vornehmlich von dem Oberbau (s. Bibeldeutungen S. 290 ff.), der für den Aufriß von großer Wichtigkeit ist. Der Artikel ה 1 Kön. 6, 10 braucht nicht, wie Gr. annimmt, auf die Umgänge V. 5 und 6 hinzuweisen, sondern kann sehr wohl der unbestimmte oder Einheitsartikel seyn, wofür ihn auch frühere Ausleger gehalten haben. Man sehe zu-

gleich, wie 1 Kön. 6, 9 es heißt: »Und er bauete das Haus (die beyden Tempelgemächer, Cella und Sanctuarium begreifend), und vollendete es (führte es ganz in die Höhe), und deckte das Haus mit Balken und Brettern von Cedern«; und wie es nun das Natürlichste ist, weiter aufwärts zu steigen in den Worten V. 10: »Er baute auch eine Bühne über dem ganzen Hause her, fünf Ellen hoch, und deckte (hier eig.: faßte, dachete ein, beschloß zuletzt) das Haus mit Cedernholz«. Das Haus kann sich hier schwerlich auf die Umgänge beziehen, die nirgends darunter begriffen sind, wohl aber auf die das Haus selbst bedeckende Oberbühne. Zugleich wäre die Angabe von fünf Ellen für die drey Umgänge allzu unbestimmt, wenn sie sich bloß auf sie bezöge. Endlich möchte auch aus dieser und der ganzen übrigen Schilderung die gleiche Höhe beyder Gemächer des Hauses zu folgern seyn. Daß das Sanctuarium, wie an einigen andern alten Tempeln, niedriger als die Cella gewesen, steht in Widerspruch mit 1 Kön. 6, 2, wo das ganze Haus zusammen beschrieben wird als 60 Ellen lang, 20 Ellen breit, und 30 Ellen hoch. War nun nach V. 20 das Sanctuarium im Lichten ein Cubus, so folgt für die Cella aufs einfachste die gleiche Höhe bey doppelter Länge (V. 17).

Eben so wenig läßt sich nach V. 7 und 15 mit Stieglitz annehmen, daß die Tempelwände selbst bloßes Holzwerk gewesen, sondern sie waren offenbar von Stein und inwendig mit Cederntafeln verkleidet. Daß die Fenster vergittert gewesen, folgt nicht nothwendig aus dem Ausdruck. Die Thür zum Vorderhaus oder zur Cella mag immerhin ein Viertel der Mauer und die zum Sanctuarium ein Fünftel der Zwischenwand eingenommen haben; allein die Formen רבעית und חמשית (C. 6, 33. 31) vertragen, wenn auch als ἅπαξ λεγόμενα, zugleich die Auslegung von Gevierte und Gefünfte, Viereck und Fünfeck. Das מאת ist dann bey ersterm so viel als ad, secundum, unser aus. V. 31 steht aber dieses Wort nicht, sondern: »Der Ajil (mit) Pfosten (eine) Chamischith«. Unter Ajil läßt sich kaum etwas Anderes als ein Giebel verstehen. Sollte meine Auslegung ohne Vorgang zu kühn scheinen, so hat schon die Vulgata 31: postesque angulorum quinque, und V. 33: postes de lignis olivarum quadrangulatos; obgleich hierunter auch vier- und fünfeckige Pfosten an sich verstanden werden können. Der Sockel und die Hallenstufen bleiben mir aus den anderwärts geäußerten Gründen höchst wahrscheinlich, auch schon der Umbäuewegen (u. vg. 1 Kön.

7, 12); und daß die beyden ehernen Säulen nicht auf dem Sockel sondern neben ihm flach auf dem Boden standen, ließe sich auch dann annehmen, wenn sich aus dem Aegyptischen oder Phönicischen Alterthum kein ähnliches Beyspiel fände, was ich bezweifle, ohne es jetzt genügend constatiren zu können. Die antiquarische Vergleichung darf nie die Freyheit beschränken, in welcher die alte Architektonik sich spielend gefällt. Ein Gleiches that auch die des Mittelalters. Daß bey meiner Berechnung die Maaße wohl zusammentreffen, erkennt der Verf. selber an. Man sehe auch Hesek. 40, 22: »und hatte sieben Stufen, da man zu ihm hinaufging, und seine Halle war vor ihnen« — so daß deren Säulen tiefer stehen mußten. Standen sie nun eben so an der Salomonischen Tempelhalle, so nöthigt uns nichts, die Höhe dieser über die der Cella zu steigern. Was die Capitella betrifft, so wird meiner Ansicht von kleinen Knäufchen am Knauf, wie sie sich an Aegyptischen Säulen finden, eine andre Uebersetzung entgegengestellt, nämlich (1 Kön. 7, 19. 20): »Die Knäufe, welche auf dem Haupt der Säulen (waren, waren) Blumen in der Halle vier Ellen; und die auf den Säulen stehenden Knäufe warens — nämlich vier Ellen im Durchmesser — auch oberhalb an der Bau-

chung, welche jenseits des Geflechtes lag« — so daß das גם sich unmittelbar auf die letzten Worte von V. 19 bezöge, und nur gesagt würde, trotz der Ausbauchung des Kessels sey der oberste Rand des Capitells wieder dem untern an Umfang und Durchmesser gleich geworden, und es habe sonach das Blumenwerk im Durchmesser von vier Ellen an das Architrav oder die Bedachung der Halle angestoßen. Die hier angenommene Ellipse oder Beziehung ist hart, und ich weiß diese neue Uebersetzung nicht zu rechtfertigen, sehe auch keinen Anstand bey dem Gebrauch des gleichen Worts für den Knauf selbst und die kleinen Knäufe, die sich an dessen Bauch anschlossen, welches durch מלעמת ausgedrückt ist, wogegen bey jener Auslegung im Anfang des 20. Verses אשר zu fehlen scheint. Vergleiche ein ähnliches Beyspiel Hesek. 46, 22 von den Nebenhöfen. Diese Nebenknäufe mögen immerhin noch anders als auf meiner Tafel gezeichnet werden. Zu bemerken ist auch, daß bey solchen räthselhaften Beschreibungen eine Erklärung die andre nicht nothwendig ausschließt, sofern sie neben einander bestehen können, wie oben schon bey den Thüren erwähnt worden; eine Sache, die man hier wohl noch weniger glauben wird, als bey der eigentlichen Hebräischen Poesie, und die den-

noch ihre Gründe hat. Nach diesem Grundsatz nehme ich auch die Höhe jedes der Umbäue zu fünf Ellen im Lichten an, obgleich dieses Maaß zunächst für den Oberstock angegeben ist, der eben deßwegen geläugnet wird. Sollten wir nicht rathen und vergleichen, so wäre Alles umständlich und klar gesagt, während jetzt nur Etwas gesagt ist; so hätten auch die Juden bey der Wiedererbauung des Tempels nicht irren können. Man denke also nicht, daß die wörtliche Annahme überall zureicht, z. B. um zu beweisen, daß das Sanctuarium niedriger als die Cella gewesen sey, weil zwar das Maaß des erstern, das der letztern aber nicht insonderheit angegeben ist. In dem Fall müßte auch die Höhe der letztern buchstäblich angegeben seyn, sonst schließe ich aus dem Stillschweigen mit mehrerm Recht, daß sie der des Sanctuariums gleich gewesen. Die Verzierung der Knäufe läßt sich auf mehrere verschiedene Arten denken und darstellen, und nicht bloß nach der Annahme der Revision oder der meinigen; nur läugne ich, daß letztere dem klaren Ausspruche der Schrift widerspreche, und die Zahlen dadurch verdoppelt würden, so auch, daß »wenn die Granatäpfel auf das Gestricke oder Geflechte verketteter Fäden vertheilt gewesen, man dieser Einrichtung gewiß den Namen von Granatäpfel-

reihen nicht ertheilt haben würde«, u. dgl. mehr. Die Schrift gibt leise, zerstreute Andeutungen; danach sollen wir rechnen, verbinden und bilden. Es wäre recht gut, wenn dieses von mehrern geübten und mit dem Asiatischen und Aegyptischen Kunstalterthum bekannten Zeichnern für den ganzen Tempel praktisch in verschiedenen Entwürfen geschähe, und diesen die Citate zum Commentar gegeben würden; auf solche Weise würde sich das Urtheil des Betrachters exegetisch und architektonisch oder plastisch zugleich zurechtfinden können, aber wohl so verschieden ausfallen wie die Zeichnungen, und auch meine Darstellung eine Anzahl Stimmen für sich vereinigen, vielleicht unter der Arbeit mancher Zeichner mit mir einig werden. Manches ist sehr gleichgültig, z. B. ob die zwey Flechten jedes Capitells auf zwey zusammenstoßenden Stäben saßen, oder ob man keine scheidende Zwischenlinie bemerkte. Die von mir gelieferte Zeichnung kann auch nach meiner Auslegung noch verbessert werden, und ich habe eben keine Rosenblätter, sondern kleinere, blumenförmig geöffnete Knäufe haben wollen. Der Verfasser verwickelt sich aber in der That bey seiner bloß buchstäblichen Exegese, indem er sie bald festhält, bald wieder verläßt. So will er צלע 1 Kön. 6, 8 nur von einem

Seitengemach, nicht von einem ganzen Seitengang oder Stockwerk verstanden wissen, gibt dabey aber doch selbst an, daß dieser Singular Hesek. 41, 5. 9. 11 collectiv für alle Gemächer der Umgangsstockwerke stehe. Dann will er die עליות 2 Chron. 3, 9 für gleichbedeutend mit den צלעות oder Seitenkammern, und zwar der zwey obersten Stockwerke, gehalten wissen, um nur die von mir behauptete Attike zu entfernen. Für diese spricht noch die Gewohnheit der Hebräer, dergleichen Obersäle den gemauerten Häusern zu geben, im Gegensatz von den feststehenden oder tragbaren Hütten, und um so erklärbarer ist der oben erwähnte Artikel ה, als auf etwas Bekanntes, gleichsam Erforderliches an dem starken Gotteshause hinweisend, was an dem gleichförmigen Mosaischen Wanderzelt fehlen mußte: »Er bauete auch die Bühne, den Oberstock, über dem ganzen Hause her« ꝛc. Da aber solche Obersäle (über dem Erdgeschoß oder über einem zweyten) nicht immer das ganze untere Dach einnahmen, sondern manchmal nur einzeln stehende Kammern waren (s. 2 Kön. 4, 10), so wird das Wort Alija nicht, sondern Jazua gebraucht, ein Gedecke, Stockwerk, und gesagt, es sey über dem ganzen Hause hergegangen. Ob der Priestervorhof mit seiner Einfassung eckig oder abgerun-

det war, mag dahingestellt bleiben; ich finde gegen letzteres keinen Anstand, und habe mich bereits für die Wahrscheinlichkeit eines umherlaufenden Säulengangs erklärt, mögen die Pfeiler von Stein oder Cedernholz gewesen seyn. Daß die Forschungen über das ganze Bauwerk nicht eingestellt, die Verhandlungen nicht geschlossen bleiben sollen, darüber habe ich mich oben übereinstimmend mit Grüneisen geäußert. Was endlich die mystische oder typische Erklärung betrifft, so ist dafür einiges Weitere in der 10ten Sammlung der Blätter und in deren erstem Aufsatz, Typik betitelt, wirklich geschehen. Hier findet sich auch etwas zur Bestätigung des Oberbaues, so wie der ganzen von mir angenommenen, theils weniger streitigen Construction. Die genauere Entwickelung aber scheint füglicher dem eigenen Nachdenken überlassen zu werden, so lange der antisymbolische Sinn öffentlich herrscht. Ich darf versichern, meine Darstellung nicht hypothetischen Typen angepaßt, sondern um die symbolische Bedeutung des A. T. überhaupt fester zu begründen, ihr in einer strengen Wortauslegung eine Basis gesucht zu haben. Dabey konnte jedoch die Wechselwirkung nicht fehlen, welche Buchstabe und Geist in Werken des Geistes der göttlichen Weisheit auf einander ausüben, und so gewiß ausüben müssen,

daß die bloß grammatische Interpretation, an der Oberfläche hinstreifend, unzählige Irrthümer gebiert. Denn der Verstand des Sachlichen einer Urkunde gehört ohne Zweifel eben sowohl zur Erklärung als der des Sprachlichen; das Sachliche aber im Geisteswort ist nicht bloß das Antiquarische, sondern auch das geoffenbarte Metaphysische mit all seinem Zubehör, und mit seinen natürlichen Abbildern. Der Verf. der Revision, der mit letztern Aeußerungen einverstanden seyn wird, nehme das Obige nur als vorläufige Gegenerinnerungen in Liebe an, und wenn sein und mein Wunsch fortgesetzter gründlichen Untersuchung erfüllt wird, so behalte ich mir dann für die Differenzpunkte eine weitere Stimme vor, indem es angemessen seyn wird, fürerst über seine und meine Ansichten Andre urtheilen zu lassen.

Teutsch oder Deutsch? — Mein alter Lehrer Gatterer pflegte seinen Zuhörern zu rathen, daß sie über die Rechtschreibung dieses Worts nicht streiten möchten, weil beydes recht sey: Teutsch sey hochteutsch, Deutsch aber Nieder- oder Plattteutsch. Da ich nun diesen Satz nie gründlich widerlegt, vielmehr bestätigt gefunden habe, und hochteutsch rede

und schreibe, auch noch andre Gründe hinzukommen, so habe ich bisher geteutscht und nicht gedeutscht, gedenke es auch ferner so zu halten. Wer aber deutschen will, wird mir darum nicht unteutsch seyn.

Typik. Bl. X. S. 35 am Ende kann hinzugelesen werden: Die eherne Schlange steht auch noch in weiterm symbolischen Zusammenhang mit der Schlange des Paradieses, in welche der Feind sich kleidete, und enthält eine weitaussehende Zusage der Wiederbringung. — Daselbst S. 95. Wie die vier Gestalten der Cherubim auch auf Christum als Erlöser Anwendung leiden, kann man bey Joh. Arnd sehen, welcher dieser Reihe nach: Mensch, Ochse, Löwe und Adler, auf die Menschwerdung, geduldige Aufopferung, Auferweckung und Himmelfahrt bezieht, vom wahr. Christ. 4. B. 1. Th. 6. Cap. — Daselbst S. 115 vom Osterlamm, nach »genossen werden soll«: es durfte ihm kein Bein zerbrochen werden, wie dem Herrn am Kreuz; es wurde gegessen mit bittern Salsen oder Kräutern, dem Bild jener seligen Reue und göttlichen Traurigkeit, welche den Genuß am Tische des Herrn begleitet, und mit rc. — Das. S. 124. nach: »Leibrock des Hohenpriesters«: Das ganze Schicksal des Christenthums

liegt bildlich in der Begebenheit, daß bey dem Einzug Jesu die Juden Hosianna! riefen, und bald hernach: Kreuzige ihn! Erst wurde das Christenthum, auch das wiedergereinigte zur Zeit der Reformation, mit Jauchzen aufgenommen, und nach Tagen (Jahrhunderten) wurde es gemißhandelt, verhöhnt und umgebracht, wie im Mittelalter, so heut am Tage. Wenn aber Jesus einzieht, in die Seele und in die Gemeine, so treibt er alles niedrige, selbstsüchtige, betrügerische Gewerbe hinaus. Ferner wie Christus nackt und bloß am Kreuze hing, nicht übrig behielt Leibrock noch Mantel: also werden auch wir im Kreuze beraubt alles dessen, was uns anliegt, werth und bequem ist, uns birgt, wärmt und wohlthut, sey es geistig oder leiblich; ja wir müssen sehen, wie Andre solches Unsrige und uns wohl Gebührende zu benutzen, unter sich zu theilen, darum zu spielen, freye Hände haben, wir nicht, ja uns darob noch höhnen und verschmachten lassen, während unser Haupt von den Dornen des vergeblichen Nachdenkens über unser unbegreifliches Schicksal gemartert wird.

Historische Weissagung. Der Unglaube an die göttliche Eingebung unserer heiligen Bücher, besonders der historischen, rührt bey Vielen

daher, daß sie vom Vermögen des Menschen, in die Vergangenheit wie in die Zukunft zu sehen, keinen Begriff haben. Es hat Jemand unter uns gesagt, ein rechter Geschichtschreiber sey ein rückwärts gekehrter Prophet, und scheint kaum gewußt zu haben, wie treffend seine Definition ist, welche man seitdem als einen Scherz behandelt hat. Inzwischen könnte selbst Homer (aus dem überhaupt viel zu lernen ist) uns sagen, was an der Sache sey. Er spricht von dem Seher Kalchas, und sagt (Il. I, 70): »Welcher wußte was ist, was seyn wird, und was zuvor war.« Also für Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit war ihm der Seherblick geöffnet, und ein Gleiches findet sich noch heute bey den Sehern, die durch natürlichen oder künstlichen Magnetismus oder sonst in Ekstase kommen. Um so mehr konnte der Geist der heiligen Geschichtschreiber sie über die Vergangenheit, selbst bis ins Kleinste verständigen. Die Gelehrten der Synagoge wußten dieß sehr wohl, daher nannten sie die Schriften, die auf die unläugbar von Gott gegebene Thora folgen, nämlich Josua, Richter, Samuel und Könige, die vordern Propheten (n'bhiim rischonim), und was wir gewöhnlich Propheten nennen, heißen bey ihnen die andern oder hintern Propheten (n'bhiim acheronim), womit eben

auch ausgedrückt wird, daß jene in die Vorzeit, diese in die Nachzeit schauen. Was nun ein heiliger Geschichtschreiber selbst erlebt oder von Andern gehört, oder auch in fremden Schriften gefunden hat, hierüber läßt ihn der empfangene Geist vollkommen klar sehen, und es kann nie die Zweifelsfrage entstehen: Woher hat, woher weiß er das? Er weiß Alles, auch was er nie gesehen oder gehört hat, durch eben diesen heiligen Geist, und die menschliche Mittheilung ist hiebey gleichgültig, wiewohl Gott nie ein unnöthiges Wunder thut, also auch einen Menschen durch den andern unterrichten läßt.

Die Wochentage (zu Bl. X. 375). Bey v. Bohlen, das alte Indien ꝛc. Thl. 2. S. 246 heißt es: »Den Germanischen Völkern möchte Ideler erst die Wocheneintheilung nach den Planeten seit der Bekanntschaft mit dem Christenthume zuschreiben, worauf man später die Römischen Götternamen mit heidnischen vertauscht habe; indessen dürfte wohl der alte, bey Mainz gefundene Altar mit den Tagesgöttern: Sonne, Mond, Tyr oder Mars, Wodan, Thor, Freya und Sater, auf die vorchristliche Zeit zurückgehn« ꝛc. Es ist nicht wohl zu begreifen, wie nach Annahme des Christenthums die Wochen-

tage erst mit heidnischen Götternamen sollten belegt worden seyn. Von den Wochenplaneten bey den Indiern heißt es daselbst: »Die Wandelsterne selbst werden in alten Schriften genannt, und es gibt sogar eigne Gebete an sie; sie erscheinen unter denselben Sagen, wie im übrigen Asien: Venus, hier eine männliche Gottheit, und Merkur, sind glückliche Sterne, Jupiter, als Lehrer der Götter, in hohem Ansehn, und dagegen Saturn (Sanis, der Langsame) unheilbringend, daher ihm der Rabe geweiht, der allenthalben als Anzeichen des Unglücks, der Trennung und der Regenzeit erscheint. Nach ihnen werden die Wochentage auf unsere Weise geordnet: Tag des Sûryas oder der Sonne, des Chandras, Monds, des Mangalas, Mars, des Buddhas, Merkurs, des Vrihaspatis, Jupiters, des Sukras, der Venus, des Sanis, Saturns. Der Sonntag ist unter diesen am geheiligtsten« rc. Auffallend ist hiebey die gleiche Bedeutung von Sanis mit dem Hebräischen Schabthai. Es wird auch (S. 250) bemerkt, »daß die Inder auf demselben Wege durch Stundenvertheilung zu ihren Wochentagen gelangen«, wobey mit dem Sonntag angefangen wird. Wenn aber der Verf. glaubt, daß diese Anordnung von den Hebräern, »welche aller Astrologie abhold waren, unmöglich

getroffen werden konnte«, so wäre dagegen Einiges zu erinnern (vg. 1 Mos. 1, 14); und wie die Alten sie den Aegyptern, der Verf. zunächst den Chaldäern und vor ihnen wohl am liebsten den Indern zueignen will, so erscheint sie vielmehr allen alten Völkern gemeinschaftlich, gründet sich auch auf das für die Astrologie allgemein angenommene scheinbare oder geocentrische System, welches als praktische Grundlage der Beobachtung der Sterneinflüsse neben dem astronomischen, wahren oder heliocentrischen, sehr wohl besteht. Denn bey diesem handelt sichs von dem Verhältniß unsers Planetenhimmels an sich, bey jenem von seinem Verhältniß, mit Einschluß von Sonne und Mond, zu unserer Erde; wie z. B. eine perspectivische Ansicht oder ein Panorama einer Stadt oder Gegend, von einem gewissen Standpunkt aufgenommen, sich mit einem Grundriß derselben vollkommen verträgt, und wie man bey letzterm die Eindrücke nicht gewahr wird, die man auf jenem Standpunkt erhält. Es ist also unweise, das geocentrische System bloß von der Unwissenheit des Alterthums herzuleiten, welches eben so viel heißt, als die Abbildung unsers Sternhimmels verwerfen, weil er nicht der von der Sonne aus gesehene ist.

Wortreichthum. Man denke sich ein Häuflein Demanten, das verkaufe man um Goldstücke nach seinem Werth, diese setze man um in Silber, dieses in Kupfer, dieses in Bley, so wird die Masse immer größer, schwerer, aber unedler werden. So geht es auch mit den vielen Worten. Unsere Zeit kennt den Werth der Zeit nicht mehr. Lange Reden und dicke Bücher sind ein großes Uebel. Es ist oft gesagt, und wird schlecht befolgt.

X.

Harfenklänge.

1.

Der Palmbaum.

In der Wüste wachsen Palmen,
Geben Schatten, geben Früchte.
Durch des Lebens Wüste wandernd
Fand ich einen edeln Palmbaum,
Saß im Schatten, aß der Früchte,
Trug den Samen mit davon.
Als die Kerne aufgegangen,
Lispelnd schon sich Blättlein regten
Im Gespräche mit dem Winde,
Der sie mahnte groß zu werden,
Pflanzt' ich hier und da die Stämmchen,
Sä'te Blumen auch dazwischen,
Bis ein Garten draus erwuchs.
Kann dich nun der Bäume Schatten,
Können dich die Früchte laben,

Oder der Geruch der Blumen,
Dann gedenke jenes Palmbaums;
Oder wenn du ihn nicht kennest,
Frag ein Kindlein, wer er sey.

2.
Neujahr.

Freudig will ich dich erheben,
Gott mein Theil,
Sieg und Heil
Gibst du, Glück und Leben.
Zeiten kommen, Zeiten gehen,
Doch ein Hort
Hier und dort
Bleibst du ewig stehen.

Will ich mich mit Kummer plagen:
Sorgen sind
Sturm und Wind,
Können mir nichts sagen.
Wollt' ich im Gestirn ergründen,
Was die Zeit
Mir verleiht:
Gott kann ich nicht finden.

Ueber aller Himmel Wegen
Geht dein Pfad,

Klug von Rath,
Voller Treu und Segen.
Aug' und Ohr hat nie vernommen,
Was du meinst,
Nun und einst
Schenkest deinen Frommen.

Was du thust ist Vaterliebe;
Niemand weiß
Ihren Fleiß,
Ihre zarten Triebe.
Wo des Cherubs Fittig rauschet,
Geht dein Wort
Ewig fort,
Das kein Mensch belauschet.

Häng' ich fest an deinem Willen:
Jedes Ding,
Wie gering,
Muß mein Wohl erfüllen.
Sollt' auch Berg und Fels zersplittern:
Du hältst lind
Stets dein Kind,
Wehrest mir zu zittern.

Nur nach deinen Rechten schauen
Heißt du mich,
Dann auf dich
Zweifellos vertrauen.

Deinem tapfern Streiter lohnen
Mit dem Sohn
Vor dem Thron
Ueberwinderkronen.

3.

Geduld.

Als Christus ausgekreuzigt war,
So stand er in der Heil'gen Schaar;
Zu Spott war da der Hölle Grimm,
Und Gottes Engel dienten ihm.

Wenn ich auch ausgekreuzigt bin,
So fahr' ich zu dem Heiland hin,
Wo Selige und Engel rein
Werden meine Gesellen seyn.

Ich kann nichts thun in meiner Schmach,
Denn stille harren Tag vor Tag,
Bis ich den Glanz von Zions Höh'
In meine Kammer leuchten seh.

Kein Mensch reicht an den nächsten Stern,
Der Abgrund liegt ihm auch zu fern,
Und seiner Augen Thränenfluth
Löscht nimmer seiner Wünsche Gluth.

Es ist ein Herr, der tödten kann,
Und richtet frisches Leben an,

In Fesseln schlägt und machet frey,
Schafft Nacht und schafft den Morgen neu.

Der Herr, versenkt in Todesnoth,
Und auferstanden von dem Tod
Der Herr, der zuschleußt und auch auf,
Der krönt einst meines Kampfes Lauf.

4.

Zwischenstand.

Ob lang die Wege dauern?
Ob stets der Sinne Mauern
Mich scheiden von dem Licht?
Ob ich soll immer trauern?
Du weißts, ich weiß es nicht.

Mir schien zum Loos hienieden
Der Unschuld Ruh beschieden,
Ich wollte kindlich seyn.
Da ward zum Streit mein Frieden,
Zur Nacht mein Sonnenschein.

Ich mußte mich erkennen,
Ich mußt' in Reue brennen,
Die Freude ward Gefahr.
Vom Herzen mußt' ich trennen,
Was ihm das Liebste war.

Ein Berg voll steiler Höhen
Befahl mir aufzusehen,

Wohin ich nie geglaubt.
Ich konnt' ihn nicht ergehen,
Stets höher ward sein Haupt.

O! gib mir Adlerschwingen,
Mit Kraft emporzudringen,
Wo du mich hin bestellt.
Laß mich die Engel bringen
In deine Lebenswelt.

5.

Der liebenden Seele.

Deine Liebe wirst du finden
In des Paradieses Gründen,
Wo man reiner liebt.
Hier ist Liebe nur von Erde;
Daß sie wahr und himmlisch werde,
Wird ihr Herz betrübt.

Liebe den, der dich erkaufet;
Seine Liebe ist getaufet
Mit dem Strom des Bluts.
Tauche dich in diese Fluthen,
Laß wie er die Seele bluten
Festen Liebesmuths.

Seine Glieder sind verbunden,
Trennen können keine Stunden,
Was in ihm sich fand;

Ewigkeiten nie vereinen,
Die sich zu umfassen scheinen,
Und nicht Er verband.

Täuschung webt dem Auge Schleyer,
Masken sind nicht ungetreuer
Als des Fleisches Bild.
Ist der Ahnung Rausch verflogen,
Kommt ein Strom dahergezogen,
Der voll Wermuth quillt.

Deiner Sehnsucht Schmerz zu stillen,
Opfre dich und deinen Willen
Auf dem Brandaltar.
Der dich je und je gemeinet,
Bringt sich selbst, wann er erscheinet,
Dir zum Gatten dar.

6.

Der Elende.

Wem du alle Freuden hast verschlossen,
Wen du an das Kreuz geschlagen hast,
Solchem werden Lebensblüthen sprossen
Aus dem Holz, das seine Glieder faßt.

Welchem du der Erde Süßigkeiten
Und die Würzen ihrer Lust vergällt,
Engel werden ihm die Kost bereiten
Aus den Schätzen einer bessern Welt.

Wem zur Speise seine Seufzer dienen,
Seiner Thränen Quell zum Labewein,
Ihm muß Korn und Most in Eden grünen,
Und die Ernte Götterwonne seyn.

Schleuß nur zu der gift'gen Frucht Verderben,
Und der Sinnengüter Täuscherey;
Aber laß den Bettler Kronen erben,
Laß ihn darben, daß er selig sey.

7.

Sehnsucht nach dem Paradiese.

Ins Paradies, ins Paradies,
Dahin geht mein Begehr
Hinaufzudringen;
Mögen Andre Land und Meer
Auf der Harfe singen,
Und Städte schön und Freuden süß;
Ich will ins Paradies.

In diese Welt voll Finsterniß und Schmerz
Ist einst mein Ahn
In seiner Täuschung Wahn
Herabgestiegen.
Sie treibet grausam nun mein Herz
Zu tödtlichem Vergnügen;
Und ihrer sauern Dienste Sold
Ist falsches Gold.

Mag sie doch Andern scheinen hold,
Und ihre Früchte wundersüß;
Ich will ins Paradies.

Die Arme streckt
Ein Bäumlein aus, mich zu empfangen;
Sein Stamm in harter Erde steckt,
Sein Haupt gen Himmel thut langen;
Das trug einst eine Frucht,
Vor allen Früchten ausgesucht,
Die in den Gärten prangen.
Uns labt noch heut ihr Saft
Auf dieser Pilgrimschaft,
Und stillet jegliches Verlangen.
Der Baum heißt Kreuz, die Frucht heißt Gottes Sohn,
Und aus dem Kreuze ward ein Thron.

Der Thron der Welt;
Hoch überm Sternenzelt
Sind seine Füße einsenket.
Dahin, dahin wird auch mein Lauf gelenket.
Sterb' ich am Kreuz, fahr' ich ins Paradies,
Wohin der Herr den Sünder wies,
Der Herr, der mein wie sein gedenket,
Und führet mich von dort auf höhrer Bahn
Zum Thron des Reichs, zu seinem Thron hinan.

8.

Der Büßende.

Ein Büßender ließ einst im stillen Wald
Sich weinend auf die Kniee nieder;
Verklungen waren seine Lieder,
Ein jedes Blatt nur Seufzer wiederhallt.

Umsonst empor zum Heiligsten gekehrt,
Der seine Sünden all getragen,
Beginnt er fieberhaft zu zagen,
Und sein Geschrey verströmet unerhört.

Verzweiflung stöhnt wie Sturm durch seinen Mund,
Sein Herz verklagt sein ganzes Leben,
Kein Kampf will ihm den Frieden geben,
Verdammniß öffnet rings den Flammenschlund.

Da steht, als ihm die Sinne fast verglühn,
Ein lichter Engel, wie im Traume,
Rechts neben ihm an nahen Baume,
Wo Lilien, die er gepflanzt, erblühn.

Die vollste bricht vom Stamm der holde Gast,
Und gibt ihm ihren Duft zu riechen:
»Dieß Haupt mag nicht mehr sich verkriechen«,
Spricht freundlich er, »das du erzogen hast.«

»Aus Grund und Moder stieg ihr Keim empor,
Nun lobt sie den der sie entfaltet;
Er, der auch über Seelen waltet,
Erzieht aus Sündern sich des Himmels Flor.«

»Bewahr dieß Gleichniß für die Erdenfrist;
Verzage nicht um dein Entstehen,
Vergiß es nicht; einst wirst du sehen,
Wenn man dich bricht, was du geworden bist.«

9.

Der ärmste Mann.

Der nicht leben kann,
Ist ein armer Mann;
Doch der nicht helfen kann,
Das ist der ärmste Mann.

10.

Zweyerley Verdruß.

Zweyerley Dinge verdrießen mich sehr, so oft ich sie finde:
Erstlich zum alten Lied neu Melodiengebäck.
Laß doch dem Menschen sein Herz, und dem Fisch sein natürliches Wasser;
Also dem Liede den Ton, drin es geboren und lebt!
Zweytens thun mir Verdrieß die armen Liederverbeßrer,
Lahm am Glauben und lahm an der poetischen Kraft.

11.

Paul Gerhards Frühlingslied.

Verbessert *).

Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben.
Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe wie sie dir und mir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narcissenblum' und Tulipan'
Hat schönern Zierrath angethan
Als Salomos Geschmeide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleugt aus seiner Kluft,
Und flattert in die Wälder.
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

*) Dieses Lied und der hernach folgende Jubilus Bernhardi mit seiner neuen Uebersetzung gehören zu der von mir besorgten neuen Ausgabe von Joh. Arnds wahrem Christenthum und Paradiesgärtlein, welche zu Frankfurt bey H. L. Brönner erscheint.

Die Glucke führt ihr Küchlein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist die Jungen.
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh,
Ist froh und kommt von seiner Höh'
Ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in den Sand,
Und kränzen sich an ihrem Rand
Mit schattenreichen Myrten;
Die Wiesen tränken sich dabey,
Und schallen ganz vom Lustgeschrey
Der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschaar
Fleugt hin und her, sucht immerdar
Die edle Honigspeise.
Des süßen Weinstocks frischer Saft
Wirkt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächset mit Gewalt;
Darüber jauchzet Jung und Alt,
Und rühmt die große Güte,
Die uns so überflüssig labt,
Und mit so manchem Glück begabt
Das menschliche Gemüthe.

Ich selber kann und mag nicht ruhn,
Des großen Schöpfers großes Thun

Erweckt mir alle Sinne.
Ich singe mit, wenn Alles singt,
Daß, was des Höchsten würdig klingt,
Aus meinem Herzen rinne.

Ach, denk' ich, ist es hier so schön,
Und läßt Du uns so lieblich gehn
Hienieden schon auf Erden:
Was wills doch wohl nach dieser Welt,
Dort in dem goldnen Himmelszelt
Und seinen Auen werden?

Welch hohe Lust, welch heller Schein,
Wird einst in Christi Garten seyn!
Wie muß es da wohl klingen,
Wo so viel tausend Seraphim
Mit unvergleichlich hehrer Stimm'
Ihr Halleluja singen!

O wär' ich da, o stünd' ich schon,
Ach süßer Gott, vor deinem Thron,
Und trüge meine Palmen!
So wollt' ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit bessern Freudenpsalmen.

Doch gleichwohl will ich, weil ich noch
Hier trage dieses Leibes Joch,
Auch nicht undankbar schweigen.
Mein Herze soll sich fort und fort,

An diesem und an allem Ort,
Zu deinem Lobe neigen.

Hilf mir und segne meinen Geist
Mit Segen der vom Himmel fleußt,
Daß ich dir stetig blühe.
Gib daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seele früh und spat
Viel Glaubensfrücht' erziehe.

Mach in mir deinem Geiste Raum,
Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Und laß mich Zweige treiben.
Verleihe, daß zu deinem Ruhm
Ich deines Gartens schöne Blum'
Und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Paradies,
Und laß mich gleich der Frühlingswies'
An Leib und Seele grünen.
So will ich dir und deiner Ehr'
Allein, und keinem Andern mehr,
Hier und dort ewig dienen.

Mein Salomo,
von Dr. Richter.
Verbessert.

Mein Salomo, dein freundliches Regieren
Stillt alles Weh, das meinen Geist beschwert.

Wenn sich zu dir mein blödes Herze kehrt,
So läßt sich bald dein Friedensgeist verspüren.
Dein Gnadenblick zerschmelzet meinen Sinn,
Und nimmt die Furcht und Unruh von mir hin.

Gewiß, mein Freund gibt solche edle Gaben,
Als alle Welt mir nicht verschaffen kann.
Schau an die Welt, schau ihren Reichthum an,
Er kann ja nicht die müden Seelen laben.
Mein Jesus kanns, er thuts im Ueberfluß,
Wenn alle Welt sich arm bekennen muß.

O süßer Freund, wie wohl ist dem Gemüthe,
Das im Gesetz sich schwer ermüdet hat,
Und nun zu dir, dem Seelenleben, naht,
Und schmeckt in dir die wundersüße Güte,
Die alle Angst, die alle Noth verschlingt,
Und unsern Geist zu sanfter Ruhe bringt!

Mein trauter Freund, wenn deiner Liebe Zeichen
Dieß arme Herz so lind, so warm durchgehn,
Fühl' ich in mir ein reines Licht entstehn,
Darin ich kann das Vaterherz erreichen;
Darin die Seele nur Vergebung spürt,
Und eine Gnadenfluth die andre rührt.

Je mehr sich dann das Herz zum Vater kehret,
Je mehr es Kraft und Seligkeit genießt,
So daß es ganz der Eitelkeit vergißt,
Die sonst den Geist gedämpfet und beschweret.

Je mehr das Herz den süßen Vater schmeckt,
Je mehr es wird zur Heiligung erweckt.

Der Gnadenquell, der in der Seele fließet,
Wird ewig ihr ein Brunn des Lebens seyn.
Ins Meer des Lebens gießt er sich hinein,
Das Lebensströme wieder von sich gießet.
Von dieses Wassers regem Wechsellauf
Geht hundertfache Frucht des Geistes auf.

Wenn sich in dir des Höchsten Klarheit spiegelt,
Die Freundlichkeit von seinem Angesicht,
So flieht der Harm, dein ganzer Mensch wird Licht,
Das Heimliche der Weisheit wird entsiegelt,
Ja selber du in solches Bild verklärt,
Und aller Kraft der Sünden abgewehrt.

Was dem Gesetz unmöglich war zu geben,
Das bringt alsdann die Gnade selbst herfür,
Sie wirket Lust zur Heiligkeit in dir,
Und ändert nach und nach dein ganzes Leben,
Indem sie dich aus Kraft in Kräfte führt,
Und mit Geduld und Langmuth dich regiert.

Möcht' ich nur stets auf dich, mein Heiland, schauen!
Besuche mich, du Aufgang aus der Höh,
Daß ich das Licht in deinem Lichte seh'
Und müsse lediglich der Gnade trauen.
Kein Fehler sey so groß und schwer an mir,
Der mir verschließe deiner Liebe Thür.

Wenn mein Gebrech mich vor dir niederschläget,
Wenn es den Geist der Kindschaft in mir dämpft,
Wenn das Gesetz mit meinem Glauben kämpft,
Und lauter Angst und Furcht in mir erreget:
So laß mich dann dein Mutterherze sehn
Und neue Kraft und Zuversicht entstehn.

So ruh' ich nun, mein Heil, in deinen Armen,
Du selbst sollst mir mein ew'ger Friede seyn;
Ich hülle mich in deine Sanftmuth ein;
Mein Element ist einzig dein Erbarmen.
Und weil du mir mein Ein und Alles bist,
Hab ich genug, wenn dich mein Geist genießt.

13.

Jubilus Sti. Bernhardi de nomine Jesu.	Lobgesang des h. Bernhard vom Namen Jesu.
1. Jesu dulcis memoria,	1. Wer, süßer Jesu, dein gedenkt,
Dans cordi vera gaudia;	Mit Freude wird sein Herz getränkt;
Sed super mel et omnia	Doch ist kein Seim und nichts der Art,
Ejus dulcis praesentia.	Wie deine süße Gegenwart.
2. Nil canitur suavius,	2. Nichts Lieblichers man singen kann,
Nil auditur jucundius,	Nichts Wonnigeres höret man,
Nil cogitatur dulcius,	Nichts Süßeres zu denken ist,
Quam Jesus, Dei filius.	Als der Sohn Gottes Jesus Christ.

3. Jesu, spes poenitentibus,	3. Du Hoffnung deß, der bessert sich,
Quam pius es petentibus!	Wie freundlich dem, der bittet dich!
Quam bonus es quaerentibus!	Wie gütig dem, der suchet dich!
Sed quid invenientibus!	Aber was dem, der findet dich!
4. Jesu, dulcedo cordium,	4. Jesu, der Herzen süße Wonn',
Fons vivus, lumen mentium,	O Lebensquelle, Geistersonn',
Excedens omne gaudium	O mehr denn alle Fröhlichkeit,
Et omne desiderium.	Und über alle Wünsche weit!
5. Nec lingua valet dicere,	5. Die Zunge kann es sagen nicht,
Nec litera exprimere;	Noch eines Schreibers Wort es spricht,
Expertus potest credere,	Es glaubt es der erfahrne Geist
Quid sit Jesum diligere.	Allein, was Jesum lieben heißt.
6. Jesum quaero in lectulo,	6. Auf meinem Lager sucht mein Sinn,
Clauso cordis cubiculo;	In meines Herzens Kammer ihn;
Privatim et in publico	Daheim und draußen öffentlich
Quaeram amore sedulo.	Such' ich ihn liebend emsiglich.
7. Cum Maria diluculo	7. Mit Marien beym Dämmerschein
Jesum quaeram in tumulo,	Such' ich Jesum im Grabe sein,
Clamore cordis querulo,	Durch meines Herzens kläglich Schreyn,
Mente quaeram, non oculo.	Mit Augen nicht, im Geist allein.

8. Tumbam perfundam fletibus,	8. Will Thränen schütten auf die Gruft,
Locum replens gemitibus,	Mit Seufzern füllen hier die Luft,
Jesu provolvar pedibus,	Zu Jesu Füßen fallen hin,
Strictis haerens amplexibus.	Und unablöslich halten ihn.
9. Jesu, rex admirabilis,	9. Jesu, der wunderbar regiert,
Et triumphator nobilis,	Ob allen Feinden triumphirt,
Dulcedo ineffabilis,	Unaussprechbare Süßigkeit,
Totus desiderabilis.	Dich wünsch' ich ganz und allezeit.
10. Mane nobiscum, Domine,	10. Bleib, Herr, bey uns und weiche nicht,
Et nos illustra lumine,	Erleuchte uns mit deinem Licht,
Pulsa mentis caligine,	Vertreib der Seele Dunkelheit,
Mundum replens dulcedine.	Erfüll die Welt mit Fröhlichkeit.
11. Quando cor nostrum visitas,	11. Wenn Jesus unser Herz besucht,
Tunc lucet ei veritas,	Dann glänzet ihm der Wahrheit Zucht,
Mundi vilescit vanitas,	Wird matt der Erde Eitelkeit,
Et intus fervet charitas.	Und innen brennt nur Zärtlichkeit.
12. Amor Jesu dulcissimus,	12. Die Liebe Jesu ist so süß,
Et vere suavissimus,	Und so holdselig ihr Genieß,
Plus millies gratissimus,	Daß tausendmal sie holder minnt,
Quam dicere sufficimus.	Als wir zu sagen fähig sind.
13. Hoc probat ejus passio,	13. Das zeiget uns sein Leiden groß,
Et sanguinis effusio,	Da er sein theures Blut vergoß,

Per quam nobis redemtio	Dadurch uns der Erlösung Stand
Datur et Dei visio.	Und Gott zu schaun wird zugewandt.
14. Jesum omnes agnoscite,	14. Erkennet Jesum allzumal,
Amorem ejus poscite;	Verlangt nach seiner Liebe Strahl,
Jesum ardenter quaerite,	Sucht Jesum brennend von Begier,
Quaerendo inardescite.	Suchend entbrennet mehr von ihr.
15. Sic amantem diligite,	15. So liebet den, der euch geliebt,
Amoris vicem reddite,	Gebt Liebe dem, der Liebe gibt;
In hunc odorem currite,	Lauft nach der Spur, die er euch zeigt,
Et vota votis reddite.	Der Neigung brünstig zugeneigt.
16. Jesus auctor clementiae,	16. Der Ursprung er der Gütigkeit,
Totius spes laetitiae,	Die Hoffnung aller Seligkeit,
Dulcoris fons et gratiae,	Der Wonnen und der Gnaden Quell,
Verae cordis laetitiae.	Macht wahrhaft in dem Herzen hell.
17. Jesu mi bone, sentiam	17. Mein guter Jesus, gib mir viel
Amoris tui copiam,	Von deiner Liebe das Gefühl;
Da mihi per praesentiam	Gib mir in Gegenwärtigkeit
Tuam videre gloriam.	Zu schauen deine Herrlichkeit.

18. Quum digne loqui nequeam De te, tamen non sileam. Amor facit ut audeam, Quum solum de te gaudeam.	18. Ob würdig auch mein Mund nicht spricht Von dir, doch will ich schweigen nicht. Die Liebe macht mich also dreist, Weil du alleine mich erfreust.
19. Tua, Jesu, dilectio Grata mentis refectio, Replens sine fastidio, Dans famem desiderio.	19. Deine Liebe, o Jesus Christ, Der Seele holdes Labsal ist; Sie sättigt ohne Ueberdruß, Und macht uns hungrig im Genuß.
20. Qui te gustant, esuriunt; Qui bibunt, adhuc sitiunt; Desiderare nesciunt Nisi Jesum, quem diligunt.	20. Wer von dir ißt, den hungert doch, Wer von dir trinkt, den dürstet noch; Er wünscht sich nichts mehr in der Welt, Weil Jesus ihm allein gefällt.
21. Quem tuus amor ebriat, Novit quid Jesus sapiat. Quam felix est qui sentiat! Cor est ultra quod cupiat.	21. Wer deiner Liebe trunken ist, Der weiß, wie süß du, Jesu, bist. Wie glücklich, der dich recht erfährt! Das Herz hat mehr als es begehrt.
22. Jesu, decus angelicum, In aure dulce canticum, In ore mel mirificum, In corde nectar caelicum.	22. Jesu, du Zierde engelschön, Im Ohr ein holdes Lobgetön, Ein Wunderhonig in dem Mund, Ein Himmelstrank im Herzensgrund.

23. Desidero te millies;	23. Ich seufze tausendmal nach dir;
Mi Jesu, quando venies?	Mein Jesu, wann erscheinst du mir?
Me laetum quando facies?	Wann wirst du mich erfreudigen?
Me de te quando saties?	Wann mich mit dir ersättigen?
24. Amor tuus continuus	24. Die Liebe dein, die nie vergeht,
Mihi languor assiduus;	Macht stets mich schmachten früh und spät;
Mihi Jesus mellifluus	In Jesu mein Verlangen sucht
Fructus vitae perpetuus.	Die ewig süße Lebensfrucht.
25. Jesu, summa benignitas,	25. Jesu, du höchste Mildigkeit,
Mihi cordis jucunditas,	Und meines Herzens Freudigkeit,
Incomprehensa bonitas,	Du unbegriffne Gütigkeit,
Tua me stringat charitas.	Umfahn mich mit Zärtlichkeit.
26. Bonum mihi diligere	26. Jesum lieben ist heilsam sehr,
Jesum, nil ultra quaerere,	Und außer ihm nichts suchen mehr,
Mihi prorsus deficere,	Und wenn ich gänzlich mir entsag',
Ut illi queam vivere.	Auf daß ich ihm nur leben mag
27. O Jesu mi dulcissime,	27. Mein Jesu, Allersüßester,
Spes suspirantis animae,	Du Seelenhoffnung Seufzender,
Te quaerunt piae lacrimae,	Die frommen Zähren suchen dich,
Te clamor mentis intimae.	Das Herz zu dir schreyt inniglich.
28. Quocumque loco fuero,	28 Und wo ich bin, da sehnt mein Sinn
Meum Jesum desidero;	Sich stets zu meinem Jesu hin;

Quam laetus, quum invenero!
Quam felix, quum tenuero!

Wie fröhlich, könnt' ich finden ihn!
Wie selig, könnt' ich halten ihn!

29. Tunc amplexus, tunc oscula,
Quae vincunt mellis pocula;
Tunc felix Christi copula;
Sed in his parva morula.

29. Das Herzen dann, das Küssen sein,
Ist lieblicher als Honigwein;
Dann ist ein glücklicher Verein.
Doch ach der Augenblick wie klein!

30. Jam quod quaesivi video;
Quod concupivi teneo;
Amore Jesu langueo,
Et corde totus ardeo.

30. Was ich gesucht, das seh' ich nun,
Was ich begehrt, das hab' ich nun.
Vor Jesu Liebe bin ich schwach,
Es flammt mein ganzes Herz ihm nach.

31. Jesus quum sic diligitur,
Hoc amor non exstinguitur,
Tepescit, nec emoritur,
Plus crescit et accenditur.

31. Wenn Jesus also wird geliebt,
Wird drum die Liebe nicht getrübt,
Sie wird nicht lau und nicht verzehrt,
Ihr Wachsthum nur und Brand gemehrt.

32. Hic amor ardet jugiter,
Dulcescit mirabiliter,
Sapit delectabiliter,
Delectat et feliciter.

32. Solch Lieben lodert immerdar,
Versüßet sich ganz wunderbar,
Schmeckt köstlich über alle Kost,
Ergötzt und macht den Muth getrost.

33. Hic amor missus caelitus	33. Solch Lieben himmelher gesandt,
Haeret mihi medullitus,	Greift mir ins Mark mit starker Hand,
Mentem incendit penitus,	Setzt gründlich meine Seel' in Brand,
Hoc delectatur spiritus.	Und schafft Vergnügen dem Verstand.
34. O beatum incendium,	34. O du glückselig heiße Brunst,
Et ardens desiderium!	Und feurige gewünschte Gunst!
O dulce refrigerium,	O kühlend Labsal, das es gibt,
Amore Dei filium!	Wenn man den Sohn des Höchsten liebt!
35. Jesu, flos matris virginis,	35. Jesu, der Mutter-Jungfrau Blum',
Amor nostrae dulcedinis,	Und lieblich Evangelium,
Tibi laus, honor numinis,	Dir sey der Gottheit Lob und Ruhm,
Regnum beatitudinis.	Ein ewig Reich dein Eigenthum.
36. Veni, veni, rex optime,	36. Komm, komm, o bester König, her,
Pater immensae gloriae,	Du Vater ungemeßner Ehr',
Effulge menti clarius,	Erleuchte mich mit hellerm Schein,
Jam exspectate saepius.	Ich warte schon so lange dein.
37. Jesu, sole serenior,	37. Jesu, klärer denn Sonnenlicht,
Et balsamo suavior,	Dir gleicht der beste Balsam nicht,
Omni dulcore dulcior,	Süßer denn alle Süßigkeit,
Prae cunctis amabilior.	Liebwerther als was Liebe beut.

38. Cujus gustus sic adficit,	38. Deß Wohlgeschmack mich so entzückt,
Cujus odor sic reficit,	Deß Wohlgeruch mich so erquickt,
In quo mens mea deficit,	Vor dessen Macht mein Herz erliegt,
Solus amanti sufficit.	Der Liebenden allein genügt.
39. Tu mentis delectatio,	39. Du bist der Seele Vollgenuß,
Amoris consummatio,	Des Liebesglückes Ueberfluß;
Tu mea gloriatio,	Mein Ruhm ist nur auf dich gestellt,
Jesu, mundi salvatio.	Jesu, du Heil der ganzen Welt.
40. Mi dilecte, revertere,	40. Kehr heim, o Freund, zu deinem Lohn,
Consors paternae dexterae;	Und theile dort des Vaters Thron;
Hostem vicisti prospere,	Den Feind hast du der Macht entsetzt,
Jam caeli regno fruere.	Geneuß des Himmels Herrschaft jetzt.
41. Sequar quocumque ieris,	41. Wohin du gehst, da folg' ich hin,
Mihi tolli non poteris,	Nichts kann dich fürder mir entziehn,
Quum meum cor abstuleris,	Nachdem du mir mein Herz geraubt,
Jesu, laus nostri generis.	Du Stolz der Menschheit, die dir glaubt.
42. Caeli cives, occurrite,	42. Ihr Himmelsbürger, steht bereit,
Portas vestras attollite,	Und macht ihm eure Thore weit;

Triumphatori dicite:	Zum Sieger sprecht voll Dankbegier:
Ave, Jesu, rex inclyte!	Willkommen, Ehrenkönig, hier!
43. Rex virtutum, rex gloriae,	43. Du König aller Tugenden,
Rex insignis victoriae,	Begnadiger der Sündigen,
Jesu, largitor veniae,	Jesu, der herrlich überwand,
Honor caelestis patriae.	Schmück nun dein himmlisch Vaterland.
44. Tu fons misericordiae,	44. Du Brunnquell der Barmherzigkeit,
Tu vere lumen patriae,	Zur Heimath strahlendes Geleit,
Pelle nubem tristitiae,	Die Wolke scheuch der Traurigkeit,
Dans nobis lucem gloriae.	Gib uns das Licht der Seligkeit.
45. Te caeli chorus praedicat,	45. Das Chor des Himmels preist dein Lob,
Et tuas laudes replicat.	Und wiedertönt, was dich erhob.
Jesus orbem laetificat,	Jesus macht fröhlich alle Welt,
Et nos Deo pacificat.	Hat uns den Frieden hergestellt.
46. Jesus in pace imperat,	46. Er herrscht im Frieden uns geneigt,
Quae omnes sensus superat;	Der alles Denken übersteigt;
Hanc mea mens desiderat,	Nach solchem strebt mein Geist hinan,
Et ea frui properat.	Eilt, ob er ihn genießen kann.
47. Jesus ad Patrem rediit,	47. Jesus empor zum Vater fuhr,
Caeleste Numen subiit.	Zu Gott führt' ihn der Himmel Spur.

Cor meum a me transiit,	Ihm nach entwich mein liebend Herz,
Post Jesum simul abiit.	Und ging mit Jesu himmelwärts.
48. Quem prosequemur laudibus,	48. Es folg' ihm unser Lobgetön,
Votis, hymnis et precibus,	Gelübde, Preisgesang und Flehn,
Ut nos donet caelestibus	Daß er uns schenke nach der Zeit
Cum ipso frui sedibus.	Mit ihm des Himmels Herrlichkeit.
Amen.	Amen.

14.

Kalidas.

Wer gibt mir von Homeren des Tones zarten Klang?
Wer will mich singen lehren der Nibelungen Sang?
Ich wollte gerne preisen einen Ritter werth,
Dem für die saure Arbeit ward großes Gut bescheert.

Es wohnt' in Teutschen Gauen ein edles Fürstenkind,
Das hieß der Ehrenfeste, von Sitten stark und lind.
Ihm war im Traum erschienen der Drude Alberich,
Von dem er viel in Mähren gehört gar wunderlich.
Der sprach zum Ehrenfesten: Sattelt euer Roß,
Und reitet wohlgerüstet dort nach dem Zauberschloß;
Da wohnt von einem Riesen die schönste Maid gefangen;
Ihr mögt ihn wohl erlegen und all sein Gut erlangen.
Dem sind viel Leute dienstbar, Recken und Gezwerg,
Dazu auch goldne Schätze beschließt im Bauch sein Berg;

Die Braut ist euch beschieden, und die gefällt euch baß.
Der Riese nennt sich Zugoweh, das Fräulein Kalidas.

Dem Ritter schien der Morgen wohl schon auf seine Stirn,
Und in den Sonnenstrahlen sah er die reine Dirn'
Als einen Engel schweben, doch war es nur ein Bild,
Und schnell griff er zum Panzer, zu Lanze, Schwert und Schild.
Auf seinem Roß, dem guten, er wie zur Heerfahrt ritt,
Nahm Abschied nicht von Eltern und keinen Knappen mit.
Nun hatt' er viel zu traben bis zum dicken Wald;
Da ging es an ein Irren, und finster wars und kalt.
Dann sah er glühn zwey Augen, die waren eines Drachen,
Als wie zwo Vollmondscheiben, deß hatt' er nicht zu lachen.
Der Drach fing an zu reden: Herr Ritter Ehrenfest,
Ich weiß wohl, was ihr suchet, ein Täublein hoch im Nest;
Zu dem will ich euch tragen, gebt mir euer Pferd,
Und sitzt auf meinen Rücken, so fliegt ihr unbeschwert.
Was willst du, böser Drache? sprach da der edle Held,
Mein treues Thier heißt Sittig, das geb' ich nicht um Geld,
Und nicht um eine Krone, dir in dein Höllenmaul;
Ich will dich besser speisen mit diesem wackern Gaul.
So sprengt' und stieß die Lanze der Ritter ihm in Rachen;
Der Drache biß das Eisen, und konnt' es nicht zerkrachen.
Da wandelt' er sich eilig, der ungefüge Wurm,
Und ward ein nacktes Frauenbild, das stand auf einem Thurm,
Und rief: Ich bin die Schöne, zu der ihr fahren wollt;

Kommt her in meine Arme, und nehmt der Minne Sold.
Sie warf ihm eine Schlinge von oben um den Leib;
Der Ritter nahm die Armbrust, schoß auf das schnöde Weib:
»Du bist die Wollust selber, ich mache dir dein Grab!«
Da stürzte sie mit Heulen von dem Thurm herab.
Der Thurm der ward ein Kessel voll Gold und Silberstück,
Demanten und Karfunkeln, das war ein reiches Glück.
Da saßen auch vier Greife, und hüteten den Hort,
Und nahmens in die Schnäbel, und botens fort und fort.
Ich will den Schatz nicht haben, sprach der Ritter rein;
Ihr meint ich wär' ein Geizhals, und gebt mir Kieselstein.
Rasch hoben sich die Greife, und stießen auf ihn ein,
Und wollten ihn berauben auch von Fleisch und Bein.
Der Ritter schwang den Degen, hieb ihnen bis ins Mark,
Der Schatz ward Staub und Asche und ekelhafter Quark.
Neu stiegen auf die Greife lebend mit hellem Ton,
Es waren jetzt vier Pfauen, die zogen einen Thron
Auf einem klaren Wagen, und kreischeten zumal:
Sitzt ein, daß wir euch führen in euern Königssaal!
Du thörichtes Gesindel, sprach der Ritter werth,
Ich habe nicht des Hochmuths und seines Stuhls begehrt;
Den Wagen will ich brechen, euch rupfen die Federn aus,
Da müsset baß ihr pfeifen und werden ein jeder zur Maus.
Und ob die Pfauen schrien und flatterten umher,
Und kratzten nach dem Kämpfer, klopft' er sie mit der Wehr;
Sein Thier das schnob die Federn wie Spreu wohl in den Wind,

So warens nur vier Mäuslein, die liefen gar geschwind.
Der Wagen war zerstoben; er sprengt' auf seinem Roß
Durch Pfützen und durch Hecken zu Zugowehes Schloß.
Sein Hifthorn klang wie Silber, da knarrt' ein eisern Thor,
Das war im Fels wohl haushoch, der Recke kroch hervor,
Mit Wolfeshaut behangen, und war sechs Ellen gern,
Führt' einen Stachelkolben, den heißt man Morgenstern.
Es brüllt der Ungeheure: Was wollt ihr, Ehrenfest?
Euch machten heiß die Geister, nun geb' ich euch den Rest,
Wo ihr nicht auf drey Räthsel mir sagen könnt Bescheid,
Dazu den Namen deuten von der gefangnen Maid.
Und ob ich Räthsel löse, du ungezähmer Gauch,
Sprach Ehrenfest, und Namen, so spalt' ich dir den Bauch;
Denn deine Treu ist brüchig, und hältst nicht deinen Eid;
Drum weis' ich dir die Klinge und löse die schöne Maid.
Der Unhold grausig lachte, gleich einem hohlen Faß:
Du wirst mir nimmer holen dein Fräulein Kalidas.
Viel Mannen sind auf meiner Burg, allein die brauch' ich nicht;
Mein kleiner Finger ist genug für dich, du schwacher Wicht.
Nun sag mir ohne Zaudern: Wie bringt vom Himmel man
Die Stern' herab zur Erde, und legt nicht Leitern an? —
»Da schau nur in das Wasser, wenn Nachts der Himmel klar,
So kannst du Sterne finden, die Bären und den Aar.

Doch wer dem Höchsten trauet, dem wird der Sterne
Glück
Auf Erden leicht begegnen, und nicht dein Mißgeschick.« —
Und nun, wie mahlt man Felsen zu einem klaren Sand,
Und braucht doch keine Räder und keines Müllers Hand? —
»Der Tropfen wäscht die Steine wohl mit der Zeit zu
Gries;
Doch welcher Gott dem Höchsten traut, bricht Felsen und
Verließ.« —
Weil ihr vom Wasser redet, wie kann man drüber gehn? —
»Da schlägt von Holz man Brücken, so ist es leicht ge-
schehn;
Und wer dem Höchsten trauet, dem wird auch Wasser fest;
Nun sag, ob ichs errathen und dich dein Stolz verläßt?« —
Da kann ich besser zaubern, sprach der Heide groß;
Jetzt geh ich zu dem Fräulein, und schleudre dir sie bloß
Und todt in deine Arme, wo du nicht deuten kannst,
Woher ihr Name stammet. — »Das will ich, böser Wanst!
Hör', ob sie nicht voll Keuschheit, voll Liebe noch dazu,
Voll Demuth und voll Sanftmuth? ihr Widerspiel bist
du.« —
Da schlug im Grimm der Recke, urplötzlich als ein Dieb,
Aufs Ritters Helm und Schild ein, die wurden wie ein
Sieb.
Doch schnell von unten schlitzte ihm der den Leib entzwey,
Das edle Roß emporsprang, der Riese fiel wie Bley.
Drauf hieb er ihm den Kopf ab, der noch gar häßlich
schrie.

Die Mannen kamen eilig und fielen auf die Knie:
»Wir sind ja nur Gefangene von diesem bösen Herrn,
Und wollen gern dir dienen und deinem Morgenstern.«
So führten sie den Fürsten ins Schloß des Zugoweh;
Nun ging es zu dem Fräulein, im weißen Kleid wie Schnee
Lags auf dem Schlummerbettlein, die Wangen rosenroth,
Und golden ihre Locken, und lag als wär sie todt.
Als er sie drauf bekreuzet, so wich der Zauber bald,
Die Aeuglein schienen helle, schlank hob sich die Gestalt,
Und minniglich sie dankte; der Ritter ward ihr lieb;
Bald hielt er laute Hochzeit, und Weib und Burg ihm blieb.

Und der dieß Lied gesungen, der bittet um Vergunst,
Wenn Einem nicht gefiele die alte derbe Kunst.
Doch hat man wohl gestritten um Weisheit ohn Unterlaß,
Dann wird man auch gewinnen die schöne Kalidas.

15.

Schlußgesang.

Des Baumes Jugend raubt das Sommerwetter,
Im glühen Strahle schweigt das ältre Jahr;
Die Blüthe sinkt, bald welken auch die Blätter,
Und von dem Wipfel fällt sein bleiches Haar.
Allein die Früchte sammelt man mit Wonne;
Es kracht der Korb, es schäumt die volle Tonne.

Und wieder naht mit starken Schöpferhänden,
Erwacht aus seinem Schlaf der Lebensgeist,
Um neue Segenswerke zu vollenden,
Bis abermal sich Bach und Flur beeist.
Nun freut sich neu das Haus geborgner Gaben,
Und lobt was Monde ihm getragen haben.

O glücklich ich, wenn der Natur Geschäfte
In meinen Pflanzungen sich nachgeprägt;
Wenn meiner Arbeit Herbst lebend'ge Kräfte
In der Gemüther Kammern hinterlegt!
Die Blättlein waren dann nicht stumme Zungen,
Nicht hat umsonst mein Wort und Lied geklungen.

Ich hab's empfangen, was ich dir gegeben;
Groß ist der Geber, meine Hand nur schwach.
Es trübet sich das Licht, es hinkt das Leben,
Spricht es die arme Menschenlippe nach.
Doch hegt die Asche, wenn die Flamm' entschwindet,
Wohl Funken noch, daran sich Licht entzündet.

In dieser Schattenwelt muß viel erscheinen,
Das dir und mir, zu jedes Heile frommt.
Du sondre nur das Fremde von dem Deinen,
Und iß die Speise, die dir wohlbekommt.
Dein Eigenes zeuch geizig aus der Fülle;
Bewahre dir den Kern und laß die Hülle.

Ich hatte nichts als ein verirrtes Wissen,
Im Nebel wandelt' ich auf dunkelm Land;

Da glänzt' ein Schein in meinen Finsternissen,
Und unauslöschbar loderte der Brand;
Schlug meines Denkens unfruchtbare Bäume,
Der Tugend Stolz und des Begehrens Träume.

Mir war ein neues Leben aufgegangen,
Ich stand entrückt auf einem hohen Berg;
Ein andrer Himmel hatte mich umfangen;
Vor seiner Größe schien die Erd' ein Zwerg;
Und alle Sonnen, die das Auge kannte,
Verdienten nicht daß man sie herrlich nannte.

Und fragst du mich, was mich so hoch erhoben:
Es war der Demuth Fußfall vor dem Kreuz.
Ich hatte fürder nichts an mir zu loben;
Mich lüstete nach der Erlösung Reiz.
Versöhnt mit Gott, im Sündenkampf zu siegen,
Und himmlisch weise seyn, ward mein Vergnügen.

Auch trug ich stiller dieses Lebens Plagen,
Ich sah aufs Ziel des ewigen Berufs;
Und des Erlösers Holz ihm nachzutragen,
Ward süße mir, denn der mich liebt erschufs.
In Foltern der Geduld, im wilden Wetter,
Fühlt' ich den Tröster, spürte den Erretter.

Geniedrigt stets in der Erkenntniß Spiegel,
Ward reiner ich an Willen und Verstand.
Werd' ärmer ich, so hebt der Gnade Flügel

Mich säuselnd auf ins reiche Vaterland.
Beginne nur dich selbst gering zu wägen;
Vernichtung schenkt, was Kronen nicht vermögen.

Und möchtest du von Gottes Hauch durchkläret
Dann weiser seyn als der, der zu dir spricht,
Ein Lehrer werden dessen der dich lehret,
Mich zu erleuchten in dem Herrn ein Licht.
Er fördert wen er will auf höhre Stufen.
Du gehst voran, ich werde nachgerufen.

Register über das ganze Werk.

A.

Aarons Mandelstab X. 97.
goldnes Rind X. 158.
Abendmahl III. 81. 185. V. 136.157. VII.241. X.129. XI. 224.
Aberglaube I. 7. III. 349. und Unglaube III. 63.
Abgötterey VI. 123.
Abraham, Isaak, Sarah u. Rahel X. 12.
Absagen VI. 46.
Absolut XI. 177.
Absterben V. 198. VI. 213. 218. VII. 214.
Abstraction X.148.150.173.
Adam I. 72. 104. 239. 250. III. 156. VII. 117. XI. 48. u. Heva X. 5.
Adam kadmon IV. 241.
Advent V. 21. VIII. 288.
Aegypten XI. 89.
Aegyptische Hieroglyphik u. Schrift V. 81. VIII. 152. 181. 186.
Aegypter I. 255.
Aensoph IV. 242. VII. 179. XI. 120.
Aergernisse V. 304.
Der ärmste Mann XI. 343.
Aerolithen IV. 303.
Aethanim X. 118.
Aether VII. 185.
Agla IV. 267.
Corn. Agrippa I. 197.
Ahnden u. ahnen II. 63.
Ahnungen V. 392.
Alchimey I. 273.
Allerheiligstes IX. 24. 34.
An den Allsehenden IV. 331.
Alphabet, ältestes, X. 163. der Hebräer hieroglyphisch X. 164. 174.
Alter der Tage IV. 257.
Altes Testament I. 134.
Altes u. Neues VI. 177. 196. IX. 140.
Allvater IX. 229.
Amaranten IV. 324.
Amen V. 43.
Amerika X. 348.

Amschaspands VII. 190.
Anaglyphen VIII. 216.
Anbetung des Heilandes IV. 166.
Andachten IV. 45.
Anderes Gesicht I. 377. XI. 190.
Anfechtungen, hohe, X. 210.
Antichrist II. 123.
Aoum VII. 192. XI. 123.
Apokalypse II. 119. 128.
Apokryphen VII. 381. 383. IX. 324. X. 272.
Apostolisches Symbolum I. 330.
Ararat VII. 164.
Arianer X. 178.
Arich-anpin IV. 249.
Aristeas IX. 391.
Arius X. 180.
Asasel X. 61.
Ascetik VI. 205.
Aschermittwoch IV. 334.
Asen VII. 197. IX. 392.
Askenas XI. 85.
Aspecten II. 160. 171.
Astralisch XI. 182.
Astrologie II. 141. IV. 373.
Astronomie VIII. 369. XI. 331.
Astrum XI. 2.
Athanasisches Symbolum X. 188.
Atlantis X. 346.
Atmosphäre III. 245.
Attike IX. 25. 27. XI. 316.
Der Auferstandene X. 332.
Auferstehung VI. 259. VIII. 311. XI. 33. 129. der Heiligen XI. 274.
Aufklärung I. 6. 112.
Auge VIII. 168.
Ausflug in die Welt IX. 327.
Aussatz VI. 202. X. 64.

B.

Babel IV. 238. X. 32.
Bahir IV. 227.
Baphomet IX. 212.
Barabbas X. 62.
Barberin I. 208.
Bedürfnisse VII. 107.
Begeisterung XI. 255.
Bekehrung VI. 81. 83. 107. vor dem Tode XI. 222.
Beruf VIII. 50.
Beschneidung X. 24.
Besessene II. 330. VII. 199. XI. 239.
Bestimmung der Menschen VII. 25. 137. 139.
Beten III. 159.
Bezauberung I. 377. XI. 240.
Bhawani VII. 182.
Bibel I. 108. 132. III. 337. 343. V. 77. VI. 105. 139. VIII. 28. 36. 117. XI. 101. 163. 176. 258. denkt heliocentrisch VIII. 342. Sprache V. 66. Uebersetzung I. 332. IV. 383. IX. 152. 159. u. Natur I. 97.
Bibellied X. 329.
Bilder VIII. 63. 138. 334.
Bilderschrift VIII. 210.
Bildersprache IV. 91. Ursprung X. 140. 146.
Bildliche Weisheit X. 138. 174.
Bileam III. 266. XI. 193.

Bitte an ältere Brüder III. 372.
Blake's Visionen X. 320.
Blick in das Weltall IV. 354.
Blicke der Erkenntniß II. 37.
Blindheit XI. 190.
Die zwey Blumen III. 215.
Blut II. 81. 104. X. 53.
Blutbräutigam VII. 361.
Die beyden Böcke X. 60.
Böses VII. 23. 147. 152. VIII. 140. XI. 177.
Boethius IX. 223.
Brahma VII. 179. 180. XI. 120. Wischnu u. Schiwa XI. 121.
Brahmanen XI. 121.
Brandopferaltar IX. 14. 18. X. 43.
Braut Christi V. 215.
Brod, tägliches, V. 28.
Brown, ihre Offenbarungen, II. 110.
Brüdergemeine VII. 231.
Buch der Natur II. 95. 117. VI. 113.
Buchstabenschrift V. 98. X. 160. XI. 113.
Buddha IX. 382. XI. 144.
Bücher, drey, IV. 82. VI. 117.
Der Büßende XI. 342.
Büßungen I. 243.
Bundeslade IX. 42. 46. X. 90.
Bußtag VI. 349.

C.

Campanella IX. 296.
Centra VIII. 348.
Ceremonien III. 250.
Chaldäer I. 252.
Chamiten XI. 68.
Champollion V. 92. VIII. 181.
Chaos I. 71. III. 155. IV. 369. VIII. 358. XI. 12.
Charakter I. 49.
Charfreytag IV. 339. XI. 161.
Cherubim I. 389. X. 90. 92. XI. 326. und Seraphim XI. 297.
Chinesische Schrift V. 100. 110. X. 166. 170.
Chithim XI. 88.
Chrestus VI. 290.
Christenthum III. 270. ob davon zu reden, V. 316. in Britannien IX. 230. in Schottland IX. 231.
Christianer VI. 290.
Christus I. 76. 88. 114. 241. IV. 109. 166. VII. 116. 153. VIII. 12. XI. 29. 287. Aemter IX. 89. für uns, in uns, IV. 142. Geburtsjahr IV. 21. Geschichte typisch X. 119. XI. 326. Gottheit IV. 166. V. 252. VI. 324. 330. VII. 41. 157. 337. der Heiden Licht XI. 99. Leib XI. 38. Niedrigkeit VI. 99. Rock und Mantel VIII. 336. ob er der Sünde fähig war, X. 198. Verdienst VI. 384. XI. 206. Vorbilder X. 15. Wunder X. 124. 295. 297. Zeugnisse von ihm VI. 288. Zukunft V. 21.
Cimbern XI. 81.

Clairon, ihr Gespenst, IX. 355.
Compaß VI. 38.
Confessionen, Vorliebe dafür, IX. 135.
Conventikel V. 293.
Creatur, die seufzende, VI. 334.
Creaturen, ihr Gebrauch, V. 181. 193.
Crucifix I. 388. VII. 223.
Crux ansata V. 111. VIII. 156. X. 378. XI. 138.
Culdeer IX. 222. 234.

D.

Dämonen I. 303. 307.
Dämonische, s. Besessene.
Dämonomagie II. 320.
Dante's Weissagung V. 356. XI. 284.
David X. 16.
Deismus X. 223.
Demuth VII. 284.
Diät VI. 17. 267.
Dies irae V. 133.
Das Dintenfaß VII. 270.
Dippel IX. 106.
Dodanim XI. 88.
Doxologie V. 42.
Dem Dreyeinigen V. 325.
Dreyeinigkeit I. 58. 124. III. 181. IV. 108. 248. VI. 329. VII. 186. 317. VIII. 301. X. 196. XI. 286.
Dreyzahl VIII. 256.
Drud III. 331.
Druiden VII. 197. IX. 229.
Die Dunkelseher VII. 279.

E.

Eckartshausen I. 384.
Edda VII. 197.
Eden XI. 52.
Ehe IV. 164. XI. 51. 200. ob Sacrament IV. 152. mit Christo V. 191.
Eid X. 389.
Ejeh VIII. 376.
Einbildungskraft I. 82.
Einheit und Verschiedenheit der Kirche I. 323. 332. VIII. 366.
Einhorn XI. 288.
Eins ist noth III. 383.
Eisenmagnet IV. 300.
Ekstase XI. 254.
Elektricität II. 223. 231. 245.
Elektrum II. 234.
Elektromagnetismus V. 309.
Elemente I. 247. II. 236. 251. XI. 2. in Gott VIII. 8.
Elementargeister I. 350. II. 262. III. 336.
Der Elende XI. 339.
Eleusis II. 60.
Elias X. 22. der zukünftige IX. 272.
Elisa, Prophet, XI. 277.
Elisa, Stamm, XI. 88.
Eloah VIII. 381.
Elohim II. 18. VIII. 375. 384. XI. 61.
Emanation I. 67. IX. 390. XI. 127.
Empfindungen V. 117.
Endelechia III. 337.
Engel I. 71. 183. III. 339. 341. VIII. 112. XI. 297.

Enosch IV. 23.
Ensoph, s. Aensoph.
Entwickelung VII. 51.
Entzückung XI. 39. 44.
Entzündung II. 232.
Erbsünde I. 33. VIII. 84. 142. X. 200.
Erde II. 15. VII. 90. 117. XI. 31.
Erdbeben V. 362.
Erdschöpfung IV. 287. vg. Schöpfung.
Erhabenheit XI. 312.
Erkenne dich selbst VI. 6. 198.
Erkenntniß III. 303. VII. 105. 147. 151. 155. VIII. 85. 104. 113. 119. 127. 128.
Erklärung den Magnetismus betr. XI. 170.
Erleuchtung IV. 211. VIII. 115. 122.
Erlöser, der sterbende, IV. 327.
Erlösung I. 68. 134. IV. 120. V. 337. VII. 10. IX. 97. 107. 109. XI. 297.
Erscheinungen I. 369.
Erstgeburt X. 29. 76.
Erwählte I. 271.
Esau und Jakob X. 8.
Etymologie IX. 382. XI. 141.
Evangelisch I. 328.
Evangelium IV. 130. an die Todten VI. 251. X. 232. 275. 315.
Evestrum IV. 281.
Ewigkeit VIII. 65.

F.

Falke VIII. 165.
Fall I. 68.
Fanatismus X. 153.
Farben I. 125. X. 33.
Faviers Epigramm VI. 393.
Feder VIII. 166.
Fegfeuer VI. 232. X. 231. 270.
Ferngläser XI. 43.
Feste X. 110.
Feuer VII. 127. X. 48. XI. 8. u. Wasser VII. 184. VIII. 355.
Feyerlied VII. 299.
Feyerstunde VII. 3.
Finsterniß VII. 134. ihr Reich XI. 20. 23. 25.
Fixsterne II. 159. IV. 356. VIII. 370. XI. 14. 35.
Flebilis V. 165.
Nik. v. d. Flüe VII. 108.
Formen I. 65. 119.
Fortpflanzung XI. 50.
Fortschritte der Menschheit VIII. 39.
Fossile Thiere IV. 284. VI. 395. XI. 66.
Fragmente über die Natur II. 62.
Bar. Frank II. 388. VII. 306. X. 244.
Freyheit VII. 131. 136. VIII. 139. 326. IX. 142.
Freymaurerey III. 310.
Frommer Betrug XI. 260.
Frühlingslied v. P. Gerhard XI. 344.
Führer VI. 41.
Fürsorge VIII. 285.
Fürbitte der Heiligen X. 279.

für die Todten X. 270. XI. 199.

G.

Gaben VII. 104. 153.
Galilei VIII. 363.
Galvanismus II. 226.
Gebet I. 240. II. 346. III. 159. 344. 348. IV. 171. 182. V. 3. VI. 208. VIII. 49.
Gebet Raum dem Zorn VII. 387.
Gebirgsarten IV. 287. 291. 295.
Geburtskirche VII. 232.
Gedächtniß V. 151.
Gedankenlesen VI. 276.
Geduld XI. 220. 336.
Gefahren der Seher V. 265. 286.
Gegenwart Gottes III. 161. XI. 279.
Gegenwart u. Zukunft. VII. 27. 49.
Geheimniß der Geduld VI. 359. der letzten Zeit VI. 103.
Geheimnisse I. 232. II. 203. III. 292. 297. 301. 343. X. 191.
Gehenna VI. 240.
Geist VII. 46. 55. 73. VIII. 106. 109. 128. als Lehrer VIII. 13. des Menschen XI. 38. in Allem VIII. 20. in der Materie VII. 122. und Seele II. 265. 272. VIII. 132. IX. 248. Geist, Seele, Leib XI. 180. 182. Geist, Seele, Materie IX. 249.
Geister, Arten, IX. 247. geistarm X. 318.
Geisterraum VI. 240.
Geistige Wesen ohne Bewußtseyn VII. 68.
Geist-Schöpfer III. 66.
Der Geliebte VIII. 289.
Geliebte, die verirrte, V. 234.
Gematria IV. 236.
Gemeinsinn III. 254.
Genesis VII. 165. XI. 105.
Genugthuung VIII. 137. 147.
Genuß VII. 77. VIII. 57.
Geocentrisches System VIII. 347. XI. 331.
Georginen VII. 265.
Gerechtigkeit Gottes VIII. 141. 143. IX. 114.
Gericht VI. 144.
Germanen XI. 79. 81.
Geschichte I. 40. 139. V. 340. 348. biblische VII. 391. symbolische VII. 274.
Geschlechter I. 175. II. 220. XI. 49. ihre gleiche Zahl III. 206.
Geschlechtstrieb XI. 251.
Gesetz der zeitlichen Büßungen I. 243.
Gesetztafeln X. 89.
Gesicht, dreyerley, XI. 190.
Gesichtsbildungen, dreyerley, XI. 68.
Gesichtswinkel XI. 70.
Gespenster XI. 199.
Gespräch I. 95.
Gespräche des Herzens III. 123.
Gestirne II. 11. XI. 12.
Gestühle IX. 17.
Gewissen VI. 42. X. 225.

Geyer VIII. 165.
Gifte II. 94.
Gilgul IV. 262. IX. 245. 350.
Giraffe XI. 288.
Glaube I. 2. 56. 85. 153. 232. 234. 237. II. 201. III. 86. 170. 342. V. 188. 201. VI. 257. XI. 26. 182. unverschämter V. 45.
Glaubensräthsel VIII. 297.
Gleichniß IV. 350.
Gnade I. 84. IV. 127. VI. 197. VIII. 116. XI. 178. u. Wahrheit III. 303.
Gnadenhölle VI. 231.
Gnadenstuhl X. 90.
Gnadenwahl III. 366. VII. 240. IX. 300. XI. 298.
Γνῶϑι σεαυτὸν VI. 6.
Gnomen II. 277.
Gnosis IX. 205.
Gnostiker XI. 148. 314.
Götter XI. 95.
Götterlehre VII. 174.
Götterthum I. 24.
Götzenbild der Templer IX. 194. 203. 206. 211.
Goldne Schüssel IX. 330.
Gomer XI. 80.
Gott IV. 102.
Gottesdienst VI. 62. VIII. 62. X. 36.
Gottesfürchtige der Apostelgeschichte VI. 313.
Gotteslehre IV. 67.
Gottes Treue VI. 363.
Gottes Wege IV. 337.
Gottheiten, Aegyptische, VIII. 174.
Gottmensch IV. 167. 181.
Gottseligkeit I. 55. III. 304. V. 177. VIII. 79. XI. 278.
Gottweisheit III. 304.
Greatrakes X. 284.
Greth, die heilige, V. 282.
Griechen VIII. 262. XI. 155.
Griechische Kirche I. 326. 341.
Griechische Kunst X. 157.
Grundlinien der Astrologie II. 141.
Grundstoffe II. 225. 231. 251.
Güte I. 63.
Gutes X. 218. 220.

H.

Hades IV. 320. VI. 222. X. 231. 272. 280. XI. 197. 199.
Hadrian und Alexander Severus VI. 324.
Häuser des Himmels II. 181.
Halbwunder III. 222. IV. 204. XI. 182.
Halle Salomos IX. 10. des Tempels IX. 22. 26. 36. XI. 318.
Harfenklänge IX. 327. X. 325. XI. 333.
Harmonie der Dinge XI. 180.
Haß. II. 94.
Hausstand V. 220. XI. 255.
Hebron IV. 280.
Heiden VI. 53. 74. 121. 127. VII. 168. 170. XI. 99. 102.
Heidnische Unwissenheit in der biblischen Geschichte VII. 391.
Heidnische Wunder X. 298.
Heiligenbilder VIII. 389.
Heil. Geist IV. 146.

Heiliges IX. 24. 33.
Heiligung VIII. 151.
Heilungsgabe X. 284. 294.
Helena, Insel, IV. 288.
Heliocentrisches System VIII. 342. XI. 331.
Hellsehen I. 82. III. 257. 260. IV. 204. 211. VIII. 251. X. 246. 307. XI. 181.
Henoch XI. 277. Buch VII. 379.
Heptalpha X. 385.
Hermaphroditen VIII. 271.
Herr IV. 174. XI. 304.
Herschel IV. 355.
Heucheley I. 55. VI. 215.
Heva XI. 48.
Herzgrube VI. 280.
Hieroglyphen VIII. 3. verschiedene VIII. 172. 204. ihre Form VIII. 207. Zahl 208. Stellung 209. Arten 210.
Hieroglyphik IV. 91. V. 81. VIII. 152. X. 143. XI. 95.
Himalaya XI. 58. 111.
Himmel V. 12. 24. der gemalte VII. 274. der neue V. 370. u. Erde VIII. 353.
Himmelfahrt IV. 330.
Himmelszeichen II. 152. 161.
Himmlische Welt IV. 146.
Hindu VII. 166. 171. IX. 388. XI. 57.
Hingabe VIII. 73. 75. 286.
Hiram IX. 49.
Historia von der Alchimey I. 273.
Hochmuth VII. 283.
Hölle I. 71. VI. 229.
Höllenfahrt VI. 262.
Höllenstrafen, ihre Ewigkeit, X. 234.
Hören III. 339.
Hoffnung IV. 352. zu Gott VI. 367.
Hoherpriester X. 82.
Hoheslied V. 232.
Hom VII. 194.
Honover VII. 192. XI. 126.
Horsts Dämonomagie II. 320.
Hospitaliter IX. 177.
Hütte Gottes VIII. 309.
Hydrogen II. 231. VIII. 357.

J.

Jakob I. 252. X. 8.
Jakob Böhm V. 76.
Japetus XI. 77.
Japheth XI. 77.
Japhethiten XI. 68.
Jasemeth II. 138.
Javan XI. 78. 79.
Ibbur IV. 263. XI. 274.
Ich VI. 14. Beschwerde darüber IV. 386. das reflectirte II. 189.
Ideal I. 48. XI. 72. 74. XI. 312.
Jehova IV. 168. 264. VIII. 375. XI. 304. der Sohn VIII. 308. 382.
Jerusalem X. 30.
Jesus Nachkomme Davids III. 115.
Jezira IV. 221. XI. 300.
Imponderabilien II. 252. X. 303. XI. 41.
Indien u. Aegypten XI. 89.
Indifferentismus XI. 184.
Indische Mythologie VII. 163.

Inneres VII. 54. 82. 87.
Inschriften, aus Aegypten, VIII. 176.
Insecten I. 342.
Instinct I. 104.
Intoleranz III. 351.
Inwohnung Gottes XI. 46.
Jobeljahr X. 113.
Johannis 1. Capitel erklärt III. 11.
Johanniter IX. 177.
Joseph X. 17.
Josephus VI. 319.
Josua X. 19.
Die Irren VII. 278.
Irrthümer des Zwischenstandes I. 22.
Irrwische II. 293.
Isaak u. Ismael X. 8.
Isis VIII. 267. 276.
Islam X. 241. XI. 151.
Isop X. 74.
Israel I. 145. 147. 255. VI. 55. 74. VII. 168. u. die Heiden X. 25. 156.
Jubilus S. Bernhardi XI. 350.
Juden I. 259. IV. 186. VI. 55. XI. 225.
Jurisprudenz V. 59.

K.

Kabala IV. 214. VII. 177. 191. IX. 205. XI. 149. 300.
Kabiren VIII. 264.
Kain, Habel, Seth X. 8. XI. 65.
Kaiphas VIII. 46.
Kali VII. 183.
Kalidas XI. 360.
Kant III. 285. XI. 312.
Kaporeth X. 90.
Katharina v. Medici XI. 261.
Katholicismus VIII. 331. 333.
Katholisch I. 325.
Keter, Chochma, Bina XI. 121. vg. Kabala u. Sephiren.
Kimmern XI. 81.
Kirche I. 323. III. 182. V. 217. alleinseligmachende VI. 226. VII. 235. Pflichten IX. 147. Sichtbarkeit VIII. 327. 339.
Kirchen IV. 3. VII. 228.
Kirchenlieder IX. 153.
Kirchensprache IX. 149.
Kirchenväter I. 183.
Kirchenvereinigung VII. 237.
Klage VI. 352. VII. 293. u. Entledigung IV. 346.
Kleriker des T. O. IX. 188. 209.
Klerokratie VIII. 324.
Kneph VIII. 275. XI. 137.
Königslied II. 134.
Körper des Menschen VII. 56. 115.
Die Königsgruft VII. 276.
Kometen II. 297. IV. 372 VIII. 370.
Kopernikanisches System VIII. 346. 350. 365.
Kopfputz VIII. 172.
Koptische Sprache VIII. 154. XI. 113.
Kräfte des Menschen VII. 15. 28.
Kraft, anziehende u. zurückstoßende, VII. 140. XI. 314. des Liedes VII. 270.

Kreuz III. 165. VI. 218. 357. VII. 211. VIII. 137. 145.
Kreuz der Templer IX. 183.
Der Kreuzesbaum IV. 342.
Kreuzigung VII. 224. XI. 301.
Kreuzzüge VIII. 329. IX. 178. XI. 151.
Krisis VIII. 40.
Krummstab VIII. 164.
Kuh, die rothe, X. 70.
Kukupha VIII. 159.
Kunst I. 54. XI. 154. und Glaube I. 158.

L.

Lactantius VII. 157.
Läuterung VII. 71.
Lamechs Rede III. 205.
Laubhütten X. 117.
Lazarus VI. 88.
Leben VI. 356. VII. 97. ohne Nahrung VII. 108. u. Liebe VII. 296.
Lebensalter IV. 31. VI. 18.
Lebensquelle VI. 348.
Lehrmethode des Alterthums VIII. 251.
Leib II. 85. 101. VI. 17. VIII. 311. Seele, Geist I. 243. II. 88. 107. IV. 276. V. 161. VI. 36. VII. 29. VIII. 84. 311. XI. 180. Christi V. 145. 161. geistlicher III. 69.
Leiden V. 194. VII. 8. VIII. 15. 35. 71. X. 216. 268. des Geistes I. 257. der Heiligen XI. 209. der Seele I. 251. stellvertretendes XI. 211.
Die Leidenden VI. 365.
Die Leidensquelle VII. 291.
Leitfaden zur Symbolik VIII. 243.
Lentulus VI. 318.
Lernen VIII. 53.
Leto VII. 189.
Letronne VIII. 177.
Leuchter IX. 45. X. 101.
Leviten II. 26. X. 77. 79.
Levitismus III. 266.
Licht II. 238. VII. 40. 91. VIII. 358. Geschwindigkeit XI. 34. inneres VIII. 45. u. Wärme II. 230.
Lichtenberg V. 70. 392.
Lichtnebel IV. 360.
Lichtreich XI. 24. 27.
Lichtwelt XI. 8.
Liebe II. 96. 100. 102. III. 171. 175. V. 177. 204. VII. 91. 93. 141. XI. 253. verkleidete II. 68. verborgene 70. Lob 72. zu den Gotteskindern X. 336.
Der liebenden Seele XI. 338.
Lieder VIII. 282. der Liebe II. 67.
Löwe VIII. 162.
Logos I. 63. VI. 305. XI. 126. vg. Wort.
Lohmannin XI. 239.
Lohn XI. 217.
Lucian VI. 326.
Lucifer I. 70. III. 155. IV. 369. XI. 25.
Luft VII. 68. 124.
Luther I. 111. III. 293.

M.

Madai XI. 78.

Magie II. 346. III. 269. 331. IX. 204. XI. 25. 42. des Willens VI. 254.
Magier II. 325. IX. 205. XI. 193.
Magisch XI. 182. Bücher III. 353.
Magismus XI. 98.
Magnalia III. 301.
Magnet IV. 300.
Magnetismus I. 5. 175. 208. 290. II. 90. 211. 220. III. 75. 219. 238. IV. 199. V. 265. VI. 194. 265. VII. 98. VIII. 40. 45. 67. 78. 88. 96. 118. XI. 170. 241.
Magog XI. 83.
Maja VII. 182.
Ma'jan chochma IV. 222.
Makrobius VI. 331.
Mammon X. 281.
Manna VII. 374. XI. 193.
Margarethe V. 282. VI. 377. XI. 197. 200.
Maria V. 182. mit dem Kinde IV. 325.
Marsay III. 153.
Materie IV. 259. VII. 40. 48. 91. 97. 110. 112. VIII. 8. 111.
Materialität XI. 194.
Mathematik V. 68.
Meer IV. 292. bildlich VI. 149. ehernes IX. 16. 38.
Mein Salomo XI. 347.
Meister Albert III. 357.
Melchisedek X. 20.
Mensch I. 27. 33. 66. neugeborner V. 179. 187.
Menschenknochen, fossile IV. 297. VII. 395.
Menschenracen XI. 74.
Meru XI. 58. 111.
Mesech XI. 84.
Messianische Begriffe der Juden II. 381. VII. 318. 333.
Metalle IV. 312. X. 43. 71. 83.
Metatron IV. 186. XI. 301.
Missionarien VII. 170. XI. 150.
Mittel wider die Traurigkeit V. 163.
Mohamed X. 237. XI. 151.
Mohamedaner I. 147.
Molay IX. 191. 200.
Mondfahrt VII. 279.
Monotheismus XI. 92.
Moral I. 55. III. 290. IX. 54. X. 212.
Moses X. 16.
Müralt VI. 23.
Mysterien X. 141. 175. XI. 95. 146.
Mysterion III. 301.
Mysticismus, Mystik, II. 196. III. 277. IX. 129. X. 215. XI. 302.
Mystificationen XI. 260.
Mythologie VII. 174. 187. VIII. 277. XI. 131. 136.

N.

Nacht von welcher Jesus redet III. 361. VI. 24.
Namen III. 335. 340.
Namen Gottes IV. 177. 247. V. 14. VIII. 307. 372. XI. 304.
Nase XI. 69.
Nasiräer X. 86.

Natur II. 62. VII. 40. 43. 70. 91. 96. XI. 194. der Heiden Gottheit VIII. 269. Lehrbuch XI. 93. u. Gnade XI. 178.
Naturbilder I. 131. VIII. 279. X. 3.
Naturformen I. 119.
Naturerschütterungen VII. 340.
Naturfreyheit III. 70.
Naturgeist III. 59.
Naturkenntniß der Alten VIII. 21.
Naturkräfte I. 149. 155.
Natursprache VI. 287.
Naturweisheit XI. 98.
Naturwissenschaften V. 67.
Neigungen VI. 13.
Neologie VI. 186. IX. 143.
Nephilim XI. 63.
Nervengeist X. 311. 319.
Neue Geburt VII. 216.
Neuer Mensch II. 106.
Neujahr XI. 334.
Neujahrstage zwey X. 117.
Neumond X. 110.
Nikolai IX. 212. X. 320.
Noachiden XI. 68.
Noch eine Irrlehre IX. 350.
Notarikon IV. 237.
Nymphen, Sylphen, Pygmäen und Salamander II. 262.

O.

Oberbau IX. 25. 27. XI. 316.
Od, Odin, IX. 383.
Offenbarung I. 111. 114. IV. 89. VIII. 61. XI. 98.
Offenbarungen und Gesichte V. 269.
Ohne mich könnet ihr nichts thun IV. 193.
Onomatopöie VIII. 212. 246.
Opera supererogatoria IV. 146. XI. 213.
Opfer VII. 295. Levitische X. 45.
Orakel von Christo VI. 304.
Oriental, occidental II. 155.
Ormuzd VII. 190.
Orphische Hymnen I. 315. II. 354.
Orthodoxie I. 109. VI. 112. 125.
Osiris VIII. 267. 276. XI. 114.
Ostern X. 114.
Ostercantate III. 3.
Osterlamm X. 114. XI. 326.
Ostwestpolarität V. 311.
Oum VII. 192. XI. 123.
Oxygen II. 231. VIII. 357. XI. 13.

P.

Pabst I. 326. 338. VII. 243. VIII. 365.
Der Palmbaum XI. 333.
Pandora VII. 271.
Parabrahma XI. 120.
Paradies I. 81. II. 116. 130. IV. 280. VI. 157. 166. VIII. 109. XI. 50. 52. 112.
Paraschakti VII. 182.
Parzufim VII. 317.
Passa X. 114.
Passavant über den Magnetismus III. 238.

Passionsblumen VI. 348.
Pauli Bekehrung V. 271.
Perser XI. 78.
Pfingsten X. 117.
Pflanzen, hieroglyphische, XI. 134.
Phallus VIII. 271. XI. 138.
Philo VI. 312.
Philologie V. 70.
Philopatris VI. 328.
Philosophie I. 112. III. 287. V. 62. VIII. 243. 252. 367. XI. 147. 154.
Phosphorescenz X. 312.
Phtha und Neith VIII. 266. 275.
Physiognomik I. 119. XI. 68.
Pilatus VI. 314.
Planeten II. 152. IV. 356. 370. XI. 13. Namen X. 375. XI. 329. Stunden II. 184. X. 378. Zahl III. 197. Zeichen X. 378.
Plato VI. 307.
Plinius VI. 323.
Poesie III. 259. V. 66. VIII. 252. X. 154. 171.
Polarität des Eisenmagnets IV. 300. V. 309.
Pole des Lebens X. 312.
Poniatowna XI. 251.
Posaunenfest X. 117.
Prädestinatianer IX. 321.
Prädestination III. 366. VI. 178. IX. 300.
Präexistenz IX. 286. XI. 127.
Predigt II. 28. V. 74. 78.
Priester und ihr Oberhaupt X. 79.
Der Priester X. 325.
Priester Johann XI. 144.
Priesterstand XI. 96.
Profil XI. 70.
Propheten I. 355. III. 261. VI. 135. X. 236. XI. 182.
Prophetische Sprache III. 96.
Prophezeihen VII. 61.
Prophezeihungen I. 351. XI. 259. vg. Weissagung.
Joh. Propheter II. 361.
Protestantismus VIII. 332.
Prüfung der Geister VI. 52.
Prüfungen, dreyerley, I. 244. 266.
Psalm III. 146. der achte erklärt II. 4. der neunzigste IV. 14.
Puranas XI. 131.
Pythagoras IX. 256.

R.

Rabbinen II. 333.
Rache, die göttliche, VII. 384.
Räthsel IV. 352.
Rahmen VIII. 183.
Rasiel IV. 220.
Rationalismus I. 102. III. 288. VII. 122.
Rauchaltar IX. 44. 47. X. 104.
Raum IV. 106. XI. 17. 45. und Zeit XI. 40.
Rebecca III. 376.
Rechtfertigung IV. 132. 142. VI. 107. IX. 63. 89. XI. 222.
Rechtswissenschaft V. 58.
Reformation VIII. 321. 330.
Regierung Gottes VII. 87. 130. 138. VIII. 23.

Reich des Bösen IV. 114.
Reich Gottes und Christi II. 114. 130. III. 182. IV. 209. V. 18. VI. 146. 344. VII. 223. X. 255b. XI. 32.
Reiche Mann VI. 88.
Reine Treue IV. 332.
Reinigung III. 67.
Relatives XI. 176.
Religion I. 231. III. 295. VI. 74. VIII. 35.
Religionen XI. 89.
Revision der Anklage des Tempelherrnordens IX. 175.
Revolutionen VI. 65. 76. 134. VII. 92.
Ribbe XI. 49.
Riesen und Zwerge II. 307.
Rind XI. 143.
Riphath XI. 86.
Ritter Reinhold VI. 371.
Ritterorden IX. 335.
Ritterthum VIII. 328. IX. 185. 335.
Rosenkreuzer I. 382.
Rosettische Inschrift V. 104. VIII. 181.
Rotation IX. 245. 350.
Ruf der Wahrheit an die Vernunft V. 330.
Ruhe in Gott VIII. 292.

S.

Sabbath V. 194. X. 110.
Sachsen XI. 85.
Sacramente I. 335. III. 301. IV. 160. XI. 230.
Säulen IX. 26. 31. Knäufe I. 13. VIII. 394. IX. 32. XI. 319.
Saint=Amour X. 294.
Saint=Martin I. 243.
Saiteninstrumente VIII. 170.
Salomo X. 17.
Salz X. 48. 58.
Satan XI. 177.
Sauerstoff II. 231. XI. 19.
Schabathai Zebhi II. 387. VII. 308.
Schauerliches I. 53. XI. 312.
Schechina IV. 254. VIII. 309.
Schedim I. 307.
Schein und Seyn VIII. 343. und Wesen der Gemeinde VIII. 321.
Scheinglück VII. 222.
Scheinwelt II. 80. XI. 4.
Schem hamphôrasch IV. 265. XI. 305.
Scheol VI. 229.
Schicksal VII. 76. 149. VIII. 30. 37. IX. 286.
Schiwa, Siva, VII. 181. XI. 121.
Schlachtopfer II. 111.
Schlaf I. 238.
Schlange I. 342. VI. 169. VIII. 271. eherne II. 103. X. 33. XI. 326.
Schluß auf Schluß VII. 279.
Schlußgesang XI. 365.
Schönheit I. 48. VII. 141. und Erhabenheit XI. 310.
Das Schönste VIII. 300.
Schöpfung I. 58. VIII. 10. 61. 342. 353. X. 4. Einheit VII. 42. 110. 128. 149. Tage X. 385.
Scholastik XI. 184.

Schottische Geschichte IX. 223.
Schreibkunst X. 159. 171. XI. 113.
Schreyen nach der Nähe des Herrn IV. 350.
Schrift, Aegyptische, V. 81. VIII. 181. 221. 235. X. 158.
Schutzengel I. 183.
Schwärmerey I. 37. VI. 52. X. 242. 255.
Schwere VII. 18. 36. 49. 96. 110. 119. 124. VIII. 24.
Das Schwerste VIII. 294.
Schwören VII. 90. 95.
Second sight I. 377. XI. 190.
Secten I. 340. VII. 228. der Hindu XI. 124.
Seele IV. 271. VII. 31. 39. 46. VIII. 84. IX. 250. XI. 180.
Seelenwanderung IV. 262. VII. 195. IX. 244. 350. XI. 127. 314.
Seelisch XI. 195.
Seelmesse X. 271.
Segnen III. 251.
Seher III. 235. 269. V. 265.
Seherin v. Prevorst X. 302. XI. 197. 203.
Die Sehnende X. 331.
Sehnen u. Gewißheit VII. 294.
Sehnsucht VI. 222. 229. nach dem Paradiese XI. 340. nach Einsamkeit IV. 326.
Selbstbeschauung VI. 3.
Selbsterkenntniß VI. 6. 202. 272.
Selbstgerechtigkeit VI. 361.
Selbstverläugnung III. 162. VI. 206.
Dem unruhigen Selbstweisen II. 391.
Die Seligen VI. 364.
Semiten XI. 68.
Sephiren IV. 107. 241. 244. 255.
Servetus X. 193.
Sibyllen VI. 292.
Sicherheit VIII. 283.
Sichtbarkeit VII. 77.
Siebenzahl IV. 251. 373. VII. 190. VIII. 257.
Siehe, eine Jungfrau ist schwanger, III. 92.
Signatur I. 118.
Simon der Magier X. 256.
Sinn, Sinne, VII. 128. 133. VIII. 108.
Sinnenwelt XI. 21. 31.
Sinnlichkeit I. 82. III. 58. VII. 213. XI. 194. 257.
Smaragdene Tafel VII. 285.
Socinianer X. 178.
Socin X. 184.
Söhne Gottes XI. 61.
Sohar IV. 223. VII. 315. XI. 300.
Sokrates, sein Genius, VI. 132.
Sonnendienst X. 175. XI. 119.
Sonnenjahr XI. 141.
Sonnensystem XI. 15. vg. Weltsystem.
Speisen, unreine, X. 66.
Spener XI. 198.

Spiegel der Vollkommenheit I. 20.
Spiegelung der Klarheit des Herrn VIII. 315.
Sprache V. 72. VII. 120. VIII. 104. 246. X. 144. des Geistes VIII. 26. Gottes IV. 90. V. 76. VIII. 8. 61. 248. 252. 279. 345. X. 135. symbolische V. 113. X. 145. vor der Sündfluth XI. 66.
Sprengwedel X. 74.
Stabat mater V. 130.
Stammnamen XI. 76.
Stammtafel Christi III. 116.
Standhaftigkeit IV. 345.
Starke Geister X. 304.
Staufenberg II. 302.
Stiftshütte IX. 8. 14. 40. X. 38.
Stigmatisirte VII. 218. X. 309.
Stimme Gottes VII. 118.
Strafe IV. 144. IX. 113. 118. an den Kindern X. 256 b. dreyerley I. 244. allgemeine u. besondre I. 269.
Strafleiden Christi VI. 384. VIII. 143. IX. 113.
Sünde V. 205. VII. 11. 24. 37. 38. 81. 152. 155. VIII. 55. 115. XI. 219. ihre Pole III. 209. wider den h. Geist X. 209.
Sündenfall II. 83. 92.
Sündenvergebung V. 32.
Sündfluth I. 250. IV. 293. X. 347. XI. 67. 139.
Supernaturalismus VII. 122.
Superstition II. 305.
Supramanier VII. 202.
Swedenborg X. 238. 324.
Sylphen II. 277.
Symbolik VIII. 243. X. 143.
Synkretismus XI. 147.
System XI. 176. 183.

T.

Tage der Welt IV. 21.
Tagszeiten II. 179.
Talmud IV. 216. XI. 149.
Tantals Erlösung X. 361.
Tartarus VI. 240.
Taufe VIII. 304. X. 127. drey IV. 179. über den Todten X. 278.
Der gute Tausch VIII. 295.
Tempel I. 136. Salomos IX. 3. X. 38. XI. 315.
Tempelhaus IX. 23.
Tempelherrnorden IX. 175.
Temura IV. 237.
Tetraktys VIII. 256.
Teufel IV. 114. VII. 9. 199.
Teutonen XI. 82.
Teutsch oder Deutsch? XI. 325.
Teutsche Kunst IV. 377.
Teutscher Orden IX. 177.
Tharschisch XI. 88.
Theokratie VIII. 324.
Theologie V. 63. VI. 105.
Theophrastus Paracelsus II. 262.
Theosophie III. 280.
Theraphim IX. 206
Thier und Mensch I. 20.
Thiere II. 22. VI. 341. XI. 9. schädliche I. 342. Hiero=

glyphische VIII. 171. 277. XI. 134.
Thierkreis II. 152.
Thiras XI. 84.
Thogarma XI. 87.
Thot VIII. 175. XI. 114.
Thubal XI. 84.
Tisch der Schaubrodte IX. 45. 47. X. 107.
Tod II. 94. 97. VII. 29. 33. 149. u. Hölle VI. 150. 156. der andere VI. 153.
Tonkunst X. 169.
Tradition I. 332. des Hauses Eliä IV. 20.
Transsubstantiation XI. 229.
Traum, Träume, I. 351. 361. III. 260. IV. 314. 318. V. 391. X. 320.
Traurigkeit II. 99. Mittel dagegen V. 163.
Trennung des Intellectuellen vom Gemüthlichen und Sittlichen V. 68.
Trieb, der göttliche im Menschen, VI. 23.
Trimurti VII. 179. XI. 122. 123. 137.
Trost IV. 343. für Lehrer u. Vorsteher V. 375.
Tüchtigkeit zur Gotteslehre IV. 67.
Tugend X. 227.
Tugenden und Untugenden VI. 9.
Typhon VIII. 268.
Typik I. 136. 138. X. 3. XI. 326.

U.

Uebel V. 40. VII. 58. VIII. 55.
Ueberlieferung XI. 93.
Ueberzeugung eines Glaubigen I. 172.
Der Unerforschliche VII. 239.
Universalhistorie I. 146.
Universalsprache XI. 184.
Unreinigkeiten X. 63.
Unruhe VIII. 18. 22. 73.
Unsterblichkeit IV. 336.
Urchristenthum VIII. 337.
Urmensch IV. 107. 241.
Urreligion XI. 117.
Ursachen, zweyte, VI. 68.

V.

Vater IV. 178. 182. V. 10.
Vater, Sohn, Geist, I. 59. vg. Dreyeinigkeit.
Vaterunser erklärt V. 10. 388.
Venusberg II. 299.
Verbesserungen oder nicht? IX. 131.
Verbrennung II. 235.
Verdammet nicht! IX. 325.
Verdienst VI. 92. Christi III. 176. VIII. 148. XI. 206. des Menschen XI. 207.
Der Verfolgte VI. 354.
Vergötterungen XI. 153. mythologische VIII. 272.
Verhärtung, natürliche, VI. 255.
Die Verheißung VIII. 282
Verheißungen X. 36.
Verkläger VIII. 147.
Verklärung II. 250. VII. 19. XI. 31.
Vernichtung, willige, VI 366.

Vernunft I. 6. 99. 108. 110. 232. III. 286. V. 330. VI. 42. 60. 102. 176. VII. 72. 74. 121. VIII. 52. 73. XI. 28.
Vernunftlehre u. Geisteslehre VII. 122.
Versetzung XI. 33. prophetische II. 128. der Buchstaben IV. 237. IX. 384.
Versöhnungstag X. 118.
Verstand VII. 72. 77. XI. 28.
Versuchung V. 35. Christi V. 247. X. 204.
Vertrauen IV. 333.
Veste IV. 360. XI. 16.
Vieldeutigkeit II. 19. XI. 153. 264. 266.
Vielweiberey III. 205. IV. 163.
Vierzahl III. 337. IV. 253. 261. VIII. 256.
Virgil VI. 301.
Visionen ob- und subjectiv X. 320. der Katharina v. Medici XI. 261.
Die zwey Vögel X. 65.
Völker I. 144. XI. 65.
Völkertafel, Mosaische, XI. 65.
Volksnamen XI. 76.
Vollkommenheit I. 20. IX. 103. 106.
Vorhalle I. 10. vg. Halle.
Vorhöfe IX. 10.
Vorsehung VI. 67.
Vorweltliches XI. 48.
Vorzüge VIII. 34.

W.

Wachsamkeit VI. 208.
Wächterlied IV. 344.
Wärme II. 230.
Wage VIII. 163.
Wahn und Wesen X. 330.
Wahrheit I. 36. 96. VII. 34. 156. VIII. 71. 118. X. 223.
Wahrnehmungen einer Seherin VII. 5. VIII. 7. IX. 394.
Wahrsagergeist X. 253.
Wandeln mit Gott XI. 278.
Warnung an Prediger II. 28. vor den falschen Propheten X. 236.
Waschbecken IX. 15. X. 44.
Wasser II. 76. XI. 7. 11. obere VIII. 359. XI. 16.
Wasserstoff II. 231. XI. 20.
Wechselgesang zum Charfreytag IV. 339.
Weg der Hülfe VI. 362.
Weihnacht IV. 348.
Weise aus Morgenland XI. 193.
Weisheit I. 3. II. 1. III. 336. Gottes VI. 76. 117. und Erkenntniß III. 303.
Weissagen, Weissagung, I. 351. II. 118. III. 235. IV. 202. 205. VII. 61. X. 132. XI. 181. 185. 259. 327.
Welt, Gleichniß Gottes, VIII. 245. verkehrte VIII. 299.
Welten drey I. 81. XI. 1. vier IV. 241. 257.
Weltall IV. 354.
Weltdauer IV. 20.
Weltganze V. 340.
Weltsystem II. 9. VIII. 342. XI. 331.

Werke, gute, IV. 146. IX. 63. XI. 213.
Wesen der christlichen Religion III. 153. des Wunders III. 54.
Wettstreit, der große, VI. 361.
Wiedehopf VIII. 159.
Wiederbringung II. 25. VI. 336. 345. IX. 319. XI. 46.
Wiedergeburt II. 101. 107. III. 156. 174. XI. 203.
Wildispuch, Schwärmerey daselbst, V. 282. VI. 377. XI. 200.
Wille III. 223. VII. 12. 73. VIII. 82. Gottes V. 24.
Willensfreyheit I. 68.
Wind VII. 43. 67. 90. 97. 117. 126. VIII. 55.
Wischnu VII. 180. XI. 121.
Wissen VI. 96. VII. 47. das rechte VII. 303.
Wissenschaften I. 44. 115. VI. 96. 111. ihr Werth V. 54.
Witwenverbrennung XI. 143.
Wochentage X. 375. XI. 329.
Wohin so schnell? VII. 297.
Wohlthätigkeit V. 212.
Wollust VII. 142.
Wort III. 13. IV. 257. VI. 305. VII. 114. 119. 123. 128. VIII. 8. X. 144. inneres I. 89. VI. 29. zweyerley VIII. 246.
Worte, unaussprechliche, VI. 284.
Wortreichthum XI. 332.
Wunder I. 151. III. 54. 71. 248. 269. VII. 109. VIII. 88. X. 245. 256. 296. 298. 303. X. 25. 261. Jesu X. 124. 295.
Wunderbüchlein I. 369. IV. 314. V. 391. IX. 355. X. 284. XI. 239.
Wundergaben der Kirche X. 126. 297.
Wunderglaube III. 79. XI. 183.
Wünschelruthe III. 257.
Wunsch IV. 324.

Z.

Zahl, Zahlen, VIII. 254.
Zahl der Erdbewohner IX. 302. der Planeten III. 197.
Zauberey II. 322. 342.
Zehn Gebote X. 259. Jungfrauen VII. 247.
Zehnzahl IV. 245. 251. VIII. 257.
Zeichen, magische, III. 335.
Zeïr-anpin IV. 250.
Zeit I. 164. VI. 242.
Zeitalter VII. 22.
Zeitgeist II. 349. 350.
Zepter VIII. 156.
Zerstörungen VII. 95.
Zeruane-akereneh VII. 179. XI. 120.
Zeugen, zwey, II. 125.
Zeugnisse des nichtchristlichen Alterthums von Christo VI. 288.
Ziehens Prophezeihung II. 254.
Zorn Gottes III. 175. IV. 27. VI. 67. VII. 94. 121. IX. 111.
Zukunft Christi V. 21.
Zum Beschluß VII. 305.
Zweyerley Verdruß XI. 343.
Zweyheit II. 231. VIII. 271.
Zwischenstand I. 22. XI. 337.

Druckfehler.

S. 5. Z. 5. v. u. st. erkennen l. erkenneten.
„ 14. „ 1. st. Wirkung l. Wirkungen.
„ 58. „ 7. v. u. st. Hevil l. Hevila.
„ 63. „ 5. v. u. st. Nephilm l. Nephilim.
„ 118. „ 4. st. es l. er.
„ 147. „ 5. v. u. st. Paripatetikern l. Peripatetikern.
„ 167. „ 1. lösche zu aus.
„ 187. „ 7. st. spontanen l. spontanee.
„ 212. „ 1. st. eide l. leidet.
„ 240. „ 1. st. ehr l. sehr.
„ 259. „ 5. vor der fehlt in.
„ 284. „ 5. v. u. vor viel fehlt und.
„ 309. „ 6. l. Ehrfurcht.
„ 317. letzte Z. l. fachste.
„ 355. V. 25. Z. 4. st. Umfahn l. Umfahe.
„ 357. „ 34. „ 4. st. Amore l. Amare.

Bayerische Staatsbibliothek München

H0

28. Bg 4 Bl

chbinderei [illegible]
brunn, Tel. 478888

chbinderei HUMI
brunn, Tel. 478888

chbinderei Hütl
brunn, Tel. 478888

…chbinderei HUMI
…brunn, Tel. 478888

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meyer, Johann Friedrich von, 1772-1849

Blätter für höhere Wahrheit aus Beyträgen von Gelehrten, ältern Handschriften und seltenen Büchern ; mit besonderer Rücksicht auf Magnetismus
Bd.: 11 = N.F. 3

Frankfurt am Mayn 1832

Var. 341 o-11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10135683-2